Anthr. 150m

Gen. hum.
303

<36614799060011

<36614799060011

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1304.

R

Vorleſungen
über
die Geſchichte des Menſchen
und
ſeine natürliche Beſtimmung,

von

Dr. Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn.

Intrandum est in rerum naturam, et penitus, quid ea postulet, pervidendum, aliter enim nosmet ipsos nosse non possumus.

Cic. de Finibus. Lib. V. c. 16.

Hamburg, 1807.
in Commiſſion bei Carl Ernſt Bohn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Speak of me as I am.

Shakespeare.

Vorrede.

Seit beinahe dreißig Jahren, habe ich die Geſchichte der Menſchheit, zum vornemſten Gegenſtande meines Nachforſchens gemacht. Das Viele, mir damals Unerklärbare, welches ich in dem Betragen, in den Sitten, in den Meinungen, in den Gewohnheiten meiner Mitbrüder antraf, die um mich her lebten, wekte bei mir zuerſt den Gedanken, mich ſelbſt und meines Gleichen, genauer kennen zu lernen. Ich forſchte deswegen in der weltlichen und in der Religionsgeſchichte, ſo wie in der, die uns dem Urſprung und Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften erzehlet; allein, das Alles leiſtete mir kein Genüge. Meine Wißbegierde, und mit ihr die Räthſel, in Beziehung auf den Charakter und die Lebensart des Menſchen, vermehrten ſich und ſchienen unauflösli-

cher zu werden. Zufälliger Weiſe, erhielt ich, wie ich etwa neun und zwanzig Jahre alt war, Laets Ausgabe des Vitruvs, und wie ich bei dem Leſen, auf die Stelle im zweiten Buche ſtieß, die ich in der erſten Vorleſung, der zwoten Abtheilung, angeführet habe, erregte ſie meine ganze Aufmerkſamkeit. Ich erinnerte mich nun an das, was ich im Cicero und Lucrez, als Jüngling, ohne vieles Nachdenken, wie es in ſolchem Alter zu geſchehen pflegt, obenhin geleſen hatte. Was ich über den erſten Zuſtand der Menſchen, bei dieſen alten Schriftſtellern antraf, ſchien mir der Wahrheit ſo nahe zu kommen, daß ich zu mir ſelbſt ſagte: Dieſes iſt der eigentliche Standort, wo man den urſprünglichen Menſchen muß beobachten und kennen lernen, und von wo der Geſchichtſchreiber der Menſchheit ausgehen ſoll, wenn er die, durch Kunſt noch nicht verunſtaltete Natur ſeiner urſprünglichen Vorfahren darſtellen will. Er muß den Menſchen aus dem Menſchen ſelbſt zu erklären ſuchen, und aus ſeiner Natur, ſeine Geſchichte ſammlen.

Meine durch Vorurtheile der Erziehung und der Gewohnheit, bis dahin unterhaltenen Meinungen, in Beziehung auf den Menſchen, und ſeine Beſtimmung, fingen nun an zu

wanken und zu ſinken. Ich ſuchte ihn von allen Zuſätzen zu entkleiden, wodurch ihn die Künſte einer Geſellſchaftseinrichtung und einer Erziehung zum bürgerlichen Leben, zwar unkentlich gemacht, aber, im Grunde, ſeine Natur nicht verändert haben. Anfänglich war ich beſorgt ein ungeſtaltes und häßliches Geſchöpf, ohne ſolche vermeinte Verbeſſerungen und Zieraten, zulezt zu erblicken; allein, ich fand, am Ende, daß dieſer ſo entkleidete Menſch, das wahre und verehrungswürdige Urbild unſeres Geſchlechtes war. Ich fand bei dem näheren Anblicke und einer genauern Unterſuchung deſſelben, ſo Vieles, als die einzige Grundlage des Menſchenglüks, wozu uns die gütige Natur beſtimt hat, daß ich die meiſten meiner bisherigen Räthſel und Knoten, die mir bei der bürgerlichen Einrichtung unſeres Geſellſchaftsſtandes, in Beziehung auf den ſo veränderten Charakter meiner Brüder, als unauflöslich vorgekommen waren, nunmehr nicht allein leicht auflöſen konte, ſondern auch die Quellen der Uebel und des Elendes, darüber ſo vielfältig geſeufzet wird, entdekte, und einſah wie es möglich ſey ſie zu verſtopfen. Meine Entdeckungen die ich machte, und die ich als den einzigen Leitfaden zur richtigen und wahren Kentnis meiner ſelbſt

und meiner Mitbrüder erkante, gewährten mir nicht allein Vergnügen, ſondern auch Beruhigung.

Ich las hernach die meiſten Bücher, welche entweder eigentlich über die Geſchichte der Menſchheit geſchrieben worden ſind, oder wenigſtens eine Beziehung darauf haben, fand ſie aber gröſtentheils ſo, daß ſie meiner Erwartung nicht entſprachen, und meiner Wißbegier kein Genüge leiſteten. Um deswillen entſchloß ich mich, in meinem eigenen Forſchen, ungehindert fortzugehen, und was der Erfolg davon geweſen iſt, wird man aus der Reihe der folgenden Vorleſungen gewahr werden. — Dieſen Namen gab ich meinen Betrachtungen darum, weil ich dadurch die ſo abgenuzte Abtheilung in Bücher und Capittel vermeiden, und noch mehr darum, weil ich meinen Vortrag, auf dieſe Weiſe, am füglichſten ſo einrichten konte, daß, ohne ihm ein ſyſtematiſches Anſehen zu geben, er nachdrüklicher und heller wurde. Aller pompöſen und aller gezierten Schreibart, habe ich mich, ſo wie leerer Declamationen, enthalten, weil dergleichen mir ſchon längſt zuwider geworden, und weil die Wahrheit ſolcher Schminke keinesweges bedarf.

Was ich, während vieler Jahre, über dieſen Gegenſtand, durch Nachdenken, Leſen und eigenes Beobachten geſammlet, und unzuſammenhängend niedergeſchrieben hatte, fing ich an, in meinem acht und funfzigſten Jahre, in Ordnung zu bringen. Indeſſen waren der Materialien, die ich in meinen Papieren vor mir fand, ſo ungemein viele, daß ich, vermittelſt einer ſtrengen Auswahl, ſie ſehr vermindern muſte, damit mir das Werk, unter den Händen, nicht zu ſtark anwachſen mögte. Es ſind daher manche Thatſachen, die ich zu ausführlichen Beweiſen geſammlet hatte; manche, beim Nachdenken, in mir entſtandene Ideen, manche weitere Ausſichten, und aus angeführten Thatſachen und Zeugniſſen ſich ergebende Folgerungen oder Reſultate, zurükgelaſſen worden. Wenn mir dieſes Unterdrücken meiner Vorarbeiten, zu Zeiten, unangenem war, ſo beruhigte mich dabei der Gedanke, daß aufmerkſame Leſer, durch Winke die ich gegeben, zu weiterem Nachdenken werden veranlaſſet werden.

Man denke, indeſſen, ja nicht, als ob ich die Eitelkeit beſäße, zu glauben, daß ich meinen Gegenſtand erſchöpft habe. Nein, es kan, nachdem ich mich ſo lange damit beſchäftigte, ſchwerlich jemand mehr als ich es einſe-

hen und davon überzeugt ſeyn, daß er äuſſerſt reichhaltig iſt, und daß ich noch eine groſſe Nachleſe übrig laſſe. Die Schwierigkeiten, ihn richtig, vollſtändig und nach ſeiner Würde zu behandeln, habe ich, bei meiner angewanten Mühe, zu oft erfahren. Ich habe ſie zu bekämpfen geſucht; allein ich weiß nicht, ob ich glüklich und ſtark genug geweſen bin, ſie allemal zu beſiegen. Oft iſt bei mir der Wunſch entſtanden, daß ich mehr hätte leiſten können; aber ich beruhige mich damit, daß jeder der die Geſchichte der Menſchheit zu bearbeiten unternimt, dieſen Wunſch, eben ſo wie ich, bei ſeiner Arbeit fühlen, und dabei finden wird, daß es ihm an Kräften fehle denſelben völlig zu befriedigen.

Wie ich mich mit meinem Gegenſtande zuerſt zu beſchäftigen anfing, ſchien mir vieles von dem was mir bei meinem Nachdenken vorkam, ganz neu zu ſeyn, weil das, was ich auf Schulen und Univerſitäten gehöret, was ich in Büchern geleſen, was ich im Umgange gelernet hatte, faſt immer das Gegentheil von dem war, was ich, bei reifferem Alter, bei mehrerer Kentniß der Welt, und bei meinen Unterſuchungen, als Wahrheit gefunden hatte. Redete ich über dieſen Gegenſtand mit Freunden, unter welchen ſich oft ſolche befanden,

die im Rufe der Gelehrſamkeit ſtanden, ſo kam Vielen, das was ich darüber ſagte, als ſehr ſonderbar vor, und, bei ihrer Verwunderung, geſtanden ſie, daß ſie nie zuvor, über dieſe Dinge nachgedacht hätten. Vielen machte das was ſie von mir höreten Vergnügen; allein, wenn ich ſie aufmunterte, weiter darüber nachzudenken, ſo fand ich dennoch faſt immer, daß es ihnen an Luſt dazu fehlte. Indeſſen war mir dieſe an ihnen bemerkten Trägheit und Gleichgültigkeit, ein neuer Antrieb, in dem was ich zu unterſuchen angefangen hatte, mit Eiffer fortzufahren, und je weiter ich fortrükte, deſto mehr fand ich meine Mühe belohnet. Die Klarheit, in der ich die Gegenſtände meines Forſchens zu ſehen anfing, nam zu, und mit ihr auch meine innere Ruhe und Zufriedenheit. Der Gedanke, daß Vieles von dem was ich fand, eine Art neuer Entdeckungen ſey, verlor ſich. Ich ſah daß es alte Wahrheiten waren, die ſich gleich zeigten, ſo bald man den Schutt alter Vorurtheile, und, durch Erziehung angenommener Meinungen, wegräumt. Niemand glaube daher, daß Vieles von dem was er in dieſem Werke lieſet, neue Wahrheiten wären, oder daß ich ſelbſt ſo eitel oder unwiſſend ſey, ſie dafür zu halten. Nein, es ſind Thatſachen,

die ſo alt ſind als der Urſprung des menſchlichen Geſchlechtes. Sie würden keines mühſamen Nachforſchens bedürfen, wenn nicht ſo viele vergangene Zeitalter, den Menſchen immer weiter von der Natur entfernet, ihn verunſtaltet und das Gebiet der Wahrheit, in vielen ſeinen Theilen, mit Fabeln, Aberglauben, Betrügereien und Ausartungen, wie mit einer verhärteten Lava der Volkane, ſo übergoſſen hätten, daß es nochmehr Mühe und Arbeit koſtet, dieſe moraliſche Lava aufzubrechen und wegzuſchaffen, als dazu erfordert wird, die Straßen, die Häuſer und die Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, nach mehr als tauſend Jahren, einigermaſſen wieder ſichtbar zu machen. Ueberdem hat der ehrliche und nachdenkende Mann, der ſich mit ſolcher Arbeit beſchäftiget, um die Wahrheit unter dem Schutte der Vorurtheile und ungegründeter Meinungen, womit ſie bedekt worden, wieder ans Licht zu bringen, von dem groſſen Hauffen wenig Beifall und Dank zu erwarten, wofern er nicht gar als ein Thor verlacht und als ein Feind der Meinungen, die man für heilige Wahrheiten hält, angefochten wird.

Man wird, indeſſen, nicht mit einigem Grunde der Wahrſcheinlichkeit vorgeben kön-

nen, daß dieſe Vorleſungen, irgend etwas Nachtheiliges für die Sittenlehre haben; ſie werden vielmehr derſelben, bei den Wenigen, die ſie mit Aufmerkſamkeit und ohne Vorurtheile leſen mögten, wahre Dienſte leiſten. Sie werden den ſich geſittet nennenden Menſchen, oft ſehr beſchämen, wenn er ſich, ohne thörigten Stolz, mit dem vergleicht, der ſo iſt, wie ihn die Natur haben will. Ein Mann, der ſo herzlich, wie ich, das Wohl ſeiner Mitmenſchen zu befördern wünſchet; der die Wahrheit ſo aufrichtig ſucht und ſie über Alles liebt und ehret; der die Tugend, zum Glücke unſers Geſellſchaftsſtandes, für durchaus nothwendig hält, und oft wehmüthig darüber wird, daß man ſo wenig davon unter uns wahrnimt; ein Mann der ſich mit dem Inhalte dieſer Vorleſungen, ſeit ſo vielen Jahren beſchäftiget, und den Menſchen zum vornemſten Gegenſtande ſeiner Beobachtungen gemacht hat; ein Mann der zwei und zwanzig Jahre, in einer der größten und volkreichſten Städte Europens als Lehrer einer Verſamlung ſeiner Brüder, mehr als viertauſend Predigten gehalten, und die gewöhnliche Anthropologie, ſo wie die Glükſeligkeitslehre, die man in unſerm Geſellſchaftsſtande vorzutragen pflegt, genau unterſucht und von allen

Seiten geprüfet hat — ein ſolcher Mann wird wol nicht in dem Verdacht gerathen, daß er als ein Unwiſſender, der die Menſchen nicht kennet, über einen ſo wichtigen Gegenſtand, als der iſt den dieſe Vorleſungen betreffen, zu ſchreiben unternommen habe, oder daß er gar unreine und ſeinen Mitbrüdern nachtheilige Abſichten, durch ſein Werk, zu erreichen ſuche. Vielmehr wird jeder Vernünftige, der darüber nachdenkt, der das was ich ſage mit Aufmerkſamkeit lieſet, und es als ein Wahrheitſuchender prüfet, eingeſtehen, daß ich den natürlichen und richtigen Pfad, bei meiner Arbeit, gegangen bin, der allein zur wahren Kentniß des Menſchen, wie er der Natur und ſeinen Weſen nach iſt, führen und die Mittel zeigen kan, wie wir unſern gegenwärtigen Geſellſchaftszuſtand verbeſſern und uns von vielem Elende, darüber wir oft klagen, wenn wir nur wollen, befreien mögen. Die welche bei aller Klarheit und Deutlichkeit, deren ich mich, ohne alle Declamation, bei meinem Vortrage befliſſen; und bei allen Beweiſen und Zeugniſſen womit ich ihn unterſtüzt habe, dennoch bei ihren, ihnen beigebrachten Vorurtheilen bleiben, und meine Vorleſungen mit Unwillen verwerfen mögten, denen kan ich freilich nicht helfen, und ſie mögen immer bei

ihren alten Vorſtellungen und Meinungen, die ſie von dem Menſchen unterhalten, verbleiben, und ſich Zweiffelsknoten ſchürzen, die ihnen unauflöslich vorkommen, ob ſie gleich ihr eigenes Machwerk ſind.

Da ich den Weg gegangen bin, der mir als der grade Gang der Wahrheit vorgekommen iſt, ſo war es, wenn ich ihn nicht verfehlte, unnöthig, die Ab- und Irrwege derer zu rügen, welche dieſelben gehen und ſie für richtig halten, ob ſie es gleich keinesweges ſind. Irrige Meinungen, und wenn ſie auch Jahrhunderte hindurch ſich behauptet und im Anſehen erhalten haben, werden darum doch nie zu Wahrheiten. Wenn Erfahrung und geſunder Verſtand ihnen widerſprechen und das Gegentheil beweiſen, verdienen ſie nicht einmal eine nähere Unterſuchung, geſchweige denn eine ernſthafte und umſtändliche Widerlegung. Es komt nicht darauf an, ob das Geſagte mit den gewöhnlichen Meinungen übereinſtimme, ſondern ob es Wahrheit ſey? Bei Leuten die von Vorurtheilen geblendet ſind, und ſie zu erkennen und abzulegen, nie die geringſte Neigung empfunden haben, muß man nicht erwarten, etwas zur Beſſerung ihrer Kentniſſe auszurichten. Sie halten,

zumal in ſpäteren Jahren, die ihnen, durch die Erziehung, beigebrachten Meinungen, für unwiderſprechliche Wahrheiten, und ihr Gehirn iſt, durch die Zeit, in ſolche Falten gelegt, daß das Grademachen oder das Wegſchaffen derſelben, beinahe unmöglich wird.

Es hat nie in meinen Character gehöret, zu verlangen, daß Andere grade ſo denken mögen als ich denke; aber ich bin auch ein Menſch, ſo gut wie andere meines Gleichen, und was ich hier geſchrieben, ſoll blos die Reſultate meines vieljährigen Forſchens, in der Geſchichte der Menſchen, deren einer ich ſelbſt bin, darſtellen. In meinem ſechzigſten Jahre, (1802,) vollendete ich dieſe Arbeit, ſo weit ſie hier erſcheint, und ich halte den Gedanken für eine hinlängliche Belohnung meiner Mühe, daß dieſe Schrift, wenn ich nicht mehr ſeyn werde, ein Zeugniß ſeyn wird, was meine Gedanken über mich ſelbſt und über meine Mitmenſchen geweſen ſind.

Den beigefügten Anmerkungen, die bei vielen Stellen faſt unentberlich ſind, ob ſie gleich nicht in den Text ſelbſt verwebet werden konten, habe ich darum am Ende des Buches ihre Stellen angewieſen, weil ich auf ſolche

Leſer Rückſicht nam, die geneigt ſind, der-
gleichen als Unterbrechungen anzuſehen und ſie
zu überſchlagen. Diejenigen, die mit for-
ſchender Aufmerkſamkeit leſen, denen es um
Zeugniſſe, Thatſachen, und Belege des Ge-
ſagten zu thun iſt, die hin und wieder über
Manches Erläuterungen und etwas Ausführ-
liches zu leſen wünſchen, werden mir dafür
danken, und die Mühe ſie nachzuſchlagen,
nicht für beſchwerlich halten. Hamburg, im
Februar, 1807.

Inhalt.

Einleitende Vorleſung. Seite 1.

Was iſt die Geſchichte der Menſchheit? — Ihr Inhalt. — Was nicht dazu gehöret. — Was wahre Welt- und Menſchenkentnis ſey, und wie ſie zu erhalten? (Anmerk.) — Charakter des Geſchichtſchreibers der Menſchheit. — Iſt es ſchwer die Geſchichte des Menſchen zu ſchreiben? — Welches ſind die Quellen ſolcher Geſchichte? — Wichtigkeit und Nutzen derſelben.

Erſte Abtheilung,

Erſte Vorleſung. S. 17.

Der Menſch überhaupt und im Allgemeinen betrachtet.

Der Menſch muß zum Thierreiche gerechnet werden. — Entſtehen deſſelben. — Alle Menſchen ſind ſich im Weſentlichen gleich. — Thiere haben Sinne wie der Menſch. — Sie haben Wahr-

Wahrnemungsvermögen und Bewuſtſeyn. — Uebereinſtimmung des Baues der Sinne bei den Menſchen und vierfüßigen Thieren.

Zwote Vorleſung. S. 29.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Erinnerungs- und Gedächtnisvermögen bei Menſchen und Thieren. — Urſprung und Urſachen davon, ſind bei beiden einerlei. — Unterſchied des Gedächtniſſes der Thiere und des Geſellſchaftsmenſchen. — Einbildungskraft. — Woher ſie rühre? — Iſt Menſchen und Thieren gemein. — Begehrungs- und Verabſcheuungsvermögen, findet ſich gleichfalls bei Beiden, — ſo wie Leidenſchaften, welche Lezteren, bei zunehmenden Jahren, einen Einfluß auf die Geſichtszüge des Menſchen haben.

Dritte Vorleſung. S. 47.

Von der Vernunft der Menſchen und anderer Thiere.

Unterſchied zwiſchen Vernunft und Verſtand. — Verſtand und Erfahrung ſind im Grunde nicht unterſchieden. — Die Thiere erhalten ihre Vorſtellungen und Begriffe, ebenfals durch die Sinne und Erfahrungen. — Zeugniſſe für die Vernunftfähigkeiten der Thiere. — Die Quellen der Vernunftfähigkeiten, ſind bei Menſchen und Thieren einerlei. — Sie äuſſern ſich blos durch vorkommende Gelegenheiten ſie zu entwickeln.

Vierte Vorleſung. S. 65.

Von den Naturtrieben und der Sprache.

Ueber das was man Vernunft ähnlich und Erwartung ähnlicher Fälle nennet. — Naturtriebe können, nach ihren Urſachen, eben ſo wenig begriffen werden, als Kraft, Schwere und Schnellkraft bei künſtlichen Maſchinen. — Was Naturtriebe wahrſcheinlich ſind? — Einige derſelben ſind unveränderlich; anderen kan eine weitere Ausdehnung und eine von den Vorſchriften der Natur abweichende Richtung gegeben werden. — Es giebt keine eigentliche Kunſttriebe. — Die Inſtinkte leiten die Thiere richtiger als den Menſchen ſeine gerühmte Vernunft. — Sprache.

Fünfte Vorleſung. S. 83.

Von der Erzeugung des Menſchen.

Nach der Natur ſchämt ſich der Menſch der Handlung ſeines Gleichen zu erzeugen nicht. — Wie es mit der Erzeugung zugehe. — Eyerſtöcke und Saamenthiere. — Electriſche Kraft. — Fortgang der Bildung der Frucht im Mutterleibe. — Neugier in das Zeugungsgeſchäfte der Natur einzuſchauen, iſt unnütz. — Die Lebenskraft entſtehet und iſt im Blute.

Sechste Vorleſung. S. 97.

Der Menſch von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Aufhören.

Kinder ſind nicht die hülfloſeſten Geſchöpfe

unter allen Thierarten. — Verzärtelung im Geſellſchaftsſtande. — Geburten unter den Wilden. — Der Menſch iſt von Natur gut, wird aber durch das Zähmungsgeſchäfte bös. — Alle Kinder werden wild geboren. — Die erſten Eindrücke welche die Sinne machen, ſind von Wichtigkeit. — Wilde behalten immer etwas von ihrer angebornen Wildheit, auch wenn ſie in civiliſirten Ländern erzogen werden. — Von den Sinne des Geſichts und des Gefühls. — Kinder ſehen nicht verkehrt zuerſt. — Zeit zum Säugen. — Soll der Menſch aufrecht gehen? — Neigung zur Nachahmung. — Vorliebe zu dem was der Reitz der Neuheit hat. — Hang zur Freiheit. — Warum Kinder froh und munter ſind?

Siebente Vorleſung. S. 115.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Eintrit der Mannbarkeit, bei beiden Geſchlechten. — Zeichen derſelben. — Einige Fragen darüber. — Erſte Ausübung des Fortpflanzungstriebes. — Schaam und Keuſchheit ſind Tugenden, welche der Geſellſchaftszuſtand erzeuget hat. — Der Geruch verräth dem männlichen Geſchlechte, das Erwachen des Fortpflanzungstriebes bei dem weiblichen. — Dieſer Trieb wird im Geſellſchaftszuſtande gemisbraucht. — Naturmenſchen und Wilde, behalten ein jüngeres Anſehen bis in ſpäte Jahren. — Das männliche Geſchlecht hat in Anſehung der Schönheit, den Vorzug vor dem weiblichen. — Urſachen warum im Geſellſchaftsſtande dem weiblichen der Vor-

zug eingeräumet wird. — Im Alter der Mannbarkeit erreicht der Menſch ſeine Größe. — Die Zeit ſeines Aufhörens. — Die Zeit wenn ſie eintrit. — Die Thiere ſind nicht geſunder als der Menſch. — Abname der Kräfte. — So lange noch Wärme im Blute vorhanden, iſt auch noch Leben darin. — Tod. — Er hat nichts fürchterliches an ſich. — Woher die Furcht vor dem Tode entſtehe? — Ob Bewuſtſeyn und Erinnerungskraft nach dem Tode übrig bleiben?

Zwote Abtheilung.

Der Naturmenſch.

Erſte Vorleſung. S. 133.

Von dem Naturſtande überhaupt.

Es hat einen allgemeinen Naturſtand gegeben. — Was zur Zähmung des Menſchen wahrſcheinlich Veranlaſſung gab. — Warum wir keine Nachrichten von dem ehemaligen Naturſtande haben? — Wahrſcheinlicher Gang der Zähmung des Menſchen. — Nachrichten von Völkern, die ſich von der Natur wenig entfernet haben, aus den alten Schriftſtellern. — Verwilderte Menſchen. — Lithauiſcher Knabe von 1661, und ein anderer von 1694. — Irrländiſcher Junge. — Zwei Knaben auf den Pyrenäen. — Der Hamelſche Junge und der im Lüttichſchen. — Die le Blanc. — Wilde im

Walde von Yvary und in den Pyrenäen, im Jahre 1774.

Zwote Vorleſung. S. 156.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Wie Naturmenſchen wieder entſtehen würden. — Bemerkungen über die angeführten Verwilderten. — Ihre Schärfe der Sinne, ihre Stärke, Munterkeit und Geſundheit. — Der Naturmenſch kennet keine Gemütskrankheiten. — Genießt ſeine Nahrungsmittel roh. — Er gehöret wol, ſeiner eigentlichen Beſtimmung nach, zu den Gattungen von Thieren die man Frugivoren nennet. — Der Naturmenſch iſt unerſchrocken, und vertheidiget ſich gegen Angriffe mit Entſchloſſenheit. — Seine Waffen. — Er iſt geſchwind, gelengſam und ein guter Schwimmer. — Er hat einen Trieb zur Geſelligkeit. — Wie dieſelbe beſchaffen iſt? — Die Befriedigung des Fortpflanzungstriebes unter Naturmenſchen. — Ob derſelbe Fehden und Streit veranlaſſen würde? — Der Naturmenſch kennet die Liebe nicht. — Naktheit iſt kein Reiz zur Wolluſt. — Bevölkerung im Naturſtande iſt nicht ſtark. — Wird der Naturmenſch aufrecht gehen?

Dritte Vorleſung. S. 184.

Schilderung des Naturmenſchen und des Zuſtandes darin er lebt.

Der Naturmenſch iſt unbekleidet; vielleicht ſein Leib mit Haaren bewachſen. — Er bedarf

keiner durch Kunſt errichteten Wohnung. — Iſt munter und geſchmeidig, lebt ohne Sorgen und iſt nicht bange vor Krankheiten und dem Tode. — Seine Bedürfniſſe und Beſchäftigungen. — Phyſiognomie. — Vergebliches Bemühen der Philoſophie, den gezähmten Menſchen ſo glüklich zu machen, als er im Naturſtande seyn würde. — Urſachen der Zufriedenheit des Naturmenſchen. — Sein phyſiſcher Charakter kan beſtimt gedacht werden; was man von ſeinem moraliſchen ſagen mögte, iſt blos negativ. — Religion, nach den gewöhnlichen Begriffen davon, läßt ſich bei dem Naturmenſchen nicht denken. — Die Kentniß des Naturſtandes iſt wichtig und nothwendig. — Wird gleichwol gering geſchätzt und vernachläſſiget. — Wie man zu dieſer Kentnis gelange, und was die Urſachen ihrer Geringſchätzung ſind. — Wahre Glükſeligkeit, welche der Naturmenſch genießt; er erreicht ohne es ſelbſt zu wiſſen den Zwek ſeiner Beſtimmung. — Der civiliſirte Menſch, ſiehet ihn, thörigter Weiſe, als ein unvollendetes Geſchöpf an. — Was von der ſogenanten Entwickelung ſeiner Fähigkeiten und ſeiner Vervollkommung zu halten ſey?

Dritte Abtheilung.

Der ſogenante Wilde.

Erſte Vorleſung. S. 208.

Der ſogenante Wilde.

Nothwendigkeit die Wilden kennen zu lernen. — Warum man ſie ſo nennet. — Die Wilden davon wir reden, ſind keine Naturmenſchen mehr. — Unterſchied unter den ſogenanten Wilden. — Europäer die eine Zeitlang unter den Wilden zugebracht haben, finden Geſchmak an ihrer Lebensart, aber nicht umgekehrt die Wilden an der Lebensart der Europäer. — Uebergang in den Geſellſchaftsſtand. — Das Entſtehen der Sprachen. — Unter den Wilden iſt die Sprache ſehr einfach, und beinahe jede Familie hat ihre eigene. — Entſtehen des Eigenthums.

Zwote Vorleſung. S. 227.

Eintheilung der Wilden.

Man theilt ſie gewöhnlich ein nach ihren Nahrungsmitteln, in Fiſcher, Jäger, Fruchteſſer, Hirtenvölker oder Nomaden.

Dritte Vorleſung. S. 236.

Ueber den Character der Wilden.

Sie haben die ſtärkſte Liebe zur Freiheit. —

Ihre Erziehung iſt derſelben angemeſſen. — Sie beſitzen eine ungemeine Vaterlandsliebe. — Sind ſtolz und zeigen eine groſſe Anhänglichkeit an ihre Lebensart, und eine Neigung den Ort ihres Auffenthaltes oft zu verändern. — Es hält äuſſerſt ſchwer, ſie ganz zahm zu machen. — Oberhäupter unter den Wilden haben wenig Anſehen, und es dauert mehrentheils nur ſo lange als man ihrer nöthig hat. — Ein Wilder erweiſet einem andern ſo viel Höflichkeit, als dieſer gegen ihn äuſſert. — Verpflichtungen und Dank, wegen erhaltenen Geſchenke, kennet er nicht. — Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit der Wilden. — Sie gerathen nicht leicht in Zorn. — Urſachen davon. — Sie lieben die Unthätigkeit. — Herſchſucht, Arbeitſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte ſind ihnen zuwider. — Sie ſind keine Anbeter des weiblichen Geſchlechtes und kennen nur das Sinnliche der Liebe. — Haben Abneigung gegen den Ackerbau. — Verachten die Europäer. — Aeuſſern ihre Verſtandeskräfte, bei manchen Gelegenheiten, auffallend.

Vierte Vorleſung. S. 257.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Der echte Wilde hat Mangel an Neugier und iſt nicht wißbegierig. — Wie bei den Kindern, in Geſellſchaftszuſtande, Neugier und Wißbegierde erwecket werden? — Der Wilde iſt in ſich ſelbſt gekehret. — Hat Luſt andere zu necken, woraus ſich vieles in der Geſchichte des Menſchen erklären läßt. — Seine Heiterkeit und ſein Frohſinn.

Fünfte Vorleſung. S. 271.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Neigung zu ſtarken Getränken, iſt bei den Wilden nicht allgemein, und der Naturmenſch hat einen Widerwillen dagegen. — Unglükliche Folgen davon, daß die Europäer ſie mit ihren ſtarken Getränken bekantmachen. — Wilde haben einen Hang zum Spiel, und eine Liebe zum Puz. — Sind treu und ehrlich. — Freundſchaften unter ihnen. — Sind von den Europäern grauſam und treulos behandelt worden.

Sechste Vorleſung. S. 288.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Wilde ſind nicht ungeſchliffen, und begegnen ſich unter einander mit groſſer Beſcheidenheit.— Haben Achtung für das Alter. — Ob bei einigen ihrer Völkerſchaften die Alten getödtet werden? — Sind freigebig und erzeigen eine uneigennüzige Gaſtfreiheit und Gefälligkeit. — Contraſt des Betragens der Wilden und der Europäer. — Iſt die Menſchenfreſſerei unter den Wilden etwas Gewöhnliches?

Siebente Vorleſung. S. 308.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Rauben und Stehlen gehöret nicht in den Character des Wilden. — Contraſt des Raubens der Europäer mit den Wilden. — Sind die Wilden grauſam? — Vergleichung der

Grauſamkeit der Civiliſirten, mit der unter den Wilden.

Achte Vorleſung. S. 328.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Wilden.

Der Umgang beiderlei Geſchlechter unter den Wilden in Beziehung auf den Fortpflanzungs-trieb. — Unter den jungen Negern in Afrika und auf den Weſtindiſchen Inſeln, auf Taiti, Neuholland, u. ſ. w. — Forſter, über die Keuſch-heit zu Taiti. — Bougainville und Commer-ſon. — Die Unterwürfigkeit der Weiber, wird ſchon den Knaben der Wilden, beigebracht. — Väterliche Gewalt in einer Familie. — Ehen unter den Wilden. — Vielweiberei. — Unter den Menſchen findet, nach der Natur, kein Paa-ren Statt. — Anſtändigkeit und Beſcheidenheit unter den Wilden. — Naktheit der Weiber un-ter den Wilden, befördert die Geilheit nicht, wol aber der Putz der Europäerinnen.

Neunte Vorleſung. S. 348.

Von der Religion der Wilden.

Der Naturmenſch weiß von keiner Reli-gion. — Bei vielen wilden Völkerſchaften, hat man nicht die geringſte Spuhr der Erkentniß einer Gottheit gefunden. — Die Lehren des Chriſtenthums finden bei ihnen keinen Eingang. — Hin und wieder giebt es unter den Wilden Aber-glauben und vermeinte Hexerei. — Urſachen davon. — Wie eigennützige Menſchen derglei-chen benutzen.

Zehnte Vorleſung. S. 365.

Von der Regierungsart unter den Wilden.

Haben die Wilden Regierungsformen und Geſezgebung? — Wo dergleichen Statt haben ſoll, muß ſchon Eigenthum eingeführet ſeyn. — Väterliches Anſehen. — Einfacher Geſellſchaftszuſtand. — Das väterliche Anſehen iſt nicht die Veranlaſſung zu Oberhäuptern ganzer Völkerſchaften. — Warum man dergleichen erwählt. — Einige derſelben behalten ihre Gewalt nur auf eine kurze, andere auf Lebenszeit; einiger Gewalt iſt erblich. — Erniedrigende Unterwürfigkeit, bei den Natches, Peruanern, Mexikanern u. ſ. w. — Die Bewohner vieler Südſeeinſeln, ſind ſchon ziemlich weit in der Civiliſation vorgerükt. — Bei vielen Wilden in Afrika iſt das Anſehen ihrer Oberhäupter ſehr eingeſchränkt, bei andern nicht. — Bei echten Wilden trift man keine Geſezgebung, keine Rechte, keine Regierungen, keine obrigkeitliche Perſonen an. — Wo? und wie? Geſetze und Regierungen entſtehen? — Der Wilde kennet nur ein Recht und das iſt das Recht der Wiedervergeltung. — Bei den Wilden richten Freiheit und Gleichheit, und eine darauf gegründete einfache Erziehung, mehr aus als Geſetze, Drohungen und Strafen.

Elfte Vorleſung. S. 382.

Der Wilde beim Tode.

Er iſt gleichgültig dagegen. — Dergleichen können Kunſt und Erziehung hervorbringen, wie bei dem ſpartaniſchen Knaben. — Beiſpiele von

Wilden, die bei dem Tode ganz unerſchrocken waren. — Um glüklich zu leben und unerſchrok-ken zu ſterben, ſind zwei Dinge nöthig. — So-genante Philoſophie und Aberglaube richten der-gleichen nicht aus. — Der Wilde kennet keinen Ueberdruß des Lebens, und keinen Selbſtmord.

Schluß-Vorleſungen.

Zwölfte Vorleſung. S. 389.

Würdigung des Standes der Natur und der Wildheit, in Vergleichung mit dem, den man cultivirt nennet.

Dreizehnte Vorleſung. S. 406.

Prüfung der Einwendungen, die von einigen neuern Schriftſtellern, gegen den Stand der Natur und der Wildheit ſind gemacht worden.

Vierzehnte Vorleſung. S. 443.

Iſt es möglich daß das menſchliche Geſchlecht zur natürlichen Wildheit zurükkehre? — Wie kan die Kentnis des Zuſtandes der Wildheit, von dem civiliſirten Menſchen benuzt werden?

Anmerkungen und Zuſätze zu den vorherge-henden Vorleſungen, von S. 456 bis 563.

Einleitende Vorleſung.

Wir wollen uns jetzt, meine Brüder, mit dem wichtigſten Gegenſtande unſeres Nachforſchens und unſeres Wiſſens, mit der Geſchichte der Menſchheit beſchäftigen. Die Begriffe die man mit dem Worte Menſchheit gewöhnlich verbindet, ſind bisher größtentheils ziemlich verworren und unbeſtimmt geblieben. Eigentlich ſollte man darunter die urſprünglichen und unveränderten Triebe, Fähigkeiten und Anlagen, welche die Natur dem Menſchen verlieh, nebſt der einfachen und ungekünſtelten Anwendung derſelben verſtehen. (Anmerk. 1.) Daher muß die Geſchichte der Menſchheit oder des Menſchen, von der Geſchichte der Menſchen, wie ſie ſchon im Geſellſchaftszuſtande vereiniget ſind, ſorgfältig unterſchieden werden. Unter der Letztern verſtehet man die Geſchichte der verſchiedenen Völker und Länder der Erde, in Beziehung auf ihre Regierungsformen, ihre Sitten, ihre Schickſale, ihre Kriege, ihre Religionen, ihre

Künſte und Wiſſenſchaften. Dagegen erzehlet die erſtere, wie der Menſch durch die Natur hervorgebracht, wie er erzeuget und geboren wird; ſie begleitet ihn durch alle ſeine Lebensalter, bis an ſein Ende; ſie zeiget was er mit andern Thieren Aehnliches hat, und wodurch er ſich, als eine eigene Thiergattung betrachtet, unter den übrigen auszeichnete; ſie ſtellet ſeine Triebe, ſeine Fähigkeiten und Anlagen, nebſt der Anwendung derſelben dar; wie ſie ſich ohne Geſellſchaftszuſtand, ohne Unterricht und ohne Kunſt, zu entwickeln anfangen, wie ſie zu der ihnen, von der Natur beſtimmten Vollkommenheit, ohne einige Uebertreibung oder Ueberſpannung, gelangen, wie ſie wieder abnemen und endlich aufhören; ſie beſchreibt ſeinen Leibesbau, ſeine Lebensart nach der Natur, ſeine wenigen Bedürfniſſe und ſeinen Charakter: kurz, ſie zeiget, wie er von Natur iſt und was er nach ihr ſeyn ſollte. Dieſes zuſammengenommen, wäre die umſtändlichere Beantwortung der Frage: Was iſt die Geſchichte der Menſchheit oder des Menſchen? Sie iſt kurz, ſie weiß von keiner Chronologie oder Zeitrechnung, es wäre denn daß man die verſchiedenen Zeitalter oder Lebensſtuffen des Menſchen dafür nemen wollte; ſie iſt ſehr einfach, denn das Thier welches Menſch heißt, iſt ſich, ſeiner Natur nach, unter

allen Himmelsſtrichen, zu allen Zeiten, und in allen Ländern ähnlich. Werden in ſolcher Geſchichte der Menſchheit, noch Beobachtungen und Vergleichungen angeſtellet, die Beziehung auf den nachher eingeführten bürgerlichen oder Geſellſchaftszuſtand haben, in dem ſich der größte Theil des menſchlichen Geſchlechtes jezt befindet, ſo pflegt man ihr den Beinamen einer philoſophiſchen zu geben. Nicht ſelten lieſet man dieſes Beiwort da wo es nicht hingehöret, weil der Geſchichtſchreiber ſich von den Vorurtheilen ſeiner Erziehung keinesweges frei gemacht hatte, und daher ſeine Urtheile und ſeine Vergleichungen davon gefärbt, der Wahrheit nicht gemäs ausfielen.

Nach dem ſo eben angegebenen Inhalte der Geſchichte der Menſchheit oder des Menſchen, ſo weit er blos unter der Leitung der Natur ſtehet, und noch nicht, durch Künſte und Zwang, von ihr abgeleitet und gezähmet worden iſt, welches man Cultur nennet, mögte ſie mit dem Eintritte der Civiliſation aufhören, weil alsdenn die verſchiedenen Schattirungen, der Völker gegen Völker, der Zeitalter gegen Zeitalter, der Länder gegen Länder und einzelner Menſchen gegen einander eintreten. Um aber die reine Menſchheit in ein helleres Licht zu ſtellen, wird es doch gut ſeyn, den Menſchen, der zwar, als

Kind der Natur, wild geboren, aber gleich vom Anfange ſeines Daſeyns gezähmet wird, auch in ſeiner gegenwärtigen Lage zu beobachten, und zu ſehen wie er, im Stande der Geſellſchaft ausgeartet, mit dem urſprünglichen Menſchen eine Art von Contraſt macht. Grade aus dieſem Geſichtspunkte kan der Zuſtand der Natur und der Civiliſation gehörig mit einander verglichen und jeder nach ſeinem wahren Werthe gewürdiget werden.

Die Geſchichte der Kriege, der Eroberungen, der Verwüſtungen, der Religionsverfolgungen, der Zänkereien über Meinungen gehöret nicht in die Geſchichte der Menſchheit; denn die Menſchlichkeit hat keinen Antheil daran. Sie weiß von keinen Verheerungen, von keinen Schlachtfeldern. Eben ſo wenig macht die Geſchichte der Moden, des Putzes, der Trachten uud anderer Thorheiten, die in dem Geſellſchaftsſtande ihren Urſprung namen, einen Theil derſelben aus. Sie ſchweigt von Künſten und Wiſſenſchaften, kurz von allen dem was der Menſch nicht blos auf unmittelbaren Antrieb der Natur, oder dem von ihr erhaltenen Unterrichte thut. Wenn daher eine Erzehlung, von der Art, wie ſich der Menſch von der Natur und ſeiner eigentlichen Beſtimmung entfernet hat, in einer allgemeinen Darſtellung des Geſell-

ſchaftzuſtandes hinzugeſetzet wird, ſo darf der-gleichen immer nur im Allgemeinen und in ſteter Rückſicht und Beziehung auf die wahre Geſchichte der Menſchheit vorgetragen werden, weil es eigentlich nur als Beilage, als Zuſatz und als Nebenſache anzuſehen iſt. Dennoch ſind ſolche Vorſtellungen und daraus entſtehenden Contraſte, gewiſſermaſſen notwendig, um wahre Welt- und Menſchenkentniß zu erhalten. (Anm. 2.)

Man ſagt, ein Geſchichtſchreiber müſſe kein Vaterland haben, und keiner Secte, weder in politiſchen noch religiöſen Meinungen zugethan ſeyn; er müſſe für nichts eine Vorliebe haben als für die Wahrheit, und ſeine Erzehlung auf Thatſachen, auf ſichere Erfahrungen und glaubwürdige Zeugniſſe bauen. Wer die Geſchichte der Menſchheit erzehlen will, muß nicht allein dieſe Eigenſchaften, ſondern auch noch viele andere beſitzen, die ihm gegen die Macht der Vorurtheile des Geſellſchaftsmenſchen und gegen den thörichten Wahn und den Stolz deſſelben ſichern. Eine unerſchütterliche Wahrheitsliebe, ein ſorgfältiger Beobachtungsgeiſt, eine kluge Scharfſicht, eine herzliche, auf Kentniſſe und Grundſätze gegründete Ehrlichkeit, eine anſtändige Freimüthigkeit die Wahrheit zu ſagen, müſſen die Hauptzüge in ſeinem Charakter ausmachen. Wenn er dem Gange der Natur über-

haupt, und der Natur des Menſchen insbeſon-
dere, nachſpüret; wenn er die Fähigkeiten und
Handlungen der Thiere, mit den menſchlichen
vergleicht, und auf beiden Seiten große Aehn-
lichkeit wahrnimt, muß er einerlei Wirkungen
nicht ganz unterſchiedenen Urſachen zuſchreiben,
und ſie bei dem Menſchen, für weit höher und
unbegreiflicher angeben als bei den übrigen Thie-
ren. Die Wageſchale womit er die Gaben ge-
gen einander abwieget, welche die gütige Natur
andern Thieren, neben dem Menſchen, gab,
muß eben ſo genau als gerecht ſeyn. Wenn er
die Glückſeligkeit eines Naturmenſchen oder auch
eines Wilden mit der vergleicht, deren ſich der
civiliſirte Menſch rühmet, muß er ſich, in der
Beſtimmung ihres Werthes, weder durch Mei-
nungen der Erziehung, noch des Anſehens blen-
den laſſen. Er muß eingedenk ſeyn, daß der
Leztere, bei allem Elende das ihn drükt, ſich
dennoch mit ſeinem gewöhnlichen Stolze, nicht
allein über alle andere Thiere, ſondern auch
über ſeine Brüder hinwegſezt, die der Natur
treuer geblieben als er ſelbſt, oder deren Haut
von einer andern Farbe iſt als die ſeinige. End-
lich muß der Geſchichtſchreiber der Menſchheit,
keine wilkürliche Hypotheſen annemen, um auf
ſolchen morſchen Pfeilern, ein Lehrgebäude auf-
zuführen, das wegen ſeiner Grundloſigkeit, von

ſelbſt einſtürzen muß. Vor Declamationen, wie ſie im einigen Geſchichten der Menſchheit, mit Einmiſchung ganz heterogener oder fremder Dinge, angetroffen werden, muß er ſich ſorgfältig hüten.

Werde ich aber, M. B. mir dieſe Eigenſchaften, die ich ſo eben hererzehlet habe, einigermaſſen beilegen, dürfen? Werde ich mir die Hofnung machen können, fähig zu ſeyn, Alles das zu leiſten, was ich von dem fordere, der die Geſchichte der Menſchheit zu erzehlen unternimt? Gewis, ich müſte mich ſelbſt nicht kennen, ich müſte uneingedenk ſeyn, daß ich im Geſellſchaftszuſtande geboren und erzogen bin; ich müſte vergeſſen haben, wieviele Mühe es mir gekoſtet, mich von den Vorurtheilen der Erziehung, ſoweit es mir möglich war, los zu machen; ich müſte auf die Schwächen und Mängel der menſchlichen Kentniſſe zu wenig aufmerkſam geweſen ſeyn, wenn ich mir dergleichen, ohne große Einſchränkung, zutrauen wollte. Ich fühle es, daß es mir nicht einmal möglich iſt, mir ſelbſt geſchweige denn allen Andern ein Genüge zu leiſten: nur ſo viel getraue ich mir, nach genauer und aufrichtiger Prüfung meiner ſelbſt, zu ſagen, daß es mir nicht an gutem Willen fehle, die Pflicht, die mein Vorhaben von mir fordert, nach allen meinem Vermögen

zu erfüllen, und mich zu bemühen, die Wahrheit, ſo weit ich dazu vermögend bin, ungefärbt von Vorurtheilen, mit den reineſten Abſichten, freimüthig vorzutragen.

Man behauptet, es ſey ein überaus ſchweres Unternemen, die Geſchichte der Menſchheit zu erzehlen, und es ſind allerdings große Schwierigkeiten damit verbunden. Vielleicht aber iſt es eine der größten, es ſo zu thun, daß man nicht von vorgefaßten Meinungen und vom Stolze geblendet werde, mit dem ſich der Geſellſchaftsmenſch, über den echten Wilden, als dem wahren Menſchen hinwegſezt. Wer von Kindheit an, in den Sitten und Vorurtheilen, einer zuſammengehörenden Völkerſchaft erzogen, und ihnen blind ergeben iſt, wird nie dazu fähig ſeyn. Sein Geſichts- und ſein Beobachtungskreiß iſt ſo eingeſchränkt und ſo dunkel, daß er ſeine Lebens- und Denkungsart dazu er von Kindheit an gewöhnet iſt, nicht allein für die beſte hält, ſondern ſie ſogar als die Natur und ihm weſentlich eigen anſiehet. Noch immer iſt der Menſch der Natur oder der echte Wilde das unbekanteſte Thier, ob er gleich der eigentliche urſprüngliche Menſch iſt, und ſeine Geſchichte, die eigentliche Geſchichte der Menſchheit ausmacht. Gleichwol iſt es, ohne mit ihm näher bekant zu ſeyn, unmöglich zu erfahren, wer wir

eigentlich ſind und was wir, unſerer Beſtimmung nach, ſeyn ſollten.

Allein wo ſind, ſo wird man fragen, die Quellen einer ſolchen Geſchichte aufzuſuchen? Woher werden wir die Materialien zu derſelben hernemen müſſen? Es giebt ja keine Naturmenſchen und keinen Naturſtand mehr! — Ich leugne das Eine ſo wie das Andere. Wir werden alle als Wilde geboren, und wenn wir ohne Zähmung und ohne Umgang mit gezähmten Menſchen aufwüchſen, würden wir Naturmenſchen ſeyn und einen Naturſtand bilden. Man könte daher ſicher behaupten, daß die Beobachtungen, Erfahrungen und Thatſachen, woraus die eigentliche und wahre Geſchichte der Menſchheit beſtehet, ſich da am leichteſten würden ſammlen laſſen, wo ein Duzend Kinder, beiderlei Geſchlechts, völlig abgeſondert von andere Menſchen, in völliger Freiheit, in einem wohlverwahrten, weitläuftigen Bezirke, etwa von der Größe und Beſchaffenheit eines engliſchen Parks, nach Art des Wildes mit einander aufwüchſen, und in ſolchem Zuſtande, der Natur gänzlich überlaſſen, ihre Tage mit einander verlebten. Wäre es möglich daß dieſe echten Wilden, von Kindheit auf, unbemerkt und ungeſehen, durch einige ſorgfältige. von Vorurtheilen freien, und mit nöthigen Kentniſſen verſehenen civiliſirten

Menſchen beobachtet würden, die ihre Bemerkungen mit Genauigkeit und nach der ſtrengſten Wahrheit, von Zeit zu Zeit aufzeichneten, ſo würde ein ſolches Tagebuch, wenn es ein Menſchenalter hindurch, fortgeſetzet würde, die vollkommenſten Materialien zu einer reinen und zuverläßigen Geſchichte der Menſchheit verſchaffen, die, ohne mehrere Völker und Länder geſehen zu haben und zu kennen, geſchrieben werden könte. Die Reſultate oder Folgerungen, die ſich daraus ergeben würden, die auf Thatſachen gegründeten Vergleichungen, die ſich darüber, zwiſchen dem unverderbten, natürlichen, und dem verkünſtelten civiliſirten Menſchen anſtellen lieſſen, müſten einer ſolchen Geſchichte, eine ſo unverfälſchte Wahrheit und nicht zu bezweiffelnde Richtigkeit ertheilen, daß ſie den Namen der Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit ohne Widerſpruch verdiente.

Ob man gleich dieſen Gedanken einen Traum nennen mag, der freilich, in unſern gegenwärtigen Umſtänden, nie in Erfüllung gehen wird, ſo iſt es doch unleugbar, daß wir nur auf dieſem Wege allein, zu einer zuverläßigen Kentniß unſerer ſelbſt, und deſſen gelangen würden, wozu uns die gütige Natur bildete, wenn ſie allein unſere Erzieherin wäre. Der uneingenommene und weiſe Freund der Wahrheit, dem es um

ſeine eigene und ſeiner Mitmenſchen Verbeſſerung zu thun iſt, könte alsdenn den Stand der Wildheit und der Natur, mit dem bürgerlichen oder Geſellſchaftszuſtande gehörig vergleichen, und den Werth beider, zur Beförderung der natürlichen Glückſeligkeit, die ſie dem Menſchen, als die einzige wahre, zu gedacht hat, durch den Augenſchein beſtimmen. Er würde finden daß die Ideale zur ſogenanten Verkollkommnung des Geſellſchafts- oder bürgerlichen Zuſtandes, grösſtentheils Träume ſind, die nie zur Wirklichkeit kommen werden, weil ſie ſich immer weiter von der Natur entfernen; er würde aber auch zugleich die Ueberzeugung erhalten, daß der Naturſtand kein Traum ſey, ob ihn gleich viele dafür halten, weil ſie es nicht beſſer wiſſen oder nicht wiſſen wollen.

Wer den Menſchen, nach der Wahrheit, kennen zu lernen wünſchet, der mache ſich mit der Naturgeſchichte der Thiere, beſonders derer unter den vierfüßigen, die dem Menſchen am nächſten kommen, genauer bekant. Da der Menſch in das Thierreich gehöret, ſo wird aus der Vergleichung deſſelben mit ihnen, wenn ſie ohne Vorurtheile angeſtellet wird, Vieles ſich ergeben, was ſeine eigene Naturgeſchichte ſehr aufklären, und in ihr gehöriges Licht ſetzen kan. Die Aehnlichkeit des Menſchen mit vielen vier-

füßigen Thieren, iſt unleugbar, ſie iſt ſo auffallend, daß es Verwunderung erweckt, warum man bei ſeiner Geſchichte, ſo wenig Rückſicht darauf nimt: thörigter Stolz iſt wol die Haupturſach davon.

Es wird ferner die Beobachtung der Kinder, gleich nach ihrer Geburt und in ihren erſten Lebensjahren, dazu ſehr dienlich ſeyn, um zu ſehen wie die Natur uns haben will, und wie früh die Zähmung ihr in den Weg trit. Will man aber in dieſer anzuſtellenden Beobachtung glücklich ſeyn, ſo werfe man zuvor, die mit metaphyſiſchen Grillen und ſpät erfundenen Wiſſenſchaften und Künſten, ſo wie mit Erziehungsvorurtheilen, gefärbten Brillen weg und fange alsdenn an den Menſchen mit natürlichen Augen zu betrachten. Wie die Europäer zuerſt unter die nakten Wilden, auf den Inſeln des Südmeeres kamen, ſahen dieſe mit Erſtaunen auf jene, und glaubten daß die Hüte, die Kleider mit ihren Knöpfen, ſo wie die Schuhe mit ihren Schnallen, zum Leibe des Europäers gehörten, der mit allen dieſen Zuſätzen, von der Natur ſo hervorgebracht ſey. In Wahrheit, den Meiſten, ſelbſt vielen von denen die auf den Namen eines Philoſophen Anſpruch machen, gehet es eben ſo. Sie halten die Lappen der eingeführten Sitten, der Meinungen, der Angewohnheiten, welche

ihm die Erziehung angehångt hat, fůr ſein Weſen und ſeine Natur; ſie fangen die Geſchichte der Menſchheit grade da an, wo ſie aufhöret.

Der Wahrheitſuchende Beobachter des Menſchen, ůberdenke und benutze ůberdem, ſo unbefangen als es ihm immer möglich iſt, die Nachrichten welche wir von verwilderten Menſchen haben, bei denen ſich die Folgen der Zåhmung verloren und die måchtige Natur die Oberhand wieder erhielt; er ſehe wie weit die Urkunden des menſchlichen Geſchlechts reichen, die uns einiges von denen melden, die in der ſogenanten Vorwelt lebten, ſo wird ihm bald ein großes Licht, in der Geſchichte der Menſchheit aufgehen. Er mache ſich ſorgfåltig mit den Nachrichten bekant, die wir von den bisher noch genug vorhandenen Vőlkerſchafteu haben, die wir Wilde nennen. Viele derſelben haben ſich noch nicht ſehr weit von der Natur entfernt und ſtellen daher das Bild und den Charakter des Naturmenſchen, obgleich nicht vollkommen, dennoch ziemlich richtig dar.

Das Angefůhrte, nemlich die Naturgeſchichte der Thiere, unſere eigene Kindheit, ſo wie der Zuſtand der Verwilderten und der ſogenanten Wilden, ſind die wichtigſten Urkunden, die man bei dem Nachforſchen in der Geſchichte des Menſchen, vorzůglich zu Rathe ziehen und aus den

Bruchſtücken die ſie anbieten, eine zwar nicht vollkommene, aber doch wahre Geſchichte der Menſchheit zuſammen ſetzen muß.

Hierauf gründet ſich der allgemeine Entwurf meiner Vorleſungen, der in drei Abtheilungen zerfällt: In der erſten ſoll der Menſch im Allgemeinen, als ins Thierreich gehörend, dargeſtellet und betrachtet werden. Die darin enthaltenen Vorleſungen, wird man als eine kurze Naturgeſchichte des Menſchen anſehen können. Die zwote Abtheilung beſchäftiget ſich mit dem Naturmenſchen und dem Naturſtande. Die Dritte iſt den ſogenanten Wilden gewidmet, und den Beſchluß macht eine Würdigung des Zuſtandes des Naturmenſchen und des Wilden, in Vergleichung mit dem civiliſirten Menſchen.

Ich war gewillet eine vierte Abtheilung hinzuzuſetzen, die eine allgemeine Ueberſicht des bürgerlichen Geſellſchaftsſtandes und der darin lebenden Menſchen, in Vergleichung mit den beiden vorhergehenden Ständen enthalten ſollte; ich gab aber meinen Vorſaz bald auf, wie ich fand, daß die einfachſte, ehrlichſte, blos im Erzehlungstone abgefaßte Vergleichung, trauriger weiſe, überall das Anſehen einer Satire erhielt. Wollet ihr M. B. dieſe Vergleichung ſelbſt anſtellen, ſo werden die Vorleſungen, welche die drei erwähnten Abtheilungen enthalten, euch

eine ſolche Arbeit zwar leicht machen, aber auch über den ſo gerühmten Zuſtand darin wir leben, oft eine Schaamröthe und nicht ſelten einen Unwillen bei euch erwecken.

Daß die Geſchichte, welche den Inhalt unſerer Vorleſungen ausmachen wird, die wichtigſte ſey, welche wir in der gegenwärtigen Verfasſung, darin wir uns mit dem größten Theile des menſchlichen Geſchlechtes befinden, zu wiſſen und zu erlernen nöthig haben, iſt unleugbar, obgleich unter tauſenden kaum einer ſie auch nur dem Namen nach kennet oder ſich im Geringſten darum bekümmert. Der Naturmenſch und der echte Wilde bedürfen ihrer nicht; ſie ſind, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die ſtummen Erzehler und der eigentliche Gegenſtand derſelben. Wenn man fragte: würde alſo der Naturmenſch, wenn man annäme daß er ſchreiben könte, nicht der beſte Geſchicht ſchreiber der Menſchheit ſeyn? ſo müſte es verneint werden: weil er ſich grade ſo fühlet, als wir uns in unſerer Kindheit gefühlet haben, und noch fühlen würden, wenn wir, der Natur überlaſſen, durch keine Erziehung gezähmet und verändert wären. Er könnte auch nicht ſich ſelbſt, mit einem cultivirten Menſchen, den er gar nicht kennet, vergleichen, weil bei ihm und ſeines Gleichen Alles Natur iſt, und er niemand ſiehet oder um ſich hat, der ſich davon, bis zum Unkentlichen,

ſollte entfernet haben. Eben darum bedarf er auch keiner Geſchichte der Menſchheit, da er ſelbſt das Urbild derſelben iſt, und von der Natur unterrichtet und von ihr getrieben, die vollkommenſte Rolle darin, unwillkürlich und ununterbrochen, ſpielet. Seine Geſchichte wird für die äußerſt Wenigen, die ſie lernen und darauf achten, wahre Philoſophie, und der ſicherſte Unterricht zur Lebensweißheit, weil ſie uns die Kentniß unſerer ſelbſt verſchaft; weil ſie uns zeigt, was der Menſch eigentlich iſt, wie er zu allen Zeiten und in allen Gegenden der Erde beſchaffen geweſen, und wie er eigentlich ſeyn ſollte. Niemand wird den allgemeinen Charakter, den die Natur dem Menſchen gab; niemand wird den Zuſtand darin der Geſellſchaftsmenſch lebt; niemand wird die Urſachen des Elendes und der Leiden, die er darin erfähret, und die Mittel wodurch ſie vermindert werden könten; niemand wird den wahren Werth der erkünſtelten Freuden und der Vortheile die man davon rühmet; niemand wird die wahren Quellen, der in allen Ständen ſich äußernden Unzufriedenheit, und die Urſachen des Böſen und der Uebel, darüber in dem Geſellſchaftszuſtande unaufhörlich Klagen geführet werden, gehörig kennen lernen, wofern er ein Fremdling in der Geſchichte der Menſchheit iſt, wie es faſt alle, ſich civiliſirt nennenden Menſchen ſind.

Erſte Abtheilung.

Der Menſch überhaupt und im Allgemeinen betrachtet.

Erſte Vorleſung.

Der Menſch ein Thier.

In allen Theilen der Erde, wo die Natur wollte daß Thiere ſeyn ſollten, brachte ſie jede einzelne Gattung derſelben, die ſich für dieſelben ſchikten, hervor. So wie ſie Bäume, Pflanzen, Felſen, Erze, an Ort und Stelle hervorkommen ließ, ſo muſten auch Thiere und Menſchen da entſtehen, wo ſie dergleichen haben wollte. Sie erhielten, durch ihre mächtige und thätige Kraft, die uns, nach ihrer eigentlichen Beſchaffenheit, wenig bekant iſt, da wo ſie es für gut fand, ihr Daſeyn. Im weſentlichen iſt ſich jede einzelne Gattung derſelben ähnlich, weil ſie alle, in ihrer Art, nach einem Haupttypus, oder allgemeinen Grundriſſe, gebildet oder organiſirt ſind. Verſchiedenheiten, welche der Himmelsſtrich, unter dem ſie ſich befinden, die Nahrungsmittel, und die Witterung verurſachen, ſo bemerkbar ſie auch immer ſeyn mögen, ändern doch nichts in dem

Weſentlichen der Organiſation, oder der Art der Zuſammenſetzung. Indeſſen lehret die Natur⸗geſchichte, daß die weiſe und mächtige Kraft, die allen Dingen ihr Daſeyn gab, wenn ich mich ſo ausdrücken mag, auf den Himmelsſtrich ge⸗wiſſermaſſen Rükſicht nam, in welchen ſie die verſchiedenen Thierarten hervorkommen ließ. Einige derſelben ſchikten ſich für gewiſſe Climate gar nicht. Die welche ſie für heiße Himmels⸗ſtriche ſchuf, waren von denen unterſchieden, die ſie für die Nachbarſchaft der Pole und für die Eiszonen beſtimmte. Menſchen die ſich unter beiden ihres Daſeyns erfreuen ſollten, ſind da⸗her zwar keinesweges, in ihrer Organiſation unterſchieden, aber man wird doch finden, daß Grönländer, Eſquimeaux und überhaupt die welche nahe an den Polen geboren werden, von denen die unter gemäßigten und, unter heißen Himmelsſtrichen erzeuget ſind, in ihrer äußern Geſtalt und Bildung, nicht ganz gleich ſind.

Alle Menſchen, zuſammengenommen, machen nur ein einziges Geſchlecht oder eine einzige Gattung aus, ohne deswegen von einem einzi⸗gen erſten Paare Stameltern abzuſtammen, durch welches ſie über die ganze Erde wären ver⸗breitet worden. Der Eſquimeau und der Pe⸗ruaner, der Europäer und der Mohr, der Eng⸗länder und der Lapländer, ſtechen, bei dem erſten

Anblicke, freilich ſehr auffallend neben einander ab; aber die Farbe der Haut, die äuſſere Geſichtsbildung, wolligtes Haar, Bartloſes Kinn, flache Naſen, aufgeworfene Lippen, und andere Kleinigkeiten, gehören nicht zum Weſen des Menſchen. Ueberdem weiß man jezt, daß viele ſolcher Sonderbarkeiten, die einigen Völkern eigenthümlich ſeyn ſollen, nicht von der Hand der Natur, ſondern von den Händen der Menſchen herrühren. So entſtehet die Bart- oder Haarloſigkeit, die man unter einigen Völkern will bemerket haben, daher, weil ſie bei dem Hervorkeimen der Haare, ſie ſogleich ausrauffen. Spitzige Zähne, ſollen bei einigen afrikaniſchen Völkerſchaften, beſonders bei dem Caffern, ein Abzeichen ſeyn, welches ihnen die Natur gab; allein es iſt nunmehr erwieſen, daß ſie ſich dieſe eingebildete Zierde, durch künſtliche Mittel geben. (Anmerk. 1.)

Der Menſch gehöret ins Thierreich und zwar zu der Gattung von Landthieren, die man ſäugende nennet. Der Waldmenſch oder Orang-utang, nebſt manchen Affen, haben, ſelbſt in dem äuſſern Körperbaue, vieles Aehnliche mit dem Menſchen: aber noch weit mehrere unter den vierfüßigen Thieren, ſind ihm ebenfals, in ihrer innern Bildung, beinahe gleich. Sie werden auf ähnliche Weiſe wie er erzeuget; ſie

werden geboren, wachſen, werden alt und ſterben, wie er.

Was es mit der Empfängniß, mit der Bildung in der Gebärmutter, mit der erſten Mittheilung des Lebens und andern hieher gehörigen Dingen, für eine eigentliche Bewandniß habe, iſt uns unbekant. Als Thiere erzeugt, geben wir unſern Nachkommen das Leben ſo wieder, wie wir es von unſern Vorfahren erhalten haben. Wir wachſen, wir ſchlafen, wir verdauen, wir empfinden, hören, ſehen, ſchmecken und riechen wie die andern Thiere, ohne zu wiſſen, wie irgend etwas von dieſen Dingen eigentlich zugehe. Nur ſo viel wiſſen und ſehen wir, daß alles durch eine allgemeine Kraft und Thätigkeit bewirket werde, die man mit dem Namen der Natur belegt. Freilich kläret dieſes Wort, ſo wenig als irgend ein anderes, von der Sache ſelbſt nicht viel, oder wol gar nichts auf; allein der arme Sterbliche läſſet ſich in tauſend ihm unbegreiflichen Dingen, mit der Erfindung eines Namens genügen, in der ſüſſen, obgleich thörigten, Einbildung, daß er das ihm immer Dunkelbleibende nunmehr einſehe, weil er ſeine finſtern, mehrentheils falſchen Vorſtellungen und Begriffe, an einen Namen, den er erfand, anknüpfen kan.

Die Werkzeuge der Sinne, bei dem Menſchen und den meiſten vierfüßigen Thieren, ſind im Weſentlichen nicht unterſchieden, ſondern nach einerlei Plane, zur Erreichung der Abſichten der weiſen Natur organiſirt. Bei einigen Thieren ſind manche Sinne ſchärfer und vollkommner als bei dem Menſchen; ſie würden aber bei dieſem, wahrſcheinlich eben ſo gut ſeyn als bei jenen, wenn er im Stande der Natur oder der Wildheit aufwüchſe.

Durch die Zergliederungskunſt werden uns die Werkzeuge der Sinne, ihr Bau und die Zuſammenſetzung ihrer Theile, die dazu gehörigen Nerven und was ſonſt dabei mit bloſſen Augen und durch Vergröſſerungsgläſer, äuſſerlich zu entdecken ſeyn mögte, ſo ziemlich bekannt; allein, es wird uns immer verborgen bleiben, Wie? und Wodurch? die Empfindungen und die Erfahrungen, die wir durch ſie erhalten, hervorgebracht werden. Indeſſen geſchiehet Alles was ſich hierauf beziehet, bei dem Menſchen nicht anders als bei den Thieren.

Die äußeren Gegenſtände, die auf die Sinne wirken, bringen Empfindungen und Vorſtellungen oder Ideen im Gehirne hervor. Das Erſte was ſich dabei äußert, iſt das Wahrnemen. Wenn, zum Beiſpiele, Lichtſtrahlen, auf eine uns unerklärbare Weiſe, den Sinn des Sehens

berühren, und auf geſunde Werkzeuge deſſelben wirken, ſo erfolgt ein Wahrnemen der Gegenſtände, von welchen die Lichtſtrahlen auf das Auge zurükgeworfen werden. Es wird aber, um dieſe Wirkung der Natur zu empfinden, das Bewuſtſeyn, welches mit dem Sinne des Geſichts in genauer Verbindung ſtehet, hinzukommen müſſen. Ich mögte es als den ſechſten und vornemſten Sinn anſehen, weil wir ohne daſſelbe durch die übrigen Sinne keine Erfahrungen erhalten können. Die Menſchen, ſo wie andere Thiere, haben zwar, wenn ſie geſund geboren werden, ſchon alle erforderlichen Werkzeuge der Sinne, jedoch ohne Bewuſtſeyn, weil daſſelbe, durch Zeit und Uebung, erſt in Thätigkeit muß geſezt werden. Hiedurch gelangt das Thiergeſchöpf dazu, Dinge von einander, und ſich ſelbſt von dieſen, zu unterſcheiden, Vorſtellungen mit einander zu vergleichen, zu urtheilen und zu denken. Dieſer Sinn, denn ſo will ich das Bewuſtſeyn nennen, kan durch Schlaf, durch Ohnmachten, durch Krankheiten bei welchen das Gehirn leidet, oder durch Erſchütterungen, wodurch es betäubet wird, wo nicht ganz doch auf einige Augenblicke, wie verloren ſeyn. Die übrigen Sinne ſind alsdenn ebenfals unthätig, und ihre Kraft iſt ſo lange gehemmet, bis die Nerven wieder ihre gehörige Spannung

erhalten, oder bis die Urſachen der Zerrüttung, welche im Gehirne Statt hatten, wieder gehoben ſind.

Daß die Thiere, ſo wie der Menſch, dieſes Bewuſtſeyn und das Vermögen beſitzen, die wahrgenommenen Gegenſtände, gegen einander zu vergleichen, oder darüber zu urtheilen, kan nicht geleugnet werden. Die Glukhenne wird, in der Luft einen Raubvogel gewahr, ſie warnet daher ihre Jungen, die nunmehr ihre Zuflucht unter ihren Flügeln nemen. Hier iſt Wahrnemen, Bewuſtſeyn, Denken, ja ſogar Sprechen und verſtanden werden, bei einander. Ein Hund, der ſeinen Herrn, in ziemlicher Entfernung, unter mehrere Menſchen gewahr wird, eilet auf ihn zu, er erkennet ſein Bild und weiß die Merkmale wodurch er ſich von andern unterſcheidet. Zu einer andern Zeit, höret er ſeine Stimme, ohne ihn ſelbſt zu ſehen, und ſchließt daraus auf ſeine Gegenwart. Er vergleicht alſo den Laut der Sprache ſeines Herrn, mit den Tönen anderer Redenden, und weiß den Erſtern von den Uebrigen, durch den Sinn des Gehörs, zu unterſcheiden. Die Taube die vom Felde geflogen komt, ſiehet, von der Höhe, mehrere Häuſer, deren Dächer einander ähnlich ſind; allein, ohne ängſtlich zu ſuchen, verfehlet ſie gleichwol das nicht, welches ihren Schlag und ihre Wohnung

enthält. Die Biene, die entfernet von ihrem Korbe herumflog, kehret, ohne zu fehlen, grade zu dem zurück aus welchem ſie herkam, wenn auch zwanzig Bienenſtöcke neben einander ſtünden. Iſt es wol zu leugnen, daß ſie durch den Sinn des Geruchs, oder auch des Geſichts, geleitet, ſich gewiſſe Merkmale geſamlet habe und ſich derſelben erinnere, wodurch ſie ihren Korb, in Vergleichung mit den übrigen, ſo wie den Weg der dahin führet, unterſcheidet? Die Störche, die gegen den Winter in warme entlegene Länder von uns ziehen, kommen im Frühlinge nach ihrer alten Heimath zurük, und finden, nach langer Abweſenheit, ihre vorigen Neſter, ohne Mühe, wieder. Wird man nicht zugeben müſſen, daß ihr Bewuſtſeyn, bei dem Eintreten der kalten Witterung, ſie zur fernem Reiſe bewege, und daß ihr Gedächtniß, ſie an die deutlich erkanten Zeichen erinnere, wodurch ſie ihren Rükweg und ihren alten Auffenthalt wiederfinden? Will man dieſes Inſtinkt nennen, ſo iſt es unleugbar daß er Bewuſtſeyn und Gedächtniß in ſich ſchließen müſſe.

Der Menſch hat alſo das Vermögen etwas wahrzunemen, ſich ſeiner Wahrnemungen bewußt zu ſeyn, ſie zu vergleichen und darüber zu urtheilen, mit andern Thieren gemein; ja es giebt viele Fälle wo ihn die Thiere an Wahrnemungs-

vermögen und an Sagacität zu übertreffen ſcheinen. So wird ein bevorſtehendes Erdbeben, von ihnen, viele Stunden lang zuvor bemerket, ehe es wirklich eintrit, und ſie ſind es, die durch Zeichen ihrer Furchtſamkeit und ihres Schrekkens, den Menſchen, der noch nichts ahndete, vor der herannahenden Gefahr warnen.

Wenn wir nun gleich gerne zugeben, daß der Menſch, in vieler Rükſicht, Anlagen zu einem Wahrnemungsvermögen, in einem höhern Grade und in größerer Ausdehnung beſitze, ſo müſſen wir doch behaupten, daß die Quellen woraus es hergeleitet wird, und die erſten Urſachen woraus es entſtehet, bei ihm und den andern Thieren, einerlei ſind, nemlich der Gebrauch der Sinne. Je nachdem dieſelben geſunder, ſchärfer und geübter ſind, deſto ſchneller und richtiger werden die Wahrnemungen, deſto lebhafter wird das Bewuſtſeyn und deſto zuverläßiger die Vergleichung der wahrgenommenen Gegenſtände ſeyn. Unter den Thieren von einerlei Gattung, giebt es welche die ſchärfere Sinne und alſo ein größeres Wahrnemungsvermögen haben, als die übrigen; ſie äußern um deswilleu mehr Gelehrigkeit, mehr Gedächtnis, mehr Nachahmungskunſt, als viele ihres Gleichen. Bei den Menſchen iſt es eben ſo.

Je mannigfaltiger die Gegenſtände außer uns ſind, die Eindrücke auf unſere Sinne ma-

chen, deſto zahlreicher und verſchiedener werden auch unſere Ideen werden. Ein Menſch der von ſeiner Geburt an, von ſeinen Eltern, in einer Einöde erzogen würde, und ſo ſeine Jahre verlebte, mögte kaum ein Duzend, zum Theil ſehr dunkler Ideen beſitzen, die er von den wenigen äußern Gegenſtänden, durch ſeine Sinne erhalten hatte, denn aus Mutterleibe brachte er keine mit.

Das Bewuſtſeyn, als der lezte und Hauptſinn, mögte wol grade das ſeyn, was man in den Schulen den Sitz oder das Organ der Seele *) nennet. Daß wir uns unſerer bewußt ſind, wird uns durch die Erfahrung gelehret; wie es aber, wirklich und genetiſch betrachtet, damit zugehe, und wie es bewirket werde, wiſſen wir nicht und werden es auch nie erfahren oder es uns erklären können. Sehr natürlich gehet es indeſſen dabei gewis zu, weil der Urſprung dieſes vornemſten Sinnes, in der Organiſation des Gehirns, in der Bildung der Sinnenorgane, in der Art ihrer Bewegung und Thätigkeit beſonders in dem Nervenbaue und der Verbindung derſelben mit dem Rückenmarke, liegt. Im veſten Schlafe iſt ſich der Menſch ſeiner nicht bewußt, ſondern ſeine Sinne müſſen erſt wieder

*) Commune ſenſorium.

geweckt werden und ſeine Nerven die gehörige Spannung wieder erhalten, ehe er zu ſich ſelbſt komt und ſich beſinnet. Da es mit den übrigen Thieren ſich eben ſo verhält, — wird man ſich getrauen ihnen das Bewußtſeyn abzuſprechen?

Man hat bei genauerer Unterſuchung des Gehirns, ſo wol bei Menſchen als Thieren, in den Zwiſchenräumen deſſelben, oder Hirnhöhlen, eine Art von Feuchtigkeit entdekt, die mit einem Dunſte oder Hauche verglichen werden mögte, in welcher ſich die Sinnennerven, an den inneren Seitenwänden des Schädels verlieren. Dadurch daß dieſe Feuchtigkeit, deren Daſeyn gleichwol andere Zergliederer nicht wollen gefunden haben, nach Maasgebung der Erſchütterung der Sinnennerven, berühret, bewegt und in eine Art der Veränderung geſezt wird, ſollen, wie man meint, die ſinnlichen Empfindungen und Vorſtellungen hervorgebracht werden, die dem Körper, durch jeden einzelnen Sinn, oder durch mehrere Sinne zugleich, mitgetheilet werden. Wäre indeſſen dieſe anatomiſche Beobachtung auch allgemein wahr, und wären die dadurch veranlaßten Vermuthungen gegründet, ſo würde gleichwol dadurch die Frage noch gar nicht aufgelöſet: Auf welche Weiſe Vorſtellungen im Gehirn hervorgebracht und bis zum Bewuſtſeyn erhoben werden? freilich werden ſie das beſtätigen, was

wir ohnehin ſchon längſt wiſſen, daß die Urſachen dieſer Ereigniße in dem Baue des Gehirns, in der Bildung des Hirnſchädels und ſeiner Höhlungen, in den Werkzeugen der Sinne, und in der Art wie ſie wirken anzutreffen ſind; allein, ſo wenig es uns begreiflich iſt, was Schwere, Kraft und Wärme ſind, die wir als Eigenſchaften der Materie wahrnemen, und ſo wenig wir es uns erklären können, wie ſie derſelben eigen ſind, eben ſo wenig werden wir es auch je wiſſen, wie durch die Werkzeuge der Sinne, vermittelſt des Gehirns, Bewuſtſeyn hervorgebracht werde.

Aus der Uebereinſtimmung des Baues der Sinne, bei Menſchen und vierfüßigen Thieren, wenn man nur viel, mit Gewisheit, davon wüſte, könte das erkläret werden, was man in den Schulen Geiſtesfähigkeiten nennet; aber unſere Kentniſſe davon ſind ſehr gering. So viel hat indeſſen wol ſeine Richtigkeit, daß von dem Baue des Hirnſchädels, von der Lage und Organiſation des Gehirns, von dem Nervenbaue und der Beſchaffenheit des Geblütes, ſehr viel abhänge. Wahrſcheinlich würde man, bei der nähern Zergliederung mehrer Verſtorbenen, wenn man mit ihren Fähigkeiten, Schwächen und Launen, die ſie in ihrem Leben geäußert, näher bekant geweſen, Vieles als Urſache der Verſchiedenheit antreffen, die ſich in ihrem Cha-

rakter, in ihren Verſtandeskräften und in ihrer Lebensart äußerte. Man würde finden, daß die Organiſation des Gehirns, daß die Beſchaffenheit der inneren Theile des Leibes, des Blutes und der Säfte, bei denen ähnlich war, deren Fähigkeiten und deren Charakter, ſich in ihren Leben auf ähnliche Art äußerten. Man mögte faſt wünſchen, daß einige geſchikte Aerzte und Zergliederer, ſolche Unterſuchungen und Vergleichungen, mit mehrern Leichnamen, deren Lebenslauf und Gemütscharakter ihnen bekant war, beſonders in Beziehung auf die Beſchaffenheit des Gehirns, ihres Schädels und der Organiſation beider, anſtellen und die Reſultate ihrer Bemühungen, unter dem Titel: Seelenanatomie mittheilen mögten. Ein Unternemen das freilich nicht leicht in der Ausführung ſeyn würde.

Zwote Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Wenn die Vorſtellungen und Bilder, welche vermittelſt äußerer Gegenſtände, zum erſten Male, durch die Sinne, im Gehirne hervorgebracht

wurden, dadurch wieder erneuert werden, daß die nämlichen Bewegungen oder Erſchütterungen, nach einem Zwiſchenraume der Zeit, darin von neuen Statt haben, und die vorigen Empfindungen wiederhervorbringen, ſo entſtehet daraus, das was man Erinnerung und Gedächtniß nennet, denn die Urſachen des Erſteren ſind auch die Urſachen des Anderen. Es gehet bei den Thieren eben ſo damit zu, wie bei dem Menſchen: denn daß die Erſteren eine Erinnerungskraft und auch ein Gedächtniß haben, weil beide im Grunde nicht unterſchieden ſind, bedarf, nach dem vorhin Erwähnten, keines Beweiſes. (Anm. 2.) Wir haben nicht nöthig uns hierin auf den Hund des Ulyſſes, oder auf den Löwen des Androklus zu berufen, ſondern unſre Hausthiere, unſere eigenen Hunde, unſere abgerichteten Vögel, die ihren natürlichen und wilden Geſang, mit einem vom Menſchen erlernten vertauſchet haben, können ſchon Statt aller Beweiſe dienen.

Hatten mehrere Gegenſtände zugleich auf die Sinnenorgane gewirket, ſo darf nur ein einziger derſelben wieder vorkommen, um den größten Theil, der damals gehabten Vorſtellungen, auch bei der Abweſenheit der übrigen Gegenſtände, wieder hervorzubringen. Geſchiehet dieſes unterbrochen und unvollſtändig, ſo daß in der

Reihe der ehemals gehabten Vorſtellungen etwas fehlet, oder auch einiges nur dunkel bei der Wiedererinnerung iſt, ſo ſind wol keine andere Urſachen davon, als daß der Eindruk bei dem zweiten Male, entweder nicht ſo ſtark war als bei dem erſteren, oder weil manche Vorſtellungen und Blider, in der Reihe darin ſie zum erſten Male empfunden wurden, nicht alle gleich lebhaft waren, und daher die Bewegungen im Gehirn, wodurch ſie entſtanden, ſchneller aufhörten, und alſo der Zuſtand der Vergeſſenheit eintrat.

Ob die Erinnerung durch Oſcillation oder Schwingung der Nerven bewirket werde, oder ob ſie, nach einer neuern Meinung, durch eine wellenförmige Bewegung der Feuchtigkeiten in den Hirnhöhlen entſtehe, die der ehemals gehabten ähnlich war, läſſet ſich nicht mit Wahrſcheinlichkeit, geſchweige denn mit Gewisheit, entſcheiden, weil es unmöglich iſt, daß der Menſch die Natur, in dieſen Wirkungen auf der That ertappe. Und wenn wir auch gleich wüſten, daß eine von jenen Bewegungen, die Urſach der Wahrnemungen und der Erinnerungskraft ſey, ſo würde uns doch dieſes weder ihre Entſtehungsart, noch was ſie eigentlich ſind, aufdecken können. Nur ſoviel könte man mit Gewisheit annemen, daß eine uns unbekannte Art der Bewe-

gung der Sinnenorgane und des Gehirns, die Quellen der Erinnerungskraft bei dem Menſchen und bei anderen Thieren ſey. Da ſolche Bewegungen nach und nach aufhören, ſo müſſen auch die durch ſie hervorgebrachten Empfindungen und Vorſtellungen ein Ende nemen.

Es iſt unleugbar, daß von der Beſchaffenheit der Sinne, Ob ſie ſchwach oder ſtark ſind? vieles von dem abhänge, was man Geiſteskräfte oder Gemütsgaben nennet. Sind die Eindrücke welche ſie auf das Gehirn machen, und von da aus, durch das verlängerte Rückenmark, dem übrigen Körper mittheilen, wichtig und dauerhaft; ſind die Theile des Hirnbaues, worauf ſie wirken gut organiſirt; ſind ſie empfänglich und geſchmeidig; haben ſie das gehörige Maas geſunder Feuchtigkeiten; iſt das Blut in den Adern rein und von natürlicher Wärme, ſo werden die Bilder und Vorſtellungen, die von äußern Gegenſtänden hervorgebracht werden, wahr und lebhaft ſeyn. Sie werden auf die uns unbekanten Theile, welche zum Erinnern dienen, ſo wirken, daß ſie lange im Andenken fortdauern. Darum werden auch Thiere ſo wie Menſchen, ſolcher Dinge, die einen ſtarken Eindruk auf ihre Sinne machten, länger eingedenk ſeyn, als derer, wo er nur ſchwach war. Beide, ſowohl Thiere als Menſchen, ſind auch in der

Jugend

Jugend gelehriger, als wenn ſie älter werden. Dieſes rühret daher weil die Sinnen- und Gehirnorgane, zu der Zeit, noch neu und geſchmeidiger, des Eindruks empfänglicher und ſo ſind, daß er tiefer geſchehen kan. Durch das Alter werden ſie härter, unbiegſamer, und durch die oft wiederholten Eindrücke von mancherlei Art, abgenuzter und unempfindlicher. Die Länge der Zeit macht ſie troken; ihre Schnellkraft oder Elaſticität verlieret ſich; die längſt empfundenen Eindrücke vergehen, und mit dieſen das Andenken und die Erinnerung an das Vergangene. Es giebt wol zu Zeiten Ausnamen, die von einem zufälligen Unterſchiede der Beſchaffenheit der Säfte des Körpers und der natürlichen Wärme, ſo wie von einer vorzüglichen Organiſation des Gehirns herrühren; allein, die Beiſpiele eines ſtarken Gedächtniſſes im Alter, ſind nicht häufig. Eine groſſe Verminderung der Feuchtigkeiten des Gehirns, oder auch ein durch Krankheiten verurſachter Ueberfluß derſelben, kan einen gänzlichen Verluſt der Erinnerungskraft verurſachen. (Anm. 3.)

Das Angeführte beweiſet unwiderſprechlich, daß der Urſprung und die Urſach des Gedächtniſſes, von Dingen herrühren, die insgeſamt irdiſch und materiel ſind. Man kan es nicht leugnen, daß die Stärke oder Schwäche deſſel-

ben, von der Organiſation, von der Beſchaffenheit und dem Zuſtande des Gehirns abhängen. Menſchen können auch durch Krankheiten *), ſo wie durch Schwäche des Alters, ihr Gedächtnis ganz verlieren, oder wenn ſie es auf eine Zeitlang verloren gehabt haben, wieder erhalten. (Anm. 4.) Ein Zufall, wie das Zerbrechen und Wiederheilen des Hirnſchädels kan ein ſchlechtes Gedächtnis in ein gutes verwandeln, und Arzneimittel können daſſelbe ſtärken. Es ſind Belege und Thatſachen genug vorhanden, womit das eben Geſagte beſtätiget werden kan. So wie man auch mehrere Beiſpiele hat, daß Menſchen denen der Schädel geboret ward, Geiſtesfähigkeiten wieder erhielten, die für verloren gehalten wurden, weil aufgehäuftes Geblüt, oder ein anderer Körper das Gehirn drükte und ſeine Wirkſamkeit hinderte. Wie dieſe Hinderniſſe, durchs Trepaniren entdekt und entfernet wurden, ſtellte ſich die Kraft und Thätigkeit deſſelben, mit den davon abhängenden Geiſtesfähigkeiten, wieder ein.

*) Unzer in ſeiner Wochenſchrift „Der Arzt" Th. 4. S. 370. führet, aus den Schriften der Pariſer Academie an, daß ein Knabe nach einer Ueberladung des Magens, ſein Gedächtnis verloren, alle erlernten Wörter vergeſſen, und ſie von neuen habe wiederlernen müſſen.

Das Gedächtniß eines Naturmenſchen und eines andern Thieres, iſt wenig oder gar nicht unterſchieden. Dagegen unterſcheidet ſich das Gedächtniß eines in der Geſellſchaft erzogenen Menſchen, von dem Gedächtniſſe eines Thieres und eines bloſſen Naturmenſchen dadurch, daß jener fähig iſt, durch Vergleichungen, ſich die Zeit und Zwiſchenräume vorzuſtellen, und ſie zu beſtimmen, in welchen er dieſe oder jene Empfindung und Erfahrung, durch ſeine Sinne gehabt hat. Er kan auch ſeine ehemaligen Vorſtellungen, alsdenn wenn die Gegenſtände, die ſie veranlaßten, nicht mehr gegenwärtig ſind, wachend wieder bei ſich erneuern. Dieſes müſſen wir als eine Frucht der Erziehung anſehen, die Fleiß und Uebung abnöthiget. Die eigentlichen Naturmenſchen, erinnern ſich wachend des Vergangenen, wie die Thiere, nur alsdenn, wenn dieſelben Eindrücke, auf ihre Sinne, wieder unmittelbar gemacht werden. Ein Pferd das vor einem Wirthshauſe, wo es einmal iſt gefüttert worden, wieder vorbeikomt, kennet daſſelbe, nach langer Zeit, an gewiſſen Merkmalen wieder; es ſiehet ſich gleich nach demſelben um und will wieder einkehren. Zu einer andern Zeit, wenn es an einen Ort komt, wo ihm ehemals ein Unfall begegnete, wird es bange und ſcheu, weil es ſich des Vorgefallenen wieder erinnert. Doch lieſſen

ſich gegen die Behauptung, daß Thiere ſich blos des Vergangenen alsdenn wieder erinnern, wenn dieſelben Gegenſtände, welche die ehemaligen Eindrücke auf ihre Sinne machten, von neuen wiedervorkommen, Einwürfe machen, die von ihren Träumen hergenommen werden können, welche zeigen, daß ſie ſich des Vergangenen auch alsdenn erinnern, wenn die Gegenſtände ſelbſt nicht gegenwärtig ſind. Ein Jagdhund wird ſogar träumend Anzeigen geben, daß er ſich, während des Schlafes, des empfangenen Unterrichtes bewuſt iſt, und ſich deſſelben im Traume erinnern.

Die Frage, Ob Thiere den Unterſchied, zwiſchen Bildern der bloſſen Einbildung, und zwiſchen der Erinnerung vergangener, wirklicher Vorfälle, bemerken? iſt wol nicht ſchwer zu beantworten. Wachend rühret ihre Erinnerung von den wieder gegenwärtigen Dingen her, die ehemals auf ihre Sinne wirkten, und ſie ſind ſich derſelben, wenn die Eindrücke, nach einem Zwiſchenraume, von neuen erfolgen, wieder bewußt. Erwachen ſie aber aus einem Traume, wo blos ihre Einbildung, durch Erinnerung an vergangene Dinge in Thätigkeit geſezt war, ſo iſt es unleugbar, daß ſie ſich bei wiedereröfneten Augen, nur des alsdenn Gegenwärtigen bewußt ſind; daß ſie an den Traum nicht weiter geden-

ken, vielweniger ihn für wahr halten. Sie unterſcheiden alſo das Wirkliche von den Bildern der Einbildung. Manche Menſchen die vom Traume erwachen, ſind kaum im Stande, ehe ſie zur völligen Beſinnung und zum Bewuſtſeyn zurükkommen, den Traum der Einbildung von der Wahrheit zu unterſcheiden; ja, manche träumen wachend, und halten ihre Einbildung eine Zeitlang für wahr.

Unſere Einbildungskraft, die wir ebenfals mit andern Thieren gemein haben, iſt mit dem Gedächtniſſe genau verbunden, und jene könte ohne dieſes nicht Daſeyn. Ihr Sitz iſt im Gehirn und ſie hängt gar ſehr von den Wirkungen des Geblütes auf daſſelbe ab. In der Beſchaffenheit und in der Wärme des Blutes; in der Leichtigkeit und Geſchwindigkeit mit der es durch die Adern, zumal des Gehirns, läuft, liegt auch die Urſach, Ob jemand viel oder wenig davon beſizt? Ob ſie feurig oder träge, ob ſie geſund oder verrükt iſt? In jüngern Jahren iſt ſie lebhafter als im Alter, weil alsdenn ein geſundes Blut, mit mehrerer Leichtigkeit, Wärme und Geſchwindigkeit, durch geſchmeidige Adern läuft. Dichter ſuchen durch Wein ihr Blut in Wallung zu ſetzen, um derſelben zu Hülfe zu kommen. Der Furchtſame glaubt durch den Genuß ſtärker Getränke mehr Herzhaftigkeit zu er-

halten, indem er durch erhiztere Blut, Bilder der Hofnung in ſeiner Einbildung erwekt, welche die unangenemen Bilder des Schreckens verdrängen ſollen. Bei einem der ſich mit ſtarken Getränken überladet, wird ſie anfänglich lebhaft, aber wie verrükt, bis endlich das Uebermaaß des Getränkes, durch ſeine Wirkung auf Blut und Gehirn, ihn aller Beſinnung und der Einbildungskraft, auf eine Zeitlang, beraubet.

So lange das Blut ſeinen geſunden und leichten Gang, durch ſeine ihm beſtimmten Wege des Gehirns hat, ſind die Vorſtellungen und Bilder, die durch die Sinnenorgane in demſelben hervorgebracht werden, der Natur gemäß; ſobald es aber erhizt und verderbet wird, ſo daß Verſtopfungen, Spannungen und Verwirrungen im Gehirn erfolgen, entſtehen Wahnſinn und andere damit verbundene Krankheiten. Ein wenig Opium (Anmerk. 5.) kan den Menſchen, auf eine kurze Zeit, munter und aufgeräumt machen, es kan ſeine Einbildungskraft entzücken; allein, ein ſtarker Genuß deſſelben, läßt ihn in einen tieffen Schlaf verſinken. Wenn aber Opium und ſtarke Getränke, als materielle Dinge, auf Vorſtellungs- und Einbildungskraft wirken, die ihren Siz im Gehirne haben; wenn ſie Gram, Sorgen und Furcht, auf einige Stunden, aus dem Gemüte zu verbannen vermögend

ſind, ſo können ſie, als ſolche, auf nichts anders als was ihnen ähnlich iſt Eindrücke machen. Man muß alſo zu geben, daß die Urſachen der Einbildungskraft, ſo wie des Gedächtniſſes, in der Materie und in ihrer Organiſation anzutreffen ſind. Die Einbildungskraft der Thiere, beweiſen ihre Träume, und daß es mit ihrem Blute eine ähnliche Bewandniß habe, wie bei dem Menſchen, kan man aus den Folgen ſehen, wenn man ihnen berauſchende Dinge beibringt.

Der Menſch hat ein Vermögen zu begehren und zu verabſcheuen; die Thiere ebenfals. Sie haben eine angeborne Neigung zu angenemen, und einen Widerwillen gegen unangeneme Empfindungen. Sie verlangen behagliche Gefühle und verabſcheuen die ſchmerzhaften. Sie werden dabei, ſo wie der Menſch, von der Selbſtliebe geleitet, obgleich dieſer, durch Thorheiten, woran die Erziehung Schuld iſt, ihr nur zu oft eine falſche Richtung giebt.

Den Vorzug den ſich der Menſch vor andern Thieren anmaſſen will, daß er allein es ſey, der durch Vernunft ſeine Begierden und Leidenſchaften bändige, iſt ungegründet; die Thiere bändigen, in gewiſſen Fällen, die ihrigen ebenfals. Man denke hier nur blos an den Hund, der, aus Furcht gezüchtiget zu werden, Speiſen die er vor ſich hat, ob er gleich hungrig iſt, dennoch

nicht anrůhret. Was ſind die Mittel, wodurch man uns, als Kindern, unſere Begierden, unſern Willen und unſern Unwillen, bändigen lehret? Sind es nicht Furcht und Drohungen, Schmeicheleien und Beſtechungen? Denn wir beſitzen alsdenn noch nichts von dem was man Verſtand nennet. Selbſt in den Jahren, da wir uns denſelben anmaſſen, iſt, bei näherer Prüfung, das wodurch wir unſern Neigungen und Abneigungen, unſere Leidenſchaften und unſern Willen bekämpfen, nichts anders als etwas analoges mit dem was die Thiere in dieſem Stücke thun. Dieſe bemächtigten ſich gern, einer von dem Menſchen hingelegten Lockſpeiſe; allein ſie widerſtehen ihrer Neigung dazu und verleugnen ihren Willen, ſobald ſie Gefahr und Verſuchungen dabei wittern. Gehet es bei dem Menſchen, da wo er ſeinen Willen bändiget, in den mehreſten Fällen nicht eben ſo zu? Wird es ihm nicht oft ſaurer ſeine Begierden zu bezwingen, als andern Thieren? Siehet man ihn mit ſeiner gerůhmte Vernunft in ſolchem Kampfe nicht ǒfter unterliegen als dieſe?

Wenn man behaupten wolte, dieſe verabſcheueten und begehrten ohne Gründe, die man vernünftig nennet, dazu zu haben; ihre Begriffe von dem was ſie wollen und nicht wollen, wären die dunkelſten und verworrenſten, ſo kǒnte man

zuerſt fragen, Ob, bei dem Wählen und Verwerfen, die nicht am richtigſten verfahren, die der Natur und ihren Geſetzen folgen? welches gleichwol die von uns unvernünftig genanten Thiere thun, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind und ihre natürliche Freiheit haben. Man kan ferner fragen, Wieviele wol unter hundert Menſchen ſeyn mögten die nach überlegten Gründen wählen und verwerfen? Ob nicht wenigſtens die Hälfte derſelben, weniger naturmäßig und unſchädlich zu wählen gewohnt iſt als die Thiere, die man, mit Stolz und Verachtung Vieh nennet? Die Selbſtliebe leitet Menſchen und Thiere bei ihrem Wählen; allein, bei den erſtern liegen die Urſachen des Begehrens und Verabſcheuens, gröſtentheils in der geſellſchaftlichen Verbindung und in dem Zwange einer künſtlichen und verderbten Erziehung, durch welche die Eigenliebe oft eine falſche Richtung erhält. Das Thier, nach der bloſſen Natur, weiß dagegen von dieſem Zwange nichts; es verfähret, von ihr geleitet, weit richtiger, und befindet ſich dabei glüklicher als der gezähmte Menſch. (Anmerk. 6.)

So wie dieſer Leidenſchaften hat und ſie äuſſert, ſo zeigen ſie ſich auch bei andern Thieren. Man werfe ſeine Blicke wiederum nur blos auf den Hund, und ſehe wie er Freude und Traurigkeit, Liebe und Haß, Zorn, Furcht und Schrek-

ken äußert. Will man, bei dem Menſchen, dieſes Gemütsbewegungen nennen, ſo kan man ſie auch den Thieren nicht abſprechen. Ohne mich auf die vom Dio Caſſius erzehlte ſo fabelhafte Geſchichte von den Elephanten zu berufen, die Pompejus ſo grauſam im Circus zu Rom aufopfern lies; ohne der ſonderbaren Geſchichte des Hipponenſiſchen Delphins, die Plinius *) erzehlet zu erwähnen; ohne der gröſtentheils unglaublichen Dinge zu gedenken die Rorarius **) anführet, laſſen ſich davon Schilderungen und Gemälde machen, die vielleicht manche überträfen deren Gegenſtand der Menſch iſt. Daß viele Thiere eine Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter äußern, die manche Menſchen beſchämen mögte, kan, durch Beiſpiele, hinlänglich beſtätiget werden. Daß einige unter ihnen, wenn ſie unrecht gethan, oder gegen ihren erhaltenen Unterricht ſich verſtoſſen haben, eine Art von Schaam zu äußern fähig ſind, davon giebt es gleichfals Zeugniſſe. (Anmerk. 7.) Freilich iſt die zwangvolle und harte Erziehung, die ſie empfangen haben, vielleicht die einzige Urſach hievon: denn

*) Lib. IX ep. 33.

**) Hieron. Rorarii, quod animalia bruta, ratione utantur melius homine, libri duo. Amstelod. 1654. p. 17. 33. 39. 41. 48.

wilde und ungezähmte Thiere, werden, ſo wie der wilde Menſch, von keiner Schaam etwas äußern, weil ſie allemal eine Furcht und eine Beſorgnis voraus ſetzet, die ſich auf vorhergegangenen Unterricht, auf Herabſetzung, auf Verweiſe und Strafen gründet. Ohne dergleichen findet ſie nicht Statt und verlieret ſich wieder, wenn man den Unterricht und die Vorwürfe verachtet oder vergiſſet.

Wir haben Beiſpiele genug daß Thiere ihre Freude und auch ihre Traurigkeit ſehr auffallend äußern. Eben ſo zeigen ſie auch ein Zutrauen zu einigen und ein Mistrauen gegen andere. Ein Hund der ſeinen Herrn, nach einer Abweſenheit wieder erblikt, iſt oft für Freude wie außer ſich; ſiehet er ihn zornig und mit einem Stocke in der Hand, fürchtet er ſich, und wenn er ihn eſſen ſiehet, hoffet er auch zugleich etwas zu erhalten. Wird er einen Nebenbuhler gewahr, der ihm, in der Gunſt ſeines Herrn, Abbruch thun mögte, ſo reget ſich ſeine Eiferſucht. Sind aber nun dieſe Leidenſchaften der Thiere, wie es wirklich iſt, mit denen die der Menſch hat, weſentlich einerlei, ſo müſſen wiederum auch die Quellen, woraus ſie herrühren, von einerlei Beſchaffenheit ſeyn. Sind dieſe bei den Thieren in der Organiſation der Materie zu ſuchen, ſo findet

ebendergleichen auch bei dem Menſchen Statt. (Anmerk. 8.)

Leidenſchaften werden durch Veranlaſſung äußerer Gegenſtände, vermittelſt der Sinne, erwekt. Dieſe wirken auf eine uns unerklärbare Weiſe, durchs Gehirn, aufs Blut, von deſſen Beſchaffenheit, ſie in den verſchiedenen Arten ihrer Aeuſſerung, am ſtärkſten abhängen. Daß dieſes ſich ſo verhalte, kan man bei dem Menſchen und bei andern Thieren wahrnemen. Dikkes und ſchweres Blut macht ſchwermüthig und traurig, leichtes gehöret für Frohſinn, kaltes und langſames für Unempfindliche und Träge, warmes und ſchnelles für Thätige und Zornige. Die Augen ſind beſonders die Verräther der inneren Bewegungen der Leidenſchaften. Selbſt die Thiere die ſcharf nach den Augen zu ſehen gewohnt ſind, wiſſen ein ſanftes von einem feurigen mit hervorgetretenen Adern, ſehr wohl zu unterſcheiden, und ſie können Leidenſchaften und Geſinnungen darin leſen. So wie Zorn und Unwillen das Geblüt nach dem Geſichte treiben, es roth färben und Adern darauf aufſchwellend machen, ſo treiben dagegen die Furcht und der Schrek das Blut zurük nach dem Herzen und machen Bläſſe und Beängſtigung. Wir haben Beiſpiele genug, daß Furcht und Schrek, bei Menſchen und Thieren, beſonders Vögeln,

Ohnmachten, ja wol gar den Tod verurſachen. (Anmerk. 9.)

Die verſchiedenen Erſchütterungen und Eindrücke, welche die Sinne, durch Erregung mancherlei Leidenſchaften, auf das Gehirn und durch das darin umlauffende Blut, auf Nerven, Muskeln und andere Theile des Leibes machen, äußern ſich durch ſo mannigfaltige Bewegungen und Verzukungen, daß man auch bei geringer Aufmerkſamkeit und Beobachtung, ſich leicht überzeugen kan, daß in der Organiſation und dem Mechanismus des ganzen thieriſchen Körpers, in der Beſchaffenheit der flüßigen Theile deſſelben, und in der Verſchiedenheit der Grade ihrer Wärme, ſo wie in ihrer Bewegung, der Grund und die Urſachen der Aeußerungen aller Leidenſchaften zu finden ſind, ob es gleich unmöglich iſt, dieſe Erſcheinungen ſo wenig als die ſchnelle Mittheilung der Empfindungen, durch den ganzen thieriſchen Körper, hinlänglich und deutlich zu erklären. (Anm. 10.)

Die tägliche Erfahrung beſtätiget, daß in dem Fortgange des Lebens, die herſchenden Leidenſchaften eine ſichtbare Wirkung, auf die Geſichtsbildung des Menſchen machen. Die Muskeln nemen, durch die oft wiederholten Zuckungen, welche die Leidenſchaften verurſachen, eine gewiſſe dauerhafte Lage an, die Züge und Falten,

im Geſichte, hervorbringt, welche bei zunemenden Jahren, die überhandhabenden Gemütsbewegungen des Menſchen, ſeinen Charakter, ſein Temperament und den Grad der Wärme ſeines Blutes, welches ſich in ſeiner Geſichtsfarbe äusſert, anzeigen. Hierauf gründet ſich die zu Zeiten trügende Kunſt der Phyſiognomie (Anm. 11.) und ſo wenig auch die welche ſich darauf legen, darüber ſchreiben und ſie ſo ſehr erheben, es glauben mögen, ſo beweiſet ſie doch, daß das was man Gemütsbewegungen nennet, von der Organiſation der irdiſchen, beſonders der weichen und flüßigen Theile, herrühre. Bei dem Naturmenſchen und bei dem Wilden, müſſen die Phyſiognomien ziemlich einförmig, und zugleich ſicherer ſeyn, um daraus auf ihren Charakter zu ſchlieſſen. Eine Geſichtsbildung, die durch die Leidenſchaften wenig iſt verändert worden, bleibt dauerhafter, und man kan in den Geſichtszügen des echten Wilden, da er die Verſtellungskunſt nicht, wie der Geſellſchaftsmenſch, im bürgerlichen Zuſtande, lernt und ausübt, ohne groſſe Mühe, die Züge ſeines Herzens erblicken.

Dritte Vorleſung.

Von der Vernunft der Menſchen und anderer Thiere.

Wenn nun, meine Brüder, der Menſch, wie wir geſehen haben, das Vermögen wahrzunehmen, ſich des Wahrgenommenen bewuſt zu ſeyn und ſich deſſelben zu erinnern; wenn er Einbildungskraft; wenn er das Vermögen zu wollen und zu verwerfen; wenn er ſeine Leidenſchaften mit den übrigen Thieren gemein hat, ſo iſt die Frage wol nicht ſchwer zu beantworten, Ob er das was er Vernunft nennet und ſich dieſelbe, ausſchlieſſend, zueignet, ihnen abzuſprechen berechtiget ſey?

Die Worte Vernunft und Verſtand, werden in ſo mancherlei ſchwankenden Bedeutungen genommen, daß wir erſt verſuchen müſſen, das veſtzuſetzen, was ſie, nach dem Sprachgebrauche, entweder andeuten, oder wenigſtens anzeigen ſollten. Vernunft wird gewöhnlich für das Vermögen genommen, Vorſtellungen oder Ideen, durch die Sinne zu erhalten, ſie miteinander zu vergleichen, Begriffe daraus zu bilden, Folgerungen daraus zu ziehen, und ſich der längſt erhaltenen Eindrücke wieder zu erin-

nern. Es wäre hier alſo blos von gewiſſen Fähigkeiten die Rede, welche man, in der Sprache der Schulen, Seelenkräfte nennet. Wird nun dieſes Vermögen ſo in Ausübung und Thätigkeit geſezt, daß ſich die Folgen jener Fähigkeiten, in ihrer richtigen Anwendung, bei Mittheilung unſerer Gedanken und beſonders bei unſern Handlungen äußern, ſo heißt das Verſtand. In der eigentlichen, aus Beobachtungen, in dem geſellſchaftlichen Leben hergeleiteten Bedeutung, iſt er nichts anders als eine Sammlung von Kentniſſen und Erfahrungen, die wir entweder ſelbſt gehabt, oder durch andere erhalten haben, um darnach zu urtheilen, zu entſcheiden und zu handeln. Wer ſie in den vielen ſo verſchiedenen Verhältniſſen, darin uns die Verbindungen im geſellſchaftlichen Leben ſetzen, gehörig anzuwenden weiß, heißt verſtändig. Man ſiehet hieraus warum bei Völkern, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, die in ihren Sitten, Gebräuchen und Kentniſſen, Charakter und Sprachen, ſehr von einander abgehen, das Urtheil über das was verſtändig ſeyn ſoll, nicht übereintrift. Einem dem bei dem einen Volke, der Name eines Verſtändigen, in einem hohen Grade beigeleget wird, kan von dem andern als ein Unverſtändiger angeſehen und als ein Thor belacht werden. Verſtand und Unverſtand,

Klugheit

Klugheit und Unwiſſenheit, ſind, in vielen Fällen nur relativiſche Ausdrücke. Je nachdem die Brille, die man uns bei der Erziehung aufſezte, geſchliffen und gefärbt iſt, je nachdem fallen auch die Vorſtellungen, die Begriffe und die Urtheile, von dem aus, was verſtändig genant wird. Wir werden ohne politiſche, ohne wiſſenſchaftliche, ohne religiöſe, ohne Modebrillen geboren. Man ſezt ſie uns bei unſerer Erziehung erſt auf, und wer im Stande iſt, wenn er ſeine Verblendungen und Täuſchungen merkt, ſich zu beſtreben, ſie abzulegen und ſo viel als möglich mit eigenen, natürlichen Augen, ſowohl wiſſenſchaftliche als auch Dinge des Lebens zu ſehen und zu betrachten, der wird ſeine Vernunftfähigkeiten, wenn, es Umſtände und Handlungen erfordern, gehörig gebrauchen, und, nach den Verhältniſſen darin er ſtehet, verſtändig werden.

Jeder Menſch, im Geſellſchaftszuſtande, hält ſich für vernünftig, und im gemeinen Leben, läſſet man dieſe Meinung gewöhnlich gelten; aber man will es nicht zu geben, daß jeder verſtändig ſey, weil dieſes leztere ſich erſt, wenigſtens dem Anſcheine nach, in Reden, Handlungen und Sitten durch eine richtige Anwendung des Maaſſes ſeiner Vernunftfähigkeiten, und ſeiner daraus hergeleiteten Lebensklugheit äuſſern muß. Bei den, obgleich von den

Menſchen unvernünftig genanten Thieren, ſind dennoch die Vernunftfähigkeiten vorhanden. Da aber ihre Lebensart, ihre Bedürfniſſe, ihre Lagen, ihre Beziehungen, denen in welche ſich der Geſellſchaftsmenſch geſezt hat, keinesweges ähnlich, ſondern, glüklicherweiſe, der Natur gemäs, ſehr einfach ſind, ſo kan bei ihnen, ſo wenig als bei dem Naturmenſchen, eine, in der Geſellſchaft, und für dieſelbe, gebildete Lebensklugheit Statt haben, und wenn etwas der Art unter ihnen vorhanden wäre, ſo könten wir, bei unſerer Unbekantſchaft mit ihrer geringen Zeichenſprache, dennoch nicht darüber urtheilen. Was man demnach bei uns verſtändig nennet, iſt bei ihnen wenig ſichtbar, und was in Anſehung ihrer dieſen Namen verdienet, läſſet ſich mit dem, was von den unendlich künſtlichen Beziehungen, in dem geſellſchaftlichen Leben, durch Erfahrungen, durch Sprache und Unterricht, aus Noth oder aus Eitelkeit erlernet wird, eben ſo wenig vergleichen, als der natürliche Geſang eines Zeiſigs, mit dem erlernten Morgenliede, welches ein Gimpel oder ein Dompfaffe pfeift.

Vernunftfähigkeiten werden den Thieren, dazu der Menſch gehöret, angeboren; allein der Verſtand, iſt, wie ich ſchon geſagt, das Werk der Erziehung, der Kunſt, der Uebung und der Erfahrung. Gleichwol haben auch die Thiere

Anlagen dazu, und er blikt, nach ſeiner Art, in ihrem Benemen und in manchen ihrer Handlungen hervor. In der Folge werde ich mehrere Belege dazu beibringen.

Verſtand und Erfahrung ſind im Grunde nicht unterſchieden, und ob man gleich vielfältig den gewöhnlichen Ausdruk höret und lieſet, daß ſo wol Vernunft als auch Erfahrung etwas lehre und beſtätige, ſo läuft doch alles denken, vergleichen und urtheilen, auf einzelne oder zuſammengeſezte Erfahrungen hinaus. Ein Menſch, der entweder ſelbſt von Bienen geſtochen wurde, oder es von andern erfuhr daß ſie einen Stachel haben, wird ſich vor ihnen hüten. Fliegt eine auf ihn zu, ſo wird er ſie vermeiden und mit der Hand von ſich ſchlagen. Er wird dieſes nicht allemal aus Ueberlegung und vorhergehenden Nachdenken thun, ſondern die Natur treibt ihn, im Augenblicke, von ſelbſt dazu an. Ein Kind das nach dem Lichte griff und ſich verbrante, hatte zwar ſeine noch unentwickelten Naturtriebe; allein die Erfahrung fehlte ihm. Da es nun aber dieſe gehabt, ſo wirkt der Naturtrieb, der ſie benutzet, gleich, und es will nicht weiter ins Licht greiffen. Verſtand hat hiemit nichts zu thun, weil ein Kind denſelben noch nicht beſizt. Alle unſere Wiſſenſchaften, die dieſen Namen wirklich verdienen, beruhen

auf Erfahrungen. Kein Satz iſt ſo unumſtöß- lich wahr, und ſo veſt gegründet, als der den man in den Schulen lehret: „Nichts iſt im Ver- ſtande, als das was durch die Sinne, welche uns Erfahrungen verſchaffen, in denſelben hin- einkam.“ Keine Behauptung iſt ſo richtig als die, daß die längſten, aus angenommenen Sätzen hergeleiteten Folgerungen, wenn ſie wahr befun- den werden, am Ende auf Beobachtungen und Erfahrungen hinauslauffen und ſich darauf gründen. Selbſt die abgeſonderten, oder wie man ſie auch nennet, abgezogenen Begriffe *), die blos Kinder des Denkens, dem Vorgeben nach, ſeyn ſollen, ſind nichts anders als Reſul- tate oder Folgen derſelben. Es hat auch ſeine Richtigkeit, daß die Sinne nicht betriegen, ſon- dern daß der Irthum in den Urtheilen Statt habe, die wir über unſere Empfindungen und Wahrnemungen fällen.

Die Thiere erhalten ihre wenigen Vorſtellun- gen und Begriffe ebenfals durch ihre Sinne, wie die Menſchen; nur oft mit dieſem Unterſchiede, daß ſie ſich ihrer Erfahrungen, und der daraus hergeleiteten Folgen, mehrentheils länger erin- nern und ſie ſorgfältiger und treuer benutzen als viele Menſchen die ihrigen. In Wahrheit, es

*) Notiones abſtractae.

findet ſich bei manchen Thieren mehr Gelehrigkeit und Gedächtnis als bei manchen Menſchen. Sie äußern ſogar nicht ſelten eine Art von Freude, wenn ſie ihren Unterricht, bei vorgekommenen Fällen, wohl ausgeübet haben, und deswegen geliebkoſet werden. Ein Hund der nie geſchlagen worden, fürchtet ſich vor dem Stocke nicht; ſobald er aber Empfindungen und Erfahrungen dieſer Art gehabt hat, erſchrikt er und fürchtet ſich, wenn er denſelben gegen ſich aufgehoben ſiehet. Die Vögel und Thiere einer Inſel, auf deren Boden, vor der Ankunft eines Schiffes, noch keine menſchliche Fußſtapfen eingedrukt waren, zeigten ſich, nach den Berichten der Reiſebeſchreiber, ganz furchtlos und flohen nicht ſcheu davon. Erſt nachdem ſie Erfahrungen erhalten hatten, wie ſie von Menſchen behandelt würden, wurden ſie ſchüchtern und entfernten ſich von ihnen. Zuvor fanden ſie keine Urſach dergleichen zu thun, aber nun, durch Wahrnemungen gelehret, urtheilen ſie, es ſey nöthig die Menſchen zu meiden. Die Belege die dieſes beweiſen, werden unten vorkommen.

Die Zeugniſſe welche die Vernunftfähigkeit der Thiere erweiſen, ſind ſo zahlreich, daß ein Nachdenkender ſie bei vielen ſogleich wahrnimt. Wir wollen uns hier auf das nicht berufen, was

ein vorhin ſchon angeführter Schriftſteller *), vor etwa zweihundert Jahren geſchrieben hat, um zu beweiſen, daß die unvernünftig genanten Thiere, mehr Vernunft äußern, und ſich derſelben beſſer bedienen als der Menſch ſelbſt. Unter den Zeugniſſen, die er dazu anführet, mögen verſchiedene wahr ſeyn; allein viele tragen, als übertrieben und unglaublich, die Merkmale der Erdichtung an ſich; beſonders iſt das, was er als Zeugniſſe der Moral der Thiere vorbringt, gröſtentheils ſo beſchaffen, daß der ſo mit dieſen Dingen gehörig bekant iſt, ihm gewis keinen Glauben beimeſſen wird. Indeſſen erzehlen uns glaubwürdige Schriftſteller, Ereigniſſe aus dem Thierreiche, die ſehr auffallend ſind. (Anm. 12.) Die Naturgeſchichte vieler Thiere, die wir genauer kennen, zeiget auch, daß ſie in ihrer Lebensart, in der Sorge für die Sicherheit, und für die Erhaltung ihrer ſelbſt und ihrer Jungen; daß ſie in dem Aufſuchen ihrer Lagerſtätte, in dem Baue ihrer Wohnungen, in der Erfindung der Mittel ſich aus Gefahren zu retten, und bei hundert andern Gelegenheiten, mehr Scharfſinn, mehr Vernunft, und, wenn man es ſo nennen will, mehr Gegenwart des Geiſtes und mehr Ueberle-

*) Rorarius. Eben ſo wenig ſtehet alles zu glauben, was Plutarch, de ſollertia animalium, erzehlet.

gung äußern, als viele Menſchen, in ähnlichen Umſtänden, nicht zeigen. Ja, es iſt eine, durch Erfahrung und Geſchichte, beſtätigte Bemerkung, daß die Menſchen von den Thieren vieles gelernet haben, und daß jene, in denen Gegenden, zuerſt anfingen ſcharfſinnig zu werden und Lebensklugheit zu zeigen, wo ſie kluge und mit vorzüglichen Inſtinkten begabte Thiere um ſich herfanden. Die Liſt und Verſchlagenheit, womit manche derſelben, zumal die Raubthiere, zu Werke gehen, mögten einen unbefangenen Beobachter, wol auf die Gedanken bringen, als ob ſie ihre Entwürfe, und die Mittel ihren Zwek zu erreichen, vorher überlegt, und zu Zeiten, gemeinſchaftlich, mit einander zuvor verabredet hätten. Wenn der Wolf auf der Jagd, das Thier welches er verfolget, der ſchwächeren oder ermüdeten Wölfin, die in einem hohlen Wege daſſelbe erwartet, zujagt; wenn der von den Hunden verfolgte Haaſe, immer ſucht den Wind hinter ſich zu haben, und wenn er einige Schritte auf dem gelauffenen Wege zurükkehrt, einen Seitenſprung, ſo weit er kan, thut, um die Hunde in der Spuhr irre zu machen; wenn der Fuchs dem Menſchen nachgehet, der den Vögeln in den Gebüſchen Schlingen ſtellet, die Orte, wo ſie angebracht ſind, bemerket, und am nächſten Morgen das Gefangene früher abholet

als der Vogelſteller, ſo zeiget dieſes Alles Fähigkeiten an, die eine Art zu handeln veranlaſſen, welche der Menſch, wenn ſie die ſeinige wäre, ſeiner Vernunft und ſeinem Verſtande zuſchreiben würde, die aber ſein Stolz den Thieren nicht zugeſtehen will. Wenn ein Hund, auf dem Felde, von ſeinem Herrn gerufen wird, der ſich auf der andern Seite, eines mit Waſſer angefülleten Grabens befindet, gradesweges zu ihm eilet, aber nun, durch ſein Augenmaaß, gewahr wird, daß er da, wo ſein Herr ſtehet, mit einem Sprunge, nicht überſetzen kan, ſo läuft er längs demſelben hinauf, ſucht einen Ort wo er ſchmaler iſt, und hüpfet da hinüber. Hat es hier nicht das Anſehen, als ob der Hund eine Art mathematiſcher Kentniſſe des Maaſſes beſitze, und in dem er die Entfernung mit ſeiner Springkraft ins Verhältnis ſtellet, die Folge daraus ziehe, daß er da überſetzen müſſe, wo die Breite des Grabens am geringſten, und ſeinem Sprunge angemeſſen iſt. Ich habe ſelbſt einen Hund geſehen, dem das was ihm bei der Mahlzeit gegeben ward, auf eine niedergelegte Binſenmatte hingeworfen wurde. Wie dieſe einſtens vergeſſen war, und er, nach langem Warten, noch nichts erhalten hatte, nam er der Gelegenheit wahr, da die Thüre des Zimmers eröfnet wurde, hinauszuſchlüpfen, und holete, zwiſchen

ſeinen Zähnen, die drauſſen liegende Matte herein, legte ſie an dem gewöhnlichen Orte nieder, ſezte ſich darauf, ſah nun die Eſſenden ſtarr an, ob ſie ihm etwas geben würden. Zeigt dieſe Handlung nicht an, daß er ſie nach Art einer Ueberlegung beging, welche etwas dem Nachdenken Aehnliches verräth? Und wie oft ſiehet man nicht daß Hunde, bei Tiſche, auf ihre Hinterfüſſe gerichtet, demjenigen der ihnen etwas zu geben pflegte, am Arme, mit den Pfoten berühren, als ob ſie denſelben an ſie erinnern und ihn fragen wollte, Willſt du mir denn nichts geben? Sind aber ſolche Thatſachen, von deren Wahrheit man ſich täglich überzeugen kan, keine Beweiſe daß es den Thieren nicht an Vernunftfähigkeiten fehle? Der Inſtinkt, von dem ich bald mehr ſagen werde, iſt freilich der Hauptgrund und die erſte vornemſte Triebfeder ihres Thuns und ihres Verfahrens; allein, die Abänderungen, die ſie, durch zufällige Ereigniſſe, bei ihren Unternehmungen, auf der Stelle machen müſſen, zeigen, daß ſie Ideen mit einander verbinden, und Folgerungen daraus herleiten, und daß daher, mit ihren Naturtrieben, zugleich jene Fähigkeiten verbunden ſeyn müſſen, die ſich der Menſch ausſchlieſſend zueignet und ſie, bei ſich ſelbſt, Vernunft nennet. (Anmerk. 13.)

Ein ſehr verdienter neuerer Schriftſteller *), der den Thieren nicht allein Gedächtniß und Einbildungskraft, ſondern auch Vernunft, obgleich mit Recht in einem geringeren Grade als dem Menſchen, zueignet, führet unter andern, zum Belege ſeiner Behauptung, das Benemen eines Affen an, der einem ſeiner Freunde zugehörte. Einige Wallnüſſe waren ſo hingelegt, daß der Affe ſie zwar ſehen, aber nicht erreichen konte. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen um ihrer habhaft zu werden, riß er endlich einem vorbeigehenden Bedienten, ein Tuch aus der Hand, und wiſchte ſie damit, durch einen Schwung, ſo nahe zu ſich, daß er ſie erreichen konte. Um ſie zu eröfnen, ließ er, nachdem er ſie auf die Erde gelegt, einen herbeigeholten Stein auf ſie fallen, um die Schale zu zerbrechen. Wie eines Tages, da er wieder Nüſſe bekommen hatte, der Boden, vom Regen, ſo feucht und weich war, daß ſie, durch den Fall des Steins, in die Erde gedrükt wurden, ohne zu zerbrechen, holete er noch einen andern Stein und legte ihn unter die Nuß, um

*) Der gelehrte und unglükliche Verfaſſer der Geſchichte der Aſtronomie, Bailly, im zweiten Theile ſeiner Discours et memoires, Paris 1790. Ich finde die Stelle, der Länge nach, ausgezogen in der Monthly Review Vol. IV new series p. 534.

ſo ſeinen Zweck zu erreichen. Wird man dieſem Affen eine Art des Nachdenkens und der Erfindungskraft abſprechen, die ihn lehrete, durch mechaniſche Kräfte, der Schwäche der ſeinigen zu Hülfe zu kommen?

Räumet man nun nach ſolchen und tauſend andern dergleichen Beobachtungen, welche tägliche Erfahrungen an die Hand geben, den Thieren, wie man nicht anders kan, ein Vernunftvermögen ein, ſo bedeutet es nichts, wenn man, um dem Stolze des Menſchen Nahrung zu geben, ſagt: Dieſer allein könne von ſeinen Vernunftfähigkeiten, zu allen Zeiten, Gebrauch machen, auch alsdenn, wenn ihn Umſtände und Bedürfniſſe nicht dazu auffordern, und die Gegenſtände, an welchen er ſie zu üben Luſt hat, nicht gegenwärtig ſind, welches andere Thiere nicht thun. Iſt es aber nicht genug, daß ſie ein Vernunftvermögen haben, und daſſelbe, bei vorkommenden Fällen, wirklich äuſſern? Daß es dem Menſchen, in einem höhern Grade, und in einem weiteren Umfange, zu Theile geworden, kan eben ſo wenig geleugnet werden, als daß ſelbſt unter den Thiergattungen, ſo wie unter den Menſchen, die Vernunftfähigkeiten unterſchieden ſind, ja, daß unter einerlei Gattung, einige Einzelne mehr als andere davon haben.

Wenn aber der Unterſchied des Vernunftver-mögens, zwiſchen Menſchen und andern Thie-ren, blos in höheren und niedrigeren Graden beſtehet, ſo muß doch die Quelle und das We-ſentliche deſſelben, bei beiden einerlei ſeyn, wor-auf es hier am meiſten ankomt. Es kan daher keinesweges als ein Beweiß der gerühmten Ver-nunft des Menſchen angeſehen werden, wenn er das, was er bei andern Thieren, die er herab-würdiget, davon antrift, der Organiſation der Materie, und einer Art von Mechanismus zu-ſchreibt; dagegen das ſeinige von einem einfa-chen, in ihm wohnender Weſen, das mit einem Körper nichts gemein hat, herleitet. Kan man wol behaupten, daß, ungeachtet der unleugbaren Aehn-lichkeit, das Vernunftvermögen des Menſchen und anderer Thiere, dennoch die Urſachen deſſel-ben, bei beiden, weſentlich unterſchieden ſind, obgleich die Wirkungen genau übereinſtimmen? Was bei dem einen der Grund oder die Quelle des Vernunftvermögens iſt, muß es nothwen-dig auch bei dem andern ſeyn; und wenn man bei dem einen, die Materie des Denkens, des Gedächtniſſes und des Urtheilens fähig hält, warum nicht auch bei dem Menſchen? Wäre es nicht am Beſten, der Wahrheit gemäs, ein-zugeſtehen, daß gewiſſe Materien, durch ihre Organiſation, dazu fähig ſind, wir aber nicht

wiſſen wie es damit zugehe? Lebten wir im Stande der Natur, und hätten wir ſie allein zur Erzieherin gehabt, ſo würden die Aeuſſerungen unſeres Vernunftvermögens, von dem unter den übrigen Thieren wenig unterſchieden ſeyn. Es iſt der Geſellſchaftszuſtand darin wir leben, der die erkünſtelten Gelegenheiten und Gegenſtände hervorbrigt, an denen wir unſere Vernunftfähigkeiten üben, und ſie, unſerer Meinung nach, glänzen laſſen. Wie klein iſt aber die Anzahl unter einer Nation von mehrern Millionen, von der ſich dergleichen ſagen läßt! Bleibt nicht der groſſe Hauffen unwiſſend, und ſind nicht unter tauſend mehr als neunhundert, deren Fähigkeiten zu Künſten und Wiſſenſchaften, ihren Beſitzern ſelbſt, ſo wie andere, unbekannt bleiben, weil Gelegenheiten und Umſtände, ſich in ihrem Leben nicht einſtellten, bei welchen ſie dieſelben hätten zeigen und entwickeln können? Iſt es daher Wunder, wenn ſie, ohne daß ihr Daſeyn je vermuthet ward, mit ihnen eben ſo zu Grabe gehen, als ein halbes Duzend Anlagen zu Kindern, in einer alten Jungfer, die nie einen Mann erlangen konte? (Anm. 14.)

Mit den Thieren verhält es ſich, in dieſer Hinſicht, eben ſo, und man würde die Aeuſſerungen ihrer Vernunftfähigkeiten, nach dem geringerem Maaſſe, womit ſie ihnen zu Theile ge-

worden, öfter und ſtärker gewahr werden, wenn man ſie genauer beobachtete, und wenn ihnen häufig Gelegenheiten vorkämen, ſie zu entwikkeln und zu zeigen. Ein engliſcher Schiffscapitain, nam ein Fäßchen mit friſchen Eyern auf ſeiner Seereiſe mit. Es ſtand offen in einer kleinen Kammer, wozu er den Schlüſſel in ſeiner Verwahrung hatte. Aller ſeiner Sorgfalt ungeachtet, nam gleichwol die Zahl der Eyer ab, und er konte, mit aller Mühe die er ſich gab, den Dieb dennoch nicht entdecken. Er legte ſich aufs lauren, und ſah endlich, zu ſeinem groſſen Erſtaunen, durch eine kleine Oefnung, die ihm eine Ueberſicht der Kammer gewährte, daß die Diebe Ratzen waren, die ihm ſeine Eyer raubten und ſie verzehrten. Mehrere derſelben machten ſich an das Faß. Eine von ihnen kletterte in daſſelbe hinein und zwo andere blieben oben auf dem Rande, die übrigen unten. Es dauerte nicht lange, wie die Oberen zu arbeiten anfingen, indem ſie die, welche hineingeſtiegen war, bei dem Schwanze heraufzogen, welche ſo erſchien, daß ſie zwiſchen ihren vier Pfoten, ein Ey hielt. Sie ward, mit groſſer Behutſamkeit, wagerecht auf den Rand gelegt und veſtgehalten, damit ſie nicht fallen mögte. Die welche ſich unten befanden, ſtemmten ſich mit ihren Vorderfüſſen ſo gegen das Faß hinauf, daß ſie eine

Art von Leiter bildeten. Nun lieſſen die beiden oberen, die mit dem Eye, unter dem Beiſtande der übrigen, ſorgfältig hinab. Wie ſie, mit dem unbeſchädigten Eye, unten war, und, auf dem Rücken liegend, daſſelbe noch immer veſthielt, zogen ſie die andere, in dieſer Lage, ſehr behutſam nach dem Loche, welches der Zugang zu ihrem Neſte war, woſelbſt ſie ihren Raub in Sicherheit brachten. Wer wird nicht zu geben, daß dieſe Art, wie die Ratzen zu Werke gingen, nicht allein Vernunftfähigkeiten, ſondern ſogar das verrieth, was Menſchen Verſtand und Klugheit zu nennen gewohnt ſind? Wäre aber dieſe Veranlaſſung, ihre Fähigkeiten, auf dieſe Art in Thätigkeit zu ſetzen, ihnen nicht gegeben worden, ſo würden ſie ſich nicht geäußert und der Menſch würde ſie nicht erfahren haben. Soviel iſt daran gelegen, daß Bedürfniſſe, daß Begierde und Hunger, daß drohende Gefahren die Vernunft und Kunſtfähigkeiten der Thiere erwecken und ſich äußern laſſen!

Ich will am Schluſſe dieſer Vorleſung, noch eine Bemerkung hinzuſetzen, die eine Beziehung auf die Vernunft des Menſchen und ſeine Leidenſchaften, in Vergleichung mit andern Thieren, hat. Wenn man ſagt der Erſtere könne und müſſe ſeine Leidenſchaften durch Verſtand,

oder, wie man ſich nicht ganz richtig ausdrükt, durch Vernunft beherſchen und bezwingen, ſo gilt dieſes zwar von dem Menſchen im Stande der Geſellſchaft, worin die Leidenſchaften, die, urſprünglich, unſchuldig und gut ſind, gereizt, geſpannet und verderbet werden, aber nicht von dem, der nach der Natur lebt. Durch die ſogenannte Cultur, werden die Gegenſtände, welche die Leidenſchaften wecken, und, wenn ich ſo ſagen mag, ſtark electriſiren, ſehr vervielfältiget, und erhalten, gegen ihre urſprüngliche Beſtimmung, durch die unnatürlichen Verhältniſſe, durch die erkünſtelten Bedürfniſſe, und durch die, dem Menſchen von Natur nicht eigenthümliche, aber im Geſellſchaftsſtande erzeugte Eitelkeit und Eigenliebe (nicht Selbſtliebe, die iſt uns natürlich) eine verderbte Richtung. Die Vernunftfähigkeiten, die nach Umſtänden und Verhältniſſen des Geſellſchaftsſtandes entwickelt werden, und den Namen des Verſtandes erhalten, müſſen alsdenn dazu dienen, den irregeleiteten Leidenſchaften zu Hülfe zu kommen, um ſie, wenn es möglich iſt, entweder zu beſänftigen oder zu befriedigen. Dadurch werden wir, ſo wohl uns ſelbſt als auch andern nachtheilig, und man mag wol ſagen, daß die gerühmte Vernunft und gemisbrauchter Verſtand, darauf der Geſellſchaftsmenſch ſo ſtolz iſt, ihm mehr Schaden thun, und

ſeiner

ſeiner Zufriedenheit nachtheiliger werden, als die oft ungerecht beſchuldigten Leidenſchaften.

Vierte Vorleſung.

Von den Naturtrieben und der Sprache.

Die welche den Menſchen Seelen und Seelenkräfte zuſchreiben, dagegen den übrigen Thieren, beides, ſo wie die Vernunft, abſprechen, wollen, um ſich aus der Verlegenheit darin ſie ſich ſehen herauszuziehen, ihnen dennoch etwas Vernunftähnliches *) zugeſtehen. Verſtand wollen ſie ihnen gar nicht einräumen, ſondern nennen ihr Benemen und ihre Handlungen, wodurch ſie dergleichen zeigen, eine Erwartung ähnlicher Fälle. **) Sie leiten beides aus den Naturtrieben her, und ſetzen dieſelben an die Stelle der Seele, welche ſie dem Menſchen, als die Urſach und die Quelle ſeines Lebens, ſeiner Vernunft und ſeines Verſtandes eigenthümlich beilegen. Indeſſen, meine Brü-

*) Analogon rationis.

**) Exspectatio casuum similium.

der, iſt aus dem, was in der vorhergehenden Vorleſung geſagt worden, wenn man ohne Vorurtheile darüber nachdenkt, gar leicht einzuſehen, daß das, was man, in Beziehung auf die Thiere, Vernunftähnlich nennet, im Grunde eben das ſey, was in Hinſicht auf den Menſchen, Vernunft heißt, obgleich in einem geringeren Grade. Es läßt ſich ferner, aus dem was oben von den Erfahrungen, als der Quelle aller unſerer Kentniſſe, iſt erwähnet worden, ohne Mühe abnemen, daß die richtige Anwendung der Vernunftfähigkeiten, oder der Verſtand, ſich auf unſere eigenen und anderer Erfahrungen gründe, und, bei genauerer Unterſuchung, nichts anders ſey, als die Erwartung ähnlicher Fälle, nach welchen wir uns, bei unſern Urtheilen und Handlungen richten. Rührte nun alles dieſes, vom Inſtinkte, als Urſach und Folge her, ſo läſſet ſich gar nicht wohl begreiffen, wie einerlei Sache, je nachdem ſie Menſchen oder andern Thieren zukomt, verſchiedene Benennungen erhalten, und ganz unterſchiedenen Urſachen zugeſchrieben werden ſoll. Die Feinde der Vernunft der Thiere richten nichts damit aus, wenn ſie, um ihren Widerwillen dagegen zu rechtfertigen, bei dem Benemen der Thiere, wo ſie vielleicht mehr Verſtand äuſſern, als mancher Menſch nicht zeigen würde, ausruffen: Es iſt blos Inſtinkt! es iſt Erwar-

tung ähnlicher Fälle! Die Thiere haben Erfahrungen gehabt, und bei der Erinnerung derſelben, wenn etwas Aehnliches von neuen eintrit, erwarten ſie, natürlicher Weiſe, die ehemaligen Eindrücke und Folgen von neuen wieder. Heißt dieſes aber nicht ebenſoviel, als ihnen Wahrnemungen, Gedächtniß, Verbindungen mehrerer Ideen, und ſelbſt die groſſe Wirkung des Verſtandes, Schlüſſe zu machen, einräumen? Der Menſch gelanget, wie ich ſchon geſagt, zu ſeinen Urtheilen und Schlüſſen, auf keinem andern Wege, als den der Erfahrung und der Erwartung ähnlicher Fälle. Alle unſere ſogenante Lebensklugheit, in der geſellſchaftlichen Verbindung, hängt davon ab; ſogar eine ganze Reihe von Schlüſſen, die den Beweiß eines mathematiſchen Lehrſätzes ausmachen, iſt aus lauter Erfahrungen hergeleitet. Vermittelſt derſelben, wenn ſie durch die Erinnerungskraft, bei vorkommenden Fällen, wieder erneuert werden, nemen Kentniſſe und die Anwendung derſelben zu, welches Verſtand heißt. Alte Füchſe, alte Haſen, alte Habichte, ſind klüger als die jungen; und in Anſehung des Menſchen iſt es ein wahres Sprichwort: „Verſtand kommt nicht vor Jahren" welches nichts anders ſagen will, als Zeit und Erfahrungen, bringen das hervor was man Verſtand nennet.

Daß Menſchen, ſo wie die übrigen Thiere, gewiſſe Naturtriebe beſitzen, und daß ſie dieſelben auf eine bewundrungswürdige Art äuſſern, lehret der Augenſchein; was ſie aber eigentlich ſind, und auf welche Weiſe ſie wirken? wird uns immer unbekant und unerklärbar bleiben. Daß ſie in der Zuſammenſetzung oder der Organiſation der Materie ihr Daſeyn und ihren Grund haben; daß ſie die Sinne und Lebenskräfte der Thiere, durch eine Art von Mechanismus, in Bewegung ſetzen, und ihnen ihre Richtung geben, kan nicht bezweiffelt werden. Daraus folgt aber nicht, daß alles dabei nach unveränderlichen mechaniſchen Geſetzen zugehe, und daß die Thiere, nach Descartes Meinung, Maſchinen wären. Nein! ſie richten ſich, in ihrem Thun, ſehr oft nach Ort und Umſtänden, und handeln auf eine Art, die von Ueberlegung und einer Freiheit zeiget, nach welcher ſie, in ihrer dermaligen Lage, grade ſo und nicht anders verfahren, als man es wahrnimt.

Was der Wind oder das Waſſer, oder, nach neuerer Erfindung, der Feuerdampf bei einer Mühle ſind, was das Gewicht oder die Feder in einer Uhr bewirken, das thun die Naturtriebe, in dem für uns ſo unbegreiflich organiſirten Sinnenbaue. Es iſt wahr, die angeführten Gleichniſſe ſind ſehr unvollkommen, aber man

muß bedenken, daß die Kunſtwerke der Menſchen, von den weiſen Werken der ſchaffenden Natur, unendlich weit übertroffen werden. Gleichwol bleiben uns, auch bei den ebenangeführten menſchlichen Kunſtwerken, die Hauptſachen, wodurch ihre Bewegung hervorgebracht wird, eben ſo unbekant, als die Thätigkeit des Inſtinkts auf unſere Sinne. Kein Sterblicher kan uns ſagen, was Kraft, Schwere, Schnellkraft, wodurch jene Maſchinen in Bewegung geſezt werden, eigentlich, ihrer Natur nach, ſind, und was die urſprünglichen und erſten Urſachen derſelben ſeyn mögten. Wird aber darum jemand leugnen dürfen, daß alle drei Eigenſchaften der Materie eigen ſind? Wenn uns nun die eigentliche Beſchaffenheit und das Weſen der Triebfedern, jener menſchlichen Kunſtwerke unbekant ſind und es immer bleiben werden, warum wollen wir uns wundern, daß die eigentliche Natur der Inſtinkte und der Art wie ſie wirken, uns verborgen bleibt. Iſt es nicht genug, und können wir uns nicht damit genügen laſſen, daß wir wiſſen, die Inſtinkte rühren von der Organiſation der Materie her, obgleich auch hier unſere Unwiſſenheit beſchämt wird, wenn man die Frage aufwirft: Was iſt die Organiſation der Materie und wie geſchiehet ſie? Es ſtimmet daher auch mit der gerühmten Vernunft

keinesweges überein, wenn man behauptet, jede Aeuſſerung eines Naturtriebes, bei den Thieren, zu welchen der Menſch gehört, geſchehe nicht nach den uns unbekanten Geſetzen, nach welchen die Sinne und der ganze thieriſche Körper zuſammengeſezt oder organiſirt ſind, ſondern werde jedesmal, durch einen unmittelbaren Eindrük, und durch eine nie aufhörende Mitwirkung, der erſtern, Alles ſchaffenden Kraft, hervorgebracht! *) Mögte man nicht, auf eben die Weiſe, behaupten, die Kunſt deſſen der die Mühle bauete, oder die Uhr verfertigte, bringe durch eine unmittelbare Mitwirkung, jede Bewegung und die daraus entſtehenden Folgen hervor, ohne daß die Organiſation der Maſchine etwas damit zu thun habe? In Wahrheit, die Vorurtheile der Menſchen und die Vorliebe zu willkürlich angenommenen Hypotheſen, ſtechen, neben dem Verſtande, den ſie ſich anmaſſen, ſehr ab!

Man kan bei allen Thieren, folglich auch bei dem Menſchen, drei Haupttriebe annemen, die ſich ſehr ſichtbar äußern. Der erſte iſt der Erhaltungs- der andere der Fortpflanzungs- und

*) Mallebranche. Schön unter den griechiſchen Philoſophen hatten Demokrit und Chryſipp, ſolche Meinung geäußert.

der dritte der Freiheitstrieb. Der erſte ſchließt den Trieb ſich zu ernähren, ſo wie den ſich zu beſchützen, in ſich, welche beide in dem Geſellſchaftsſtande, durch Misbrauch, ſehr ausgeartet ſind. (Anmerk. 15.) Die Natur gab uns dieſe Triebe als allgemeine Geſetze; aber die Einrichtungen in unſerm civiliſirten Zuſtande, verſagen ihnen, in hundert Fällen, den Gehorſam.

Die Erfahrung lehret, daß jedes Thier, der Menſch mit eingeſchloſſen, natürliche Bedürfniſſe, natürliche Neigungen und Abneigungen habe. Das Vermögen die erſteren zu befriedigen, und den lezteren gemäs zu handeln, mögte ich Naturtriebe und Naturfähigkeiten nennen. So äußert das Kind und jedes Saugethier, gleich nach ſeiner Geburt, das Bedürfniß ſich zu ernähren. Es verrichtet, ohne Unterweiſung, ohne Bewuſtſeyn, blos durch den angebornen Naturtrieb, das an ſich ſo künſtliche Geſchäfte des Odemholens und des Saugens, um die Bruſt der Mutter auszuleeren. Durch Weinen giebt es ſein Verlangen darnach zu erkennen, und, wenn es ſie, zur Zeit da es entwöhnet werden ſoll, mit etwas Bitterem und Unangenemen beſtrichen findet, zeigt es ſeine Abneigung und ſeinen Widerwillen. Dieſes Alles geſchiehet durch die unerklärbar bleibende Wirkſamkeit des Inſtinkts.

Einige ſolcher Naturtriebe bleiben in ihren Wirkungen unveränderlich, und äußern ſich nach unverbrüchlichen Geſetzen. So bauen, ſeit Jahrtauſenden, die Bienen ihre Cellen, die Vögel ihre Neſter, die Biber ihre Wohnungen, auf dieſelbe Weiſe; ſo ſpinnet ſich die Raupe, ohne Unterricht, zu der ihr beſtimmten Jahreszeit ein, um in einen Schmetterling verwandelt zu werden. Andere Inſtinkte hingegen, ſind einer weiteren Ausdehnung fähig, und verändern ihre Richtung, nach den eintretenden Umſtänden der Noth. So hat ein Diſtelfinke, den Trieb ſich zu ernähren, und ſein Futter auf eben die Weiſe, wie andere Vögel ſeiner Art, zu ſuchen; allein der Menſch, der ihn fing, bindet ihn an einen Käfig, der einer Bühne ähnlich ſiehet, und zwingt ihn ſein Futter und ſein Waſſer, wenn er nicht umkommen will, künſtlich, mit Mühe, zu ſich hinaufzuziehen. In dem Triebe ſich zu ernähren, ſind alſo dieſe Fähigkeiten mit eingeſchloſſen, um ein ſo zwangvolles Geſchäfte zu verrichten. Sie zu entwickeln erfordert Zeit und Uebung, um zu dem was man Fertigkeit nennet zu gelangen. Der bloſſe Naturtrieb fordert dergleichen nicht, weil er ſogleich, in ſeiner Vollkommenheit da iſt, ſobald er empfunden wird. Nur Noth und Bedürfniſſe, treiben zu einer weitern Entwickelung deſſelben, und geben ihm

eine Richtung zu Handlungen und zu einem Betragen, welches der Menſch, bei ſich und ſeines Gleichen, vernünftig und vernunftmäßig, bei andern Thieren, vernunftähnlich nennet. Der Lichtſtrahl gehet, ſeiner Natur nach, immer in grader Linie fort, und behält einerlei Farbe, wenn er nicht aufgehalten und ſeine natürliche Richtung nicht verändert wird. Gehet er aus einer dünnen Materie durch eine dichtere, oder umgekehrt, aus einer dichteren durch eine dünnere, ſo wird er gebrochen. Auf einer Spiegelfläche wird er zurükgeworfen, mit einem dreieckigten Prisma aufgefangen, wird er in mehrere Strahlen zerſpaltet und bringt vielerlei Farben hervor. Man mögte dieſes Gleichnis, analogiſch, auf dem Inſtinkt anwenden, um die Vorſtellungen davon etwas heller zu machen.

Der Menſch, der in der Geſellſchaft erzogen iſt, hat und macht ſich tauſend unnöthige Bedürfniſſe; er wendet die Kräfte ſeines Inſtinkts dazu an, ſie zu befriedigen, und nennet ſich darum vernünftig. Daß Naturmenſchen und ungezähmte Thiere, keine groſſe Fortſchritte in der Entwickelung ihrer Naturtriebe machen, liegt in der geringen Anzahl ihrer Bedürfniſſe, welches für ſie ſehr glüklich iſt. Bei den Wilden vertrit der Inſtinkt, mehrentheils die Stelle der Vernunft, und iſt bei ihm ein treuerer und ſiche-

rer Führer, als dem civiliſirten Menſchen ſein erkünſtelter Verſtand, auf den er ſo ſtolz iſt, und durch den er ſeine Naturtriebe irre führet.

Will man das Kunſt nennen, was ein aus Unterricht entſtandnes Wiſſen, und eine Fertigkeit es auszuüben erfordert, ſo kan man nicht leugnen, daß manche Thiere ebenſowol dazu fähig ſind, als der Menſch. Daraus folgt indeſſen nicht, daß es zwei unterſchiedene Inſtinkte gebe, die man Natur- und Kunſttriebe nennen müſſe. Die Kunſt die wir in den Werken mancher Inſecten bewundern, iſt beſtimter, urſprünglicher Inſtinkt. Ihre Fähigkeit dazu, liegt in der Zuſammenſetzung ihrer Theile, in der ihrem Körper mitgetheilten Kraft, in den Bedürfniſſen zu ihrer Fortdauer, und in der ihnen angebornen, beſtimten Thätigkeit. Daß die Spinne ihr Gewebe macht, daß der Seidenwurm ſich einſpinnet, daß der Biber ſich Wohnungen bauet, verdienet ſo wenig den Namen eines Kunſttriebes, als das Hervorbringen ſo manches bunten Gefieders, in jeder Art von Vögeln, oder der ſchöne Farbenauftrag auf den Flügeln der Schmetterlinge, oder auf den wie mit mathematiſcher Kunſt, erbauten Schneckenhäuſern. Es iſt alles Natur, es iſt angeboren. Was die abgerichteten Thiere betrift, ſo iſt bei ihnen nichts weiter geſchehen, als daß der

Menſch, durch Hunger und andere tyranniſche Zwangmittel, ſie genöthiget hat, ihre Naturfähigkeiten zu erweitern und eine ſolche Richtung derſelben anzunemen, die nicht ihnen ſondern dem angenem war, der ſie ihrer natürlichen Freiheit beraubte. Man erinnere ſich hier an das vorher angeführte Gleichnis von einem Lichtſtrahle.

Was die Inſtinkte betrift, die ſich auf Neigungen und Abneigungen beziehen, ſo gehen dieſelben, gewöhnlich, weit richtiger bei den Thieren, als bei den Menſchen. Nicht als ob die gütige Natur ihnen hierin günſtiger geweſen wäre, ſondern weil ſie ihnen getreuer folgen. Sie wiſſen ſehr geſchwind, was ſie, in Beziehung auf ihre Bedürfniſſe zu wählen und zu verwerfen haben. (Anmerk. 16.) Daß der Menſch ſie zu Zeiten betrüget, und ihre Sinne, die ſonſt ſehr ſcharf ſind, irre macht, iſt nicht zu verwundern, da er ſelbſt öfter als ſie betrogen wird, ja ſich ſelbſt betrüget, welches jene nicht thun. Die Naturtriebe betrügen nicht, ob ſie gleich, zu Zeiten, wol irre geleitet werden können. Das Schifsvolk, wenn es eine unbekante Inſel betrit, wagt es nicht gleich von den unbekanten Früchten und Gewächſen derſelben zu genieſſen; findet es aber daß Vögel und andere Thiere ſich davon nähren, ſo weiß es, daß ſie ihm auch

nicht ſchaden werden. Ein geſchäzter Reiſebeſchreiber, nachdem er dieſe Bemerkung gemacht, ſezt dabei hinzu: „Die Thiere verfahren weit richtiger als die Menſchen, die, bei aller ihrer Vernunft, weit öfter und leichter betrogen werden als jene.“ *) Ohnzweiffel, iſt der Inſtinkt, der einzige und ſichere, groſſe Lehrer aller Thiere, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen. Einer der erſten unſerer Naturforſcher, den ich ſehr ehre, der aber oft grillenmäßige Hypotheſen erdenkt, und grundloſe Lehrgebäude darauf errichtet; der, aus Vorurtheilen der Erziehung, die Thiere unter den Menſchen ſehr tief herabwürdiget, geſtehet gleichwol ein, „daß der Inſtinkt der Erſtern, ſicherer und richtigerer ſey, als die Vernunft der Lezteren, und daß die Werke der Naturtriebe der Thiere, die aus denſelben hervorleuchtende geſchikte Arbeitſamkeit,

*) Une regle generale, qu'il faut obſerver, a l'egard des fruits qu'on ne connoit point, c'eſt de n'y toucher à moins qu'on ne voye, qu'il ont été bequetes par les oiſeaux. Les animaux ſont plus habiles que les hommes, qui, avec tout leur raiſon, ſont trompes, plus ſouvent, et plus facilement qu'eux. Labat voyage aux isles Françoiſes de l'Amerique. Tom. III. p. 100. Paris 1722.

mehr bewunderungswürdig ſind, als die Kunſtwerke der Menſchen." *)

Bei der Vergleichung des Menſchen mit den übrigen Thieren, habe ich, um nicht weitläuftig zu werden, Manches übergehen müſſen; es iſt aber doch nöthig daß ich der Sprache erwähne, die ſich der Menſch als einen ihm ausſchlieſſend eigenen Vorzug beilegt. Dieſes thut er, ohne vorher zu unterſuchen, ob eine künſtliche Sprache ihm nöthig ſey, und ob ſie zu ſeiner Natur gehöre? welches beides gleichwol unerweißlich iſt. Wenn die Frage aufgeworfen wird: Haben die Thiere eine Art von Sprache? ſo trete ich denen bei, welche dieſelbe bejahen. (Anm. 17.) Freilich ſind die Zeichen, wodurch die Thiere und der Naturmenſch ihre wenigen Ideen und ihre Empfindungen zu erkennen geben, ſehr von der künſtlichen Sprache unterſchieden, welche von dem, in der Geſellſchaft erzogenen, Menſchen geredet wird, und die ihm eben ſo wenig, natürlich iſt, als das Flötenſpielen. Gehörte ſie wirklich zu unſerer Natur, ſo müſte ſie nicht allein, unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte einerlei ſeyn, ſondern wir müſten ſie auch, mit eben ſo weniger Mühe lernen, als das

*) Buffon histoire naturelle generale et particuliero. Tom. I. p. 16. Edit. de Deuxponts.

Eſſen und Trinken, oder als die ſingenden Vögel ihren Geſang. Ich werde hierüber noch etwas mehr ſagen, wenn ich, in der Folge, von den Wilden rede.

Die Thiere haben eine ihnen angeborne Sprache, die bei denen von einerlei Art, auf der ganzen Erde ſich gleich iſt. Sie äußern dieſelbe nicht allein durch Zeichen und Geberden, ſondern auch durch Laute und Töne, die man gewiſſermaſſen articulirt nennen könte. Dieſe ſind ſehr unterſchieden, wenn das Thier Furcht oder Freude empfindet, und wenn es Schmerz oder Zorn äußert. So giebt der Hund ganz andere Laute, wenn er liebkoſet, als wenn er böſe iſt, und bei den Katzen iſt es eben ſo. Bei den Vögeln, im Geſange und in andern Lauten, die ſie nach ihren inneren Empfindungen und vermöge des Eindruks, den äußere Gegenſtände auf ſie machen, von ſich geben, iſt es noch auffallender. Der Hahn hat eine Sprache welche die Hüner verſtehen. Seine Laute ſind anders, wenn er ſeine Herſchaft und ſeinen Muth zu erkennen giebt, als wenn er ſeine Hennen lokt. Die Sprache des Taubers, wenn er liebkoſet, ſeine Geberden und die Bewegungen die er alsdenn macht, zeigen viel Bedeutendes. Die Glucke hat eigene Töne, um ihre Jungen zu locken, und andere um ſie zu warnen; beide

werden von dieſen unterſchieden und richtig von ihnen verſtanden. Faſt mögte man ſagen, daß Raubthiere, die gemeinſchaftlich auf den Fang ausgehen, wie ich ſchon oben erwähnet, nicht ſelten, einen, dem Anſcheine nach, ſo überlegten Plan, in Beziehung auf ihre zu nemenden Stellungen und der zu gebrauchenden Liſt, befolgen, als ob ſie ſich darüber, mit einander, verabredet hätten. Kurz, aus Allem erhellet, daß die Sprache der Thiere, ſo unvollkommen ſie auch, in Vergleichung mit der künſtlichen Sprache der Menſchen erſcheint, dennoch Ideen, Begriffe, und Schlußfolgen, und Alles das in einem gewiſſen Grade vorausſetze, was man Verſtand nennet; es iſt auch unleugbar, daß ſie ſich, vermittelſt derſelben, einander mittheilen können.

Da indeſſen der Bedürfniſſe der Thiere, ſo wie des Naturmenſchen, faſt eben ſo wenig ſind als ihrer Ideen, ſo ſiehet man daraus, daß ihre Zeichenſprache, ſowol als die welche aus gewiſſen Lauten beſtehet, ſehr geringhaltig ſeyn müſſe. Weil auch die Thiere und der Naturmenſch keine Benennungen der Gegenſtände haben, die Eindrücke auf ſie machen, und keine Worte als Stellvertreter der Ideen, um, durch Nebeneinanderſtellung und Vergleichung mehrerer, ihren Unterſchied anzuzeigen, ſo kommen ſie nicht weiter. Der Bauer ſo wie der Philoſoph, denken

Worte wenn ſie urtheilen wollen, dagegen die Thiere, ſo wie der Naturmenſch, die Gegenſtände ſelbſt vor Augen haben müſſen. Von den wenigen Zeichen, welche dieſe Leztern gebrauchen, um Empfindungen und Ideen auszudrükken, mögte man ſagen, daß ſie natürlich und angeboren ſind, wiewol es auch nicht unwahrſcheinlich iſt, daß bei manchen Thieren Alter und mehrere Erfahrungen, dieſelben einigermaſſen vermehren könne. Von der Sprache, welche die Geſellſchaft unter den Menſchen hervorbringt, läßt ſich dergleichen nicht ſagen; ſie iſt, wie ich ſchon erinnert habe, das Geſchöpf der Zeit, des Umgangs und vermehrter Bedürfniſſe. (Anm. 18.) Ein Taubgeborner giebt ſeine Empfindungen und Ideen, durch Zeichen zu erkennen; und wenn er, mit vieler Mühe, dazu gebracht wird, Worte auszuſprechen, ſo ſind ſie doch, für ihn ſelbſt, blos mechaniſche Bewegungungen ſeines Mundes und ſeiner Gurgel, davon er ſelbſt den Laut eben ſo wenig höret, als von den Worten, welche andere ſprechen. Ich werde, in der Folge, mehr darüber ſagen; jezt ſey es genug, nur überhaupt gezeiget zu haben, daß unter den Thieren, nicht allein eine Sprache anzutreffen iſt, ſondern daß dieſelbe auch in der Hauptſache, und im Weſentlichen, mit der Natur- oder der Urſprache des Menſchen einerlei

ſey.

ſey. Ein Kind lernt die Kunſtſprache mit vieler Mühe reden, und die Worte fehlen ihm, ſo wie die Begriffe. Zwei Kinder, die wild mit einander aufwüchſen, würden keine künſtliche Sprache haben, und nur, durch wenige Laute und Zeichen, ihre wenigen Wahrnemungen und Ideen, ſo wie ihre Leidenſchaften ſich einander zu verſtehen geben. Ihre Sprache würde wie die der andern Thiere ſeyn. Der Naturmenſch bedarf der künſtlichen Sprache nicht, und wenn der abgerichtete, gezähmte Menſch, ſich dieſelbe als einen eigenthümlichen Vorzug beilegt, ſo mögte er ſich auch darum über ſie hinwegſetzen, weil ſie nicht fähig ſind die Trompete kunſtmäßig zu blaſen. Könte ſich aber nicht auch der Adler, auf eben ſolche Weiſe, den Vorzug vor dem Menſchen zueignen, weil dieſer nicht, wie er, durch den Flug die höchſten Felſen-Spitzen erreichen, und darauf ſeine Wohnung bauen kan?

So ſind wir denn meine Brüder, nichts anders als Thiere, unter denen viele den Geſellſchaftsmenſchen, an Schärfe der Sinne, an Stärke und manchen andern Fähigkeiten überlegen ſind. Ihnen hat der Menſch nicht wenige nüzliche Kentniſſe zu verdanken, da ſie, in hundert Fällen, ſeine Lehrer geworden ſind. Sollten wir alſo wol die mindeſte Urſach haben uns zu ſchämen, weil die Natur, in der

Abſtuffung ihrer Geſchöpfe uns zu ihnen geſellete? Mögen ſich immerhin Thoren, mit Stolz über ſie hinwegſetzen, und ſich ſelbſt hundert eingebildete Vorzüge beilegen, die ſie jenen, die keine Anſprüche darauf machen, nicht zugeſtehen wollen; ſo wird doch der Klügere mit Aufmerkſamkeit und Achtung, die Thiere beobachten, um ſie näher kennen zu lernen. Er wird dadurch zu einer richtigern Kentniß ſeiner ſelbſt gelangen, und aus der Aehnlichkeit ſeiner Fähigkeit, ſeiner Triebe und ſeiner Leidenſchaften mit den ihrigen, auf die Aehnlichkeit ihres Entſtehens und ihrer Dauer ſchlieſſen. Er wird alsdenn ihren Werth zu beſtimmen wiſſen, und ſehen, wie die Natur, ohne bei ihnen Widerſetzung zu finden, ihrer Thätigkeit die einfachſte und beſte Richtung giebt. In dieſer Hinſicht zeigen ſich die Thiere vorzüglicher als der Menſch, der durch ſeinen zu weit getriebenen Geſellſchaftszuſtand, durch deſſen elende Künſteleien und zu oft widernatürlichen, ſogenanten, Verbeſſerungen, ſich ſo weit von der Natur entfernet hat, und ſo ausgeartet iſt, daß er den Trieben die ſie ihn einpflanzte, wenig folget, ſie vielmehr zu verdunkeln, ja oft zu unterdrücken ſucht, und eben daher ſeine Naturbeſtimmung und die davon abhängende Glükſeligkeit, weniger erreicht, als die übrigen Thiere, die demſelben treu verbleiben.

Mit Recht ſagt alſo Büffon *) auf den ich mich nochmals berufe: „Der Inſtinkt zeigt ſich bei den Thieren mehr beſtändig, mehr übereinſtimmend, mehr regelmäßig, weniger eigenſinnig, weniger dem Irthume unterworfen, als die Vernunft des Menſchen, die er ausſchlieſſend zu beſitzen glaubt."

Fünfte Vorleſung.

Von der Erzeugung des Menſchen.

Menſchen, meine Brüder, erzeugen ihres Gleichen, durch eine Handlung die man Beiwohnung nennet; und da ich zu euch als vernünftigen Leuten rede, ſo werde ich mich, über das was dieſen Gegenſtand betrift, ſo erklären, als es die Wahrheit und die Sprache über natürliche Dinge, die, ſelbſt nach einem ſehr wahren Sprichwort, nicht ſchändlich ſind, erfordert. Was ich ſagen werde, kan keine unordentlichen Begierden erregen, oder durch Bilder der Einbildung dazu reitzen, ſondern nur die Wahrheit, denen die ſie ſuchen, darſtellen.

*) Hist. naturelle des Oiseaux. T. 1. p. 5. Edit. de Deux-ponts.

Daß die Natur, die uns zur Fortpflanzung antreibt und dazu fähig macht, verlangen ſollte, die dazu erforderliche Handlung, als eine die Menſchheit entehrende, insgeheim und im Verborgenen zu verrichten, oder daß ſie beiden Geſchlechtern eine Schaam darüber eingepräget habe, wird wol niemand, der von Vorurtheilen frei iſt, im Ernſte behaupten. Es iſt außer einem Theile der Menſchen, kein einziges Thier, welches ſich dieſes ſtärkſten unter allen Naturtrieben ſchämen, oder ſich bei der Befriedigung deſſelben verkriechen ſollten. *) Was man, zum Beweiſe des Gegentheils, hat anführen wollen, iſt, in unſern Tagen, als ungegründet befunden worden. (Anm. 19.) Ein Menſch, den die veiſe und mächtige Hand der Natur erziehet, nd der unter der Führung, dieſer einzigen, ahren und höchſten Geſezgeberin heranwächſet, ird mit der Schaam eben ſo unbekant bleiben, ls die übrigen Thiere. Wäre ſie dem Menhen natürlich, ſo würde ſie ihm angeboren yn; daß aber dieſes nicht ſo iſt, beweiſen die hten nakten Wilden, es beweiſen die Kinder ie ſie gar nicht kennen, und ohne ſie aufwachen würden, wenn man ſie ihnen, durch die Er-

* Man leſe was ich in der 66ſten Anmerkung anführen werde.

ziehung, nicht erſt beibrächte. *) Das weibliche Geſchlecht, im Naturſtande, kennet daher keine Heuchelei und keine Verſtellung, wenn es den Fortpflanzungstrieb fühlet; es wird ſich dem männlichen ohne Umſtände nähern and die Befriedigung ſeiner Wünſche von demſelben erwarten, ohne es ſich einfallen zu laſſen, daß es ſich dadurch erniedrige, oder ſich deswegen zu ſchämen habe. Es wird aber auch in eben dieſem Naturſtande, ſobald ſein Fortpflanzungstrieb, durch wirkliche Befruchtung, befriediget iſt, ſo wenig als andere Thiere, eine weitere Beiwohnung verlangen, bis das geborne Kind, der Muttermilch nicht weiter bedarf. Das Gegentheil iſt Unnatur und eine Folge der Geſellſchaft mit ihren Einrichtungen. (Anm. 20.)

Was die Zeugung ſelbſt betrift, ſo wiſſen wir wenig oder nichts, von der Art, wie ſie eigentlich zugehe. Die Natur lehret beide Ge-

*) Bei der Einrichtung unſers gegenwärtigen Geſellſchaftszuſtandes, iſt die Schaam, die uns durch die Erziehung beigebracht werden muß, durchaus nothwendig, und iſt in vieler Rükſicht, eine der vornemſten Grundſäulen deſſelben. Sie muß daher der Jugend, früh und nachdrüklich eingepräget werden, weil Ordnung, gute Sitten und Eigenthum, ohne ſie nicht aufrecht erhalten werden können.

ſchlechter, bei dem Eintritte der Mannbarkeit, wie ſie das Zeugungsgeſchäfte vollbringen ſollen; aber ſie hält es nicht für nöthig, den Menſchen, in die Geheimniſſe die daſſelbe betreffen, einſchauen zu laſſen. Daß die Mutter aus bei ſich tragenden Eyern, durch die Beiwohnung eines Mannes, die Frucht hervorbringe, hat ſonſt ſehr wahrſcheinlich geſchienen und iſt faſt allgemein geglaubt worden; allein in neuern Zeiten, hat man es wieder beſtritten. Die Lehre von den Saamenthieren, woraus Menſchen entſtehen und gebildet werden ſollen, hat ſoviel Ungewiſſes und noch mehr Unwahrſcheinliches, als jene von den Eyerſtöcken der Weiber. Die ſorgfältigſten Unterſuchungen der Naturforſcher und Zergliederer, die ſie über den Thierſaamen und die Art wie die Befruchtung geſchehe, angeſtellet haben, hat wenig weitere Einſichten, zur wahren und näheren Entwickelung des Zeugungsgeſchäftes gewähret. Man hat Körperchen, wie kleine Kugeln und Fäden, die belebt zu ſeyn ſcheinen, und es wahrſcheinlich ſind, in dem flüßigen Saamen, ſowol deſſen der vom Manne, als auch deſſen der vom Weibe komt, bei Tauſenden und Myriaden ſich bewegen geſehen; allein, die Natur und Beſchaffenheit, dieſer ſo kleinen und ſo äußerſt zahlreichen Körperchen, iſt kein Naturkündiger zu erklären fähig. Darin

ſcheinet man ſich, indeſſen, einig zu ſeyn, daß ſie keine Typen von Menſchen ſind, die ſich, oder wenigſtens einige derſelben, nach vorhergegangenen Zeugungsgeſchäfte, in der Gebärmutter völlig ausbilden ſollten. Durch Verſuche, die jedesmal im Erfolge übereinſtimten, hat man befunden, daß jedes Stück Fleiſch, daß Gewächſe, ja ſelbſt Holz, wenn Waſſer darauf gegoſſen wird, und ein Anfang der Fäulniß dabei eintrit, in Kurzem ſich in eben ſolche Körper auflöſen. Unter einem Vergröſſerungsglaſe, zeigen ſie ſich alsdenn in unbeſchreiblicher Menge, als ſolche die jenen vermeinten Saamenthieren völlig ähnlich ſind. Wir wären alſo bei dieſer Entdeckung, in Beziehung auf die Erzeugung der Thiere und des Menſchen, keinen Schritt weiter; außer daß wir zu der Muthmaſſung Grund hätten, daß Alles, im Gewächs- und Thierreiche, aus ſolchen Körperchen, als aus Elementen zuſammengeſezt ſey, die hernach durch die bildende, oder ſogenante plaſtiſche Kraft der Natur, das werden, was ſie, ihrer Beſtimmung und Gattung nach, werden ſollen. Was aber dieſe plaſtiſche Kraft ſey? auf welche Art und nach welchen ewigen und unveränderlichen Geſetzen, ſie bei ſolcher Bildung oder Schöpfung zu Werke gehe? Davon wiſſen wir ebenfals nichts und werden davon ſchwerlich eine nähere Kentnis jemals erhalten.

Durch Erfahrungen, und durch häufig angeſtellte, wiederholte Verſuche, haben wir eine electriſche Kraft entdekt, die von den Naturkündigern als eine ſtröhmende Elementarwärme angeſehen wird. Von ihrer eigentlichen Beſchaffenheit, wiſſen wir eben ſo wenig, als von einer andern, in der Natur ſich häufig äußernden Kraft, welche man die magnetiſche nennet, und die vermuthlich mit der electriſchen in genauer Verwandſchaft ſtehet. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die electriſche Materie, die Alles durchſtröhmet, nicht allein auf Alles wirke, ſondern daß ſie auch das thätigſte und mächtigſte Werkzeug in der Hand der Natur ſey, um jedes Ding, zu dem zu bilden, was es ſeyn ſoll, und es hernach, in ſeinem Zuſtande, ſo lange zu erhalten, als ſeine ſo organiſirten Theile, der Einwirkung dieſer electriſchen Wärme fähig ſind. Sollten durch ſorgfältige Beobachtungen, und glüklich angeſtellte Verſuche und Erfahrungen, welche vielleicht für die Nachkommenſchaft noch aufbehalten ſind, unſere Kentniſſe des electriſchen Fluidums, noch ſehr erweitert und zu mehrer Gewisheit gebracht werden, ſo mögte man finden, daß daſſelbe das fünfte Element und noch dazu das vornemſte unter allen iſt. Schon jezt ſcheint die Mutmaſſung gegründet zu ſeyn, daß die Natur durch daſſelbe, und durch die, mit

demſelben, wie manche glauben, ſo innig verbundene magnetiſche Kraft, ihre groſſen Wirkungen hervorbringe, und daß es die erſte Triebfeder aller Bewegung, oder wenn man den Ausdruk lieber will, die Seele derſelben ſey. Wie ſehr wird man alsdenn, wenn dieſe Entdeckung wirklich gemacht und beſtätiget werden ſollte, ſich wundern, daß ſeit ſo vielen tauſend Jahren, die Naturforſcher, die Philoſophen, die Aerzte, die Gottesgelehrten, im Finſtern getappet haben! Schon jezo wiſſen wir unleugbar, daß dieſes flüßige Element, — denn ſo mag ich es wol nennen — welches die ganze Natur durchſtröhmet und belebet, welches auf Luft, Erde und Waſſer, als den Beſtandtheilen aller Dinge, die ſich blos leidend verhalten, ſo mächtig wirket, den gröſten Einfluß auf das Thier-, Gewächs- und Mineralreich habe, und daß das Leben, die Geſundheit und das Wachsthum der Menſchen, ſo wie der übrigen Thiere, davon abhängen. Es iſt daher auch keinesweges unwahrſcheinlich, daß durch die electriſche Wärme, und durch eine electriſche Erſchütterung, die Zeugung ſelbſt bewirkt werde. Der Saame des männlichen Geſchlechtes, hat entweder eine electriſche Kraft, oder wenigſtens derſelben etwas ſehr analoges an ſich, wodurch das zur Zeugung nöthige, welches ſich bei dem weiblichen Ge-

ſchlechte befindet, mit der zur Mittheilung des Lebens erforderlichen Wärme begabet wird, um die entſtehende Frucht auszubilden. Selbſt mit der Gebärmutter gehet dadurch, gleich nach der Beiwohnung, eine Veränderung vor. Sie wird, durch die Kraft des männlichen Saamens, die ſie und ihre Haut durchdringt, gewiſſermaſſen, wie ein Gewächs, befruchtet. Sie entwickelt und ſpannet ſich aus, ehe ſie noch durch das Anwachſen und durch die Vergröſſerung der Frucht, ausgedehnet wird.

Nach den, mit vieler Sorgfalt, angeſtellten Beobachtungen der Naturforſcher, iſt, bei ſolchen weiblichen Thieren, die man zum Unterſchiede von den Eyerlegenden, Lebendiggebärende nennet, das Erſte ſo man drei oder vier Tage nach der Empfängniß wahrnimt, ein kugel- oder vielmehr eyförmiges Bläschen; welches eine flüßige Materie enthält, die dem Eyweis nicht unähnlich iſt. Sie nimt bald hernach eine röthliche Farbe an und bewegt ſich, nach Art des Pulsſchlages. Dieſes Bläschen iſt daher, wenn ich mich ſo ausdrücken mag, das Chaos der Frucht, oder des Thieres welches entſtehen ſoll, und das Blut, da es ſich als das Erſte des werdenden Geſchöpfes zeiget, und die Bewegung anfängt, muß als die Quelle des Lebens, und deſſen was man Lebenskraft nennet, angeſehen

werden. Man nimt in dem Bläsgen, durch Vergröſſerungsgläſer, ſchon einige zarte Faſern wahr, die zu dem erſten Entwurfe des Thieres gehören, welches, zum Entſtehen, ausgebildet werden ſoll. Etwa ſieben Tage nach der Empfängnis, erblikt man ſchon, mit dem bloſſen Augen, die erſten Züge einiger Theile der Frucht, wiewohl in einem ſehr unförmlichen Zuſtande. Nach vierzehn Tagen, läſſet ſich ſchon, bei manchem Embryo, der Kopf nebſt einigen andern Gliedern, jedoch noch ſehr unvollkommen, unterſcheiden. Sind noch drei Wochen verfloſſen, ſo laſſen ſich ſchon Aerme, Hände, Beine und Füſſe, ziemlich deutlich wahrnemen. Die künftigen Knochen, erſcheinen wie dünne Fäden; die Rippen ſchlieſſen, in eben ſolcher Geſtalt am Rükgrade, deſſen Mark eine Fortſetzung oder vielmehr der Urſprung des Gehirns iſt, hervor, und die inneren Theile des Leibes fangen an ſich zu bilden. Die Frucht, die, um dieſe Zeit, noch, in eyförmiger Geſtalt, nicht viel über einen Zoll lang iſt, hat, nach anderthalb Monaten, bereits zwei Zoll erreicht. Eine gekrümte menſchliche Geſtalt, mit einem unverhältnismäſſigem groſſen Kopfe, zeigt ſich nun ſchon deutlicher, und das bereits ſichtbare Herz bewegt ſich. Nach zween andern Monaten, erhalten einige zu Knochen beſtimten Theile mehr Härte, obgleich die inne-

ren Theile noch unbedekt offen liegen; ſie empfangen aber bald ihre Bedeckung. Die Mutter empfindet ſchon nach dreien Monaten, wenn die Frucht etwa drei Zoll lang iſt, die Bewegung derſelben. Indeſſen iſt die Zeit des Anfanges ſolcher Bewegung keine Anzeige des Geſchlechtes zu welchem der Embryo gehöret, obgleich Hippokrates meinet, daß Knaben ſich ſchon im dritten, hingegen Mädchen ſich erſt im vierten Monate zu bewegen anfangen. Eine Frucht von fünftehalb Monaten, iſt beinahe ſchon ſieben Zoll lang, und die Theile des Leibes können nun vollkommen von einander unterſchieden werden. Man kan die Nägel an Händen und Füſſen wahrnemen, und im Magen ſo wie in den Gedärmen, zeigen ſich die Merkmale einer angefangenen Verdauung. Da das Kind, zuſammengebeugt, in einer flüßigen Materie ſchwimmet, ſo kan es ſich leicht bewegen, und ſeine Lage, nach den verſchiedenen Stellungen der ſchwangeren Mutter verändern, je nachdem ſie aufrechtſtehet, ſich vorwärts beuget oder lieget. In dieſer gekrümten Lage, die zum Schlafe, darin ſich das Kind befindet, am bequemſten iſt, wächſet es ohne Odem zu holen, und ohne ſeine Nahrung, durch den Mund oder durch Schlukken, ſondern durch den Nabel, zu ſich zu nemen, bis zu der von der Natur beſtimten Zeit, welche

gewöhnlicher Weiſe, von der Empfängniß an, neun Monate beträgt. Alsdenn ſucht es den Ausgang aus ſeinem bisherigen Auffenthalte, vermöge des ſich regenden Naturtriebes, und eröfnet ſich denſelben, um in die freie Luft zu kommen, in der es den erſten Odemzug thut. Weil die Luftröhre und die Lungenhöhlen als-denn zum erſten Male, beinahe gewaltſamer Weiſe, eröfnet werden, ſo iſt dieſes mit Schmer-zen verbunden, und hierin liegt die Urſach des Geſchreies, womit das Kind, nach dem gewöhn-lichen Ausdrucke, in die Welt kömt.

Dieſes, meine Brüder, wäre das Vornemſte, und ich mögte hinzuſetzen, das Meiſte von dem, was wir von der Geſchichte der Erzeugung des Menſchen, und ſeinem Auffenthalte in dem Schooſſe ſeiner Mutter, mit einiger Zuverläßig-keit wiſſen. Ihr ſehet wol wie wenig es hinrei-chend iſt, dieſes groſſe Werk der Natur zu erklä-ren. Für den Wißbegierigen, ſind die Entdek-kungen, die darüber gemacht worden, ſehr un-befriedigend. (Anm. 21.) Indeſſen kan man immer die gegründete Frage aufwerfen, Wozu die Neugier, in dieſen und hundert andern groſ-ſen geheimnisvollen Verrichtungen der mächtigen Natur, diene? Wir ſehen daß ſie jedem Thiere den Trieb und das Vermögen ſeines Gleichen zu erzeugen mitgetheilet habe. Bei dem Eintre-

ten des Leztern, findet ſich, ungeſucht, der Unterricht daſſelbe in Ausübung zu bringen. Unter tauſend Menſchen, geräth kaum einer auf den Gedanken, oder empfindet den Wunſch zu wiſſen, was es mit ſeiner Zeugung und Fortpflanzung für eine Bewandnis habe. Ohnzweiffel ſind dieſer Unbekümmerten die Allermeiſten und die Glüklichſten, welche ihre Beſtimmung, in dieſer Hinſicht, ohne Nachdenken darüber anzuſtellen, am vollkommenſten erfüllen. Warum ſollten wir ängſtlich verlangen, dieſes Geheimniß der Natur, die wir ſelbſt nicht kennen, zu ergründen, oder warum ſollten wir bedauern, daß keine Hofnung vorhanden iſt, je in daſſelbe einzuſchauen? Die Weiber der Wilden, ſo wie viele unſerer Bäuerinnen, ſind, während ihrer Schwangerſchaft, geſund, und bringen, ohne groſſe Wehen, geſunde Kinder zur Welt, ſie erholen ſich bald. Kan man wol eben dergleichen von unſern verzärtelten Weibern ſagen, die, während ihrer Schwangerſchaft, den Arzt und, bei ihrer Niederkunft, den Geburtshelfer gebrauchen, von denen gutherziger Weiſe geglaubt wird, daß ſie mit den Geheimniſſen der Natur, in Rükſicht auf Zeugungs- und Geburtsgeſchäfte, vertraut geworden? Geſezt indeſſen, daß wir ſo weit kämen, die genetiſche Kraft, wodurch die Befruchtung und die weitere Organiſation

des werdenden Thieres geſchiehet, mit Gewisheit zu beſtimmen; geſezt es würde erwieſen, daß eine electriſche Wärme, verbunden mit einer magnetiſchen oder irgend einer andern Kraft, beides bewirke — werden wir dann viel weiter in unſern Kentniſſen gekommen ſeyn? Wird es uns nicht immer noch unbekant bleiben, was dieſe Wärme oder dieſes Feuer und dieſe Kräfte ſind? woraus ſie entſtehen und was ihr Weſen ſey? Auf welche Weiſe ſie wirken, und was die Beſchaffenheit oder Eigenſchaft der Materie ſey, die den Gegenſtand ihrer Wirkungen ausmacht?

Laſſet uns damit zufrieden ſeyn, daß wir aus den vorher angeführten Beobachtungen der Naturforſcher, die nachfolgenden Sätze, mit ziemlicher Gewisheit herleiten können. Erſtlich, da das, was ſich zuerſt, nach vorhergegangener Begattung, in der Gebärmutter zeiget, ein Bläsgen iſt, mit einer flüßigen Materie, die bei den meiſten Thieren, bald die Farbe des Blutes annimt, und ſich, durch die vermittelſt des Beiſchlafs, ihr mitgetheilten Wärme, zuerſt bewegt, ſo muß dieſe flüßige Materie der Urſprung des Thieres ſeyn das werden ſoll, und in der Bewegung derſelben iſt die Quelle des Lebens zu ſuchen. Zweitens, mit dieſer erſten Bewegung des Blutes, die durch die Wärme verurſacht wird, fängt das Leben an, und wenn das Blut

völlig ſtille ſtehet, weil es erkaltet und erſtarret, hat es ein Ende. Hitze und Wärme, die im Grunde einerlei und nur in ihren Graden unterſchieden ſind; von deren eigentlichen Entſtehen, Beſchaffenheit und Urſachen, wir wenig wiſſen, müſſen daher die Springfedern des thieriſchen Lebens ſeyn. Da beide, ſo wie das Blut, materiel ſind, ſo iſt der Schluß unwiderſprechlich, daß die Urſach, oder die Quelle des Lebens, ebenfals Materie ſeyn müſſe. Drittens erhellet aus vielen Beobachtungen beſonders aus dem oben angeführten, welche die ſogenanten Saamenthiere betreffen, von deren Entſtehungsart und eigentlicher Beſchaffenheit, wir nie etwas zuverläßiges wiſſen werden, daß durch die ganze Natur, eine belebte organiſche Materie ausgebreitet ſey, die ſich in beſtändiger Thätigkeit befindet, und immer geneigt iſt ſich zu bilden. Eben dieſe Materie, im Thier- und Pflanzenreiche, dienet dazu Thiere und Gewächſe zu ernähren, ſie durch Wachsthum zu entwickeln und ſie fortzupflanzen.

Sechste

Sechste Vorleſung.

Der Menſch von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Aufhören.

Das eben geborne Kind, ſagt man, ſey das hülfloſeſte und ſchwächſte Geſchöpf, unter allen Thierarten; allein, meine Brüder, glaubt das nicht, ſondern ſeyd verſichert, daß ihr den Säugling, im Stande der Natur oder der Wildheit, weit weniger in einem Mitleiderweckenden Zuſtande finden werdet, als im Stande der Geſellſchaft. Sein Eintrit ins Leben, iſt von dem darin andere Thiere in daſſelbe kommen, wenig unterſchieden. Es heißt zwar, alle andere Saugethiere, finden von ſelbſt die Brüſte ihrer Mutter, nur das vom Weibe geborne Kind iſt dazu unfähig; allein, dieſer Behauptung ungeachtet, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es ſich eben ſo wie jene benemen würde, wenn es die entblößte Mutter, neben ſich, auf ihrem ungekünſtelten Lager, liegen hätte. Der natürliche Inſtinkt, würde den, in den Armen ſeiner Mutter liegenden Säugling, eben ſowol zu ihren Brüſten führen, als andere junge Thiere, ſie bei ihren Müttern finden, zumal wenn ſie, wie dieſe, dem Naturtriebe gemäß, ihnen einigermaſſen

dazu behülflich wäre. Man ſagt der Geruch leite die neugebornen Saugethiere, zu den Brüſten ihrer Mütter und ich ſehe nicht ein, warum bei dem neugebornen Menſchen nicht eben dergleichen Statt finden ſollte. Die Begierde mit welcher ſie, mit Kopfe und Munde, nach den Brüſten eilen, wenn ſie ihnen nahe kommen, beſtätiget es.

Daß der Menſch bei dem Anfange ſeines Lebens, mehr Bedürfniſſe als andere Saugethiere habe, iſt auch nicht ſo ganz wahr. Nur blos in der zarteſten Kindheit, bedarf er, ſo wie die übrigen Thiere, einiger Beihülfe, und wenn dieſe vorüber iſt, kan er derſelben gröſtentheils entbehren. Nach dem Willen der Natur, hat er nur wenige Bedürfniſſe, und ſie ertheilet, ihm bald das Vermögen, ſie, durch ſich ſelbſt zu befriedigen. Ihren ewigen Geſetzen gehorcht er, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, unwiderſtehlich, mit dem beſten Willen, den ſie ſind in ſein Weſen verwebt.

Es iſt blos die Muttermilch, und allenfals ein wenig Bedeckung und Wärme, deren der Säugling anfänglich nöthig hat, und welche ihm die Mutter, auf einem Lager von Moos und Blättern, wie es etwa die alten Deutſchen, vor zweitauſend Jahren haben mogten, ſchon mittheilen würde. Die Meinung, daß der neugeborne Menſch, unter allen Saugethieren, der

Witterung am wenigſten widerſtehen könne, iſt ebenfals unerweißlich. Vor einigen tauſend Jahren, hatten viele Völkerſchaften, unter unſern Vorfahren, weder Häuſer noch Kleidung. Die meiſten lebten unter Bäumen, oder hatten ſich allenfals eine Hütte von Zweigen zuſammengeflochten. Die Wenigſten hatten Bären- oder andere Häute, die ſie über ihre Schultern henkten, und einen kleinen Theil des Leibes damit bedekten. Von dichten und warmen Wohnungen, von Betten und Wiegen, wuſten ihre entbundenen Weiber nichts; ja, manche Mutter, hatte wol nicht einmal ein Thierfell, um ihre neugebornen Kinder darin zu wickeln, die nichts deſtoweniger gedien, der rauheſten Witterung widerſtanden, und zu ſtarken geſunden Menſchen heranwuchſen. In Lapland und in andern nördlichen Ländern, wäſcht man die Kinder, bald nach der Geburt, in kaltem Waſſer. Im verkünſtelten Geſellſchaftsſtande, thun falſches Mitleid und alberne Verzärtelung, der Geſundheit und der Stärke, vielen Schaden.

Die Geburten ſind im Stande der Wildheit, für Mutter und Kind, bei weitem nicht ſo gefährlich als unter uns, wo Weichlichkeit und Schwäche, die Folgen der Verfeinerungen des geſellſchaftlichen Lebens ſind. Weiber, die blos die Natur erzog, gebären leichter als die welche

eine künſtliche Erziehung verderbet hat. (Anmerk. 22.) Verhältnismäßig würden daher weniger Gebärende und weniger Geborne, im Naturſtande, bei Geburten ihr Leben einbüſſen, als im Geſellſchaftlichen. Man berechnet nach unſern Sterbeliſten, daß von Kindern, die zu gleicher Zeit geboren werden, die Hälfte, innerhalb drei Jahren, dahinſtirbt. Im Stande der Wildheit, wird dieſes Verhältniß, zwiſchen Sterbenden und Lebendbleibenden, falſch befunden werden, weil der frühere Tod der Kinder darin gewis weit ſeltener iſt. Ungeſunde Nahrungsmittel, Mangel und Dürftigkeit, Gram und Aerger, ſo wie, auf der andern Seite, Ueppigkeit und Verzärtelung, verderben, im civiliſirten Zuſtande, die Milch vieler Mütter, und ſind die Urſachen vieler Krankheiten, ſo wie des frühen Todes ihrer Kinder. Bei denen, im Stande der Wildheit, fallen dieſe Urſachen weg; die Muttermilch iſt gut, und die Kinder, die keinesweges verzärtelt werden, ſind geſund. Man beklagt und beweinet das menſchliche Elend; allein, man wiſſe, daß es nur den gezähmten Menſchen, unter hunderterlei Geſtalten drükt. Der Zögeling der Natur iſt damit unbekant, wenigſtens empfindet und kennet er nicht den tauſendſten Theil davon.

Das neugeborne Kind, iſt ſich ſeiner ſelbſt eben ſo wenig bewußt als die übrigen Thiere

wenn ſie zur Welt kommen. Indeſſen hat es das beſondere, daß es ſeine Augen, gleich nach der Geburt, eröfnet. Freilich ſtarret es, wie betäubt, Alles mit einem leeren Blicke nur an, und wendet ſich immer nach dem Lichte; aber die Werkzeuge des Sehens, ſind doch, wie bei andern Thieren, nicht allein da, ſondern auch ſchon wirkſam, obgleich noch ſehr ſchwach, weil die Zeit ſie noch nicht gereiffet und ſie noch nicht zu gebrauchen gelehret hat. Eben ſo beſizt das Kind den Sinn des Gefühls, obgleich ebenfals ohne Bewuſtſeyn. Es ſchreiet wenn es Schmerzen empfindet, aber es dauert wenigſtens ſechs Wochen, ehe es Thränen vergießt.

Der Menſch wird nicht bös geboren, ſondern iſt von Natur gut; allein, bald nach der Geburt, bei dem geringſten Zwange des Zähmungsgeſchäftes, fangen die Leidenſchaften an, ſich zu äuſſern. Das Kind wird bös, verdachtvoll, rachſüchtig, und, im Fortgange der Erziehung, lügenhaft, hab- und rachſüchtig.

Als Kinder ſind wir insgeſamt eine Art von Wilden, und der Inſtinkt der Unabhängigkeit, iſt einer der ſtärkſten mit welchen wir geboren werden. Wir bringen das Gefühl, daß wir ſo gut als andere Menſchen ſind, mit auf die Welt, und es iſt der Geſellſchaftszuſtand und unſere Erziehung, die uns zu Erniedrigungen gewöh-

nen. Indeſſen iſt uns als Kindern, der geringſte Zwang, den man uns anthut, zuwider, und da eine Erziehung zur bürgerlichen Geſellſchaft, ohne dergleichen nicht Statt haben kan, ſo wird ſie gleich vom Anfange an, ein Mittel die Leidenſchaften bei uns zu erregen. Das Verfahren derer die das Zähmungsgeſchäfte beſorgen, iſt von den wichtigſten Folgen, auf unſer Temperament und unſere künftigen Launen, ſo wie auf die Zufriedenheit und Unzufriedenheit, die wir bei zunemenden Jahren äuſſern. Die Gemütsart der Eltern, und der Zuſtand ihrer Geſundheit, hat oft Einfluß auf die Kinder, ſchon durch die Zeugung ſelbſt. Die Leidenſchaften ſtehen auch mit der Beſchaffenheit des Blutes, der Säfte, ſo wie mit der ganzen Organiſation des Körpers in Verbindung; ſie wirken auf Nerven und Muskeln, und durch dieſe auf die Geſichtszüge.

Daß die erſten Eindrücke, welche auf die Sinne des Kindes gemacht werden; daß die erſten Verſtellungsarten, welche es von dem äuſſern Gegenſtande, wiewol noch ſehr dunkel erhält, keinen geringen Einfluß auf die nachfolgende Entwickelung ſeines Charakters, ſeiner Geſichtszüge und ſeines Geſchmaks haben, beweiſen ſchon die folgenden acht oder zehn Jahre des Kinderlebens. Die künſtliche Erziehung,

kan freilich, in der Folge, manches wieder abändern; allein die Formen und Falten, welche die Natur des Menſchen, in ſeinen Kinderjahren, angenommen hat, laſſen ſich dennoch nicht ganz wegſchaffen.

An jungen Wilden, die man, ſeit den erſten Jahren ihres Lebens, in civiliſirten Ländern erzog, hat man, wie ich unten zeigen werde, gewöhnlich noch Spuren ihrer ihnen angebornen Wildheit, und Ausbrüche derſelben, in ihrer Lebensart, bemerket. Der Lebenslauf des Kindes, hängt mit dem Lebenslauffe des Mannes, zu den es, hinanwuchs, ſehr genau zuſammen. Die Hauptzüge des Kindesalters, ſind, bei zunemenden Jahren, in den folgenden Lebensaltern, noch immer dem Auge des ſchärfern Beobachters, ſichtbar, weil die Zeit ſie nicht hat auslöſchen können; ja, man mögte wol ſagen: die Erwachſenen ſind groſſe Kinder, und wer die kleinen genau beobachtet, wird finden, daß ſie ſchon kleine Männer und Weiber ſind.

Während der erſten Lebensjahre eines Kindes, erhalten die Sinne ſchon ziemliche Stärke und Veſtigkeit durch Uebung. Es fangt an, Dinge von andern, und ſich ſelbſt von dieſen zu unterſcheiden, wiewol nur äußerſt ſchwach. Es bilden ſich bei ihm ſchon einige dunkle Vorſtellungen und Ideen von Gegenſtänden die es

außer ſich öfters wahrnimt. Es lernt zuerſt die Mutter, die es pfleget und ſäuget, durch öfteres Sehen, von andern zu unterſcheiden; aber Alles iſt ſo dunkel und ſo ſchwach, daß wenn es dieſelbe im fünften Jahre verlöre, oder durch Zufall ihr abhänden käme, es ſich ihrer hernach nicht mehr erinnern würde.

Der Sinn des Geſichts und des Gefühls, ſind die welche zum Unterſcheiden der Dinge am meiſten beitragen; der Leztere wol mehr als der Erſte. (Anmerk. 23.)

Daß Kinder zuerſt Alles doppelt und verkehrt ſähen und nur, mit der Zeit, ihren Irthum zu berichtigen lernten, iſt ungegründet. Hätte dergleichen Vorgeben Grund, ſo müſten wir doch wol eine Erinnerung, wäre ſie auch noch ſo dunkel, davon haben, welches gleichwol nicht der Fall iſt. (Anmerk. 24.) Kinder müſten auch, wenn ſie doppelt und am unrechten Orte ſähen, indem ſie darnach greiffen, oft Misgriffe thun, welches die Erfahrung ebenfals nicht beſtätiget. Blindgeborne, die erſt bei reiffern Jahren, zum Gebrauche ihres Geſichtes gelangen, müſten auch, wie die Kinder, jenem Vorgeben nach, Alles doppelt und verkehrt ſehen, welches aber die Beiſpiele die wir davon haben, ebenfals widerlegen.

Die Länge der Zeit, welche die Natur beſtimt hat, um mit der Muttermilch genähret zu wer-

den, ſcheint von dem Wachsthume der Zähne abzuhängen. Es vergehen, mehrentheils anderthalb Jahre, ehe das Kind eine gehörige Anzahl derſelben erhalten hat, und ſo lange ſcheint es wenigſtens der Muttermilch, als des größten Theils ſeiner Nahrung, zu bedürfen. Die wilden Mütter ſäugen ihre Kinder wol bis ins fünfte, ja wol bis ins ſiebente Jahr. Kinder die lange geſäuget werden, ſind gewöhnlich ſtärker und geſünder als die früh entwöhnten, und die Milch der Mutter, in deren Leibe ſie den Anfang ihres Daseyns erhielten, und darin von den mütterlichen Säften genähret wurden, muß ihnen auch nothwendig zuträglicher ſeyn als die Milch von andern. Nach der Natur und nach den von ihr mitgetheilten Trieben, wird auch jede Mutter ihr eigenes Kind ſelbſt ſäugen, und die Fälle, in welchen ſie dazu nicht vermögend wäre, würden im Stande der Natur äußerſt ſelten ſeyn. Daß Kinder ſo früh entwöhnet werden, daß Mütter die Pflicht ihr Gebornes zu ſäugen, andern überlaſſen, gehöret, wenige Fälle ausgenommen, zu dem Unnatürlichen und Nachtheiligen, welches die Verfeinerungen in dem geſellſchaftlichen Zuſtande, hervorgebracht haben. Der Naturſtand weiß von keinen Ammen, von keinen Geburtshelfern, von keinen Kindermorden, von keinem Abtreiben der entſtehenden Frucht. (Anmerk. 25.)

In der Lebensart wird der Naturmenſch von den vierfüßigen Thieren wenig unterſchieden ſeyn. Das Kind von der Mutter zur Welt gebracht, bleibt bei ihr, nakt wie ſie, ſo lange bis es der Muttermilch entwöhnet, groß genug geworden, ſeinen Unterhalt ſelbſt zu ſuchen. Wenn es ſoweit gekommen, wird es ſich um die von welcher es geboren wurde, wenig mehr bekümmern. Beide werden ſich bald einander unbekant werden und vergeſſen. Mütterliche und kindliche Liebe, die etwa drei Jahre nach der Geburt dauert, kennet die ſich ſelbſt überlaſſene Natur alsdenn nicht weiter, denn die hernach noch fortdauernde Liebe, iſt eine Frucht des geſellſchaftlichen Lebens, die aus langer Verbindung und Gewohnheit entſtehet. Die angenemen Empfindungen und die Freuden, die aus einem ſolchen, durch die Kunſt geſchaffenen Verhältniſſe, zwiſchen Eltern und Kindern, entſpringen, ſind nicht allgemein und führen oft ſo vieles Bittere, ſo viele Leiden und Sorgen mit ſich, daß der Naturmenſch, in dieſer Rükſicht, bei ſeiner natürlichen Unabhängigkeit und in ſeinem iſolirten Zuſtande, ohne Widerſpruch, glüklicher, ruhiger und zufriedener ſeyn muß, als die welche in dieſen mühe- und ſorgenvollen Verhältniſſen ihre Tage verleben. Die gezähmten Menſchen wollen ſich künſtliche Freuden verſchaffen, unein-

gedenk daß die gütige Natur, durch Freiheit, ohne Bande beſchwerlicher Verwandſchaftsverhältniſſe, ſie frei und unabhängig zu ſeyn beſtimmet hat.

Es iſt die Frage aufgeworfen worden, von der ich hernach mehr ſagen werde, Ob die Natur den Menſchen dazu beſtimt habe, aufrecht zu gehen, oder ſeine Arme, wie die Affen, als eine Art Vorderfüſſe zu gebrauchen? Es ſcheint wahrſcheinlich, daß er, der Natur überlaſſen, in ſeiner Kindheit, das Leztere thun, ſich aber hernach, wenn er mehr Stärke bekomt und ſeine Füſſe mehr Veſtigkeit erhalten, von ſelbſt aufrichten, und, wenn gleich nicht immer, doch mehrentheils blos auf ſeinen Füſſen gehen würde. Gleichwol dürfte er, wenn er Sprünge zu machen, oder ſonſt ſeine Geſchwindigkeit zu befördern hätte, auch ſeine Hände dazu gebrauchen, und dadurch gewiſſermaſſen, den vierfüßigen Thieren ähnlich werden. Die Kinder der Negerinnen, auf den Weſtindiſchen Inſeln, kriechen ſchon, wenn ſie zwei Monate alt ſind, auf den Knien und Händen herum, und lernen ſich früher, ohne viele Unterweiſung, auf die Füſſe zu richten, als wir Andern. Sie klettern ſelbſt, während das ihre arme Mutter arbeitet, an derſelben zu den herabhängenden Brüſten hinauf, halten ſich, mit den Händen, an derſelben, oben,

und mit den Füſſen unten, an den Lenden, veſt, ſo daß ſie, ohne von der arbeitenden Mutter gehalten zu werden, gefahrlos ſaugen. Wie ſehr ſind dieſe kleinen ſchwarzen Menſchen, von ihres Gleichen, unter den Weiſſen unterſchieden, die von ſogenanten geſitteten Europäerinnen, wären es auch ſelbſt nur Bäuerinnen, geboren werden. Scheint es nicht, als ob die gütige Natur, bei ihrer unverzärtelten Erziehung, die Fähigkeiten jener kleinen Neger, früher entwickele und ſie gegen Unfälle ſichere? Das Naturkind gelanget, ohne Zwang und ohne viele Mühe, in kurzer Zeit, zu der Vollkommenheit, welche die einfache Natur für den Menſchen beſtimmet hat; das Kind der Geſellſchaft dagegen erreicht nie, auch wenn es zum höhern Alter komt, das gothiſche Ideal, welches die Thorheit von menſchlicher Vollkommenheit entworfen hat, und es beſtändig nach abgeſchmakten Moden verändert.

Da die Menſchen, wie die Affen, zur Nachahmung immer geneigt ſind, ſo wird ſich dieſer Hang bald wahrnemen laſſen. Im Naturſtande kan er ſich freilich nicht ſehr auffallend, und in einigem Umfange, äuſſern, obgleich das Kind manche Handlungen der Mutter die es wahrnimt, zumal ſolche die zum Nahrungsgeſchäfte gehören, bald nachahmen wird. Da indeſſen, bei einzelnen Naturmenſchen, wenig Verſchiede-

nes in ihrem Betragen anzutreffen ſeyn wird, ſo kan ſich auch dieſer Hang bei ihnen nicht ſtark äuſſern. Sobald aber eine nähere Geſellſchafts-verbindung eintrit, und mit ihr die nachtheilige Vergleichung unſerer ſelbſt mit andern, und eben daraus Eitelkeit entſtehet, ſo wird ſich auch gar bald die Nachäfferey mit ihren Folgen, wohin beſonders Stolz und Neid gehören, die dem Naturmenſchen unbekant ſind, in einem weiteren Umfange zeigen.

Alle Handlungen, die nicht eine unmittelbare Folge der Naturtriebe und ihrer Aeuſſerungen ſind, müſſen als Wirkungen des Hanges zur Nachahmung angeſehen werden. Die ganze geſellſchaftliche Erziehung und die Bildung der Sitten beruhet darauf. Lebensarten, Künſte, ja ſelbſt die Sprache, (Anmerk. 26.) ſind Früchte der Nachahmungsſucht. Dieſer Nachahmungstrieb, wenn ich ihn ſo nennen mag, wird, zum Theil, durch eigenen Willen und durch Leidenſchaften, oft aber auch durch Zwang, zumal bei der Erziehung zum geſellſchaftlichen Leben, in Bewegung geſezt. Thiere werden durch Zwangsmittel gezähmet und abgerichtet; ſo auch der Menſch, wenn er genöthiget wird, dem Naturſtande, in dem er aufwachſen würde, zu entſagen. (Anmerk. 27.)

Mit jenem Hange zur Nachahmung, iſt eine andere Neigung ſehr nahe verwant, die ſich ebenfals bei den Kindern früh äuſſert, und den meiſten Menſchen, bis ins ſpäte Alter anhängt — ich meine die Vorliebe zu alle dem, was den Reitz der Neuheit hat. Alles was die Kinder ſehen, wollen ſie haben, wenn es ihren Augen einigermaſſen gefällt. Sie ſtrecken die Hände darnach aus, um es zu ergreiffen. Im Naturſtande werden die Gegenſtände, welche die Augen reitzen nicht ſehr häufig ſeyn; folglich werden ihre Begierden und Leidenſchaften nicht ſo oft erwekt und in Bewegung geſezt werden. Dagegen hält man den Kindern, in unſerer ſogenanten vernünftigern, menſchlichern und zärtlichern Erziehung, allerlei Gegenſtände vor, welche die Augen reitzen oder blenden, und indem ihre, dadurch rege gemachten Begierden, entweder befriediget oder nicht befriediget werden, erwekt man die Leidenſchaften und es wird der erſte Grund zur Habſucht und zugleich zur Unzufriedenheit gelegt, die in der Folge, bei zunemenden Jahren, das Leben verbittern. Wird den Kindern der rege gemachte und gereizte Wille gelaſſen, ſo werden ſie verwöhnet, verſagt man ihnen dagegen ihr Verlangen, ſo werden ſie ungehalten; behandelt man ſie mit Strenge, mit Drohungen und Strafen, ſo werden ſie eigen-

ſinnig und trotzig, oder auch furchtſam. Von alle den weiß das Kind der Natur wenig oder nichts, weil es wenig begehret und zu begehren hat, ſich uneingeſchränkt fühlt, weil es, durch die Natur, mehr zur Unerſchrockenheit als zur Furchtſamkeit erzogen wird. Wie vieles kläret nicht dieſer Blik auf unſere Kindheit, wenn er gehörig benutzet wird, in der Geſchichte des Menſchen auf!

Der dem Menſchen, ſo wie allen andern Thieren, angeborne Hang zur Freiheit, äuſſert ſich auffallend in der Kindheit, und es koſtet Mühe, dieſen Naturtrieb in die Feſſeln des geſellſchaftlichen Lebens zu ſchlagen. Das Kind findet es ſchon ſehr beſchwerlich, an den Tüderpfahl der Erziehung gebunden zu werden; es äuſſert ſeinen Unwillen durch Sträuben und Schreien, wenn es ſeinen Naturgang, durch Spannrieme, gehemmet findet. Sind wir in unſern Kinderjahren uns ſelbſt überlaſſen, ſo zeigt ſich Munterkeit und Frohſin, durch Hüpfen und Springen, wie ſich ebendergleichen auch bei andern jungen Thieren äuſſert. Phyſiſche Urſachen und im Zunemen begriffene Kräfte, leicht umlauffendes Blut und reine Säfte, bringen dieſe Empfindungen der Freude, die ſich durch eine leichte Bewegung geſchmeidiger Glieder äuſſert, zunächſt hervor; allein, die Unbekant-

ſchaft, mit den tauſendfachen Beziehungen, Pflichten, Zurükhaltungen, Behutſamkeiten, Argwohne und Beſorgniſſen, im ſogenanten geſitteten Zuſtande die wir, in der Folge, unter dem Namen des Verſtandes und der Lebensklugheit, lernen und ausüben müſſen, tragen gewis, ebenfals, nicht wenig dazu bei. Die Heiterkeit und das Frohe unſerer Kindheit, müſſen wir der geringen Entfernung vom Naturſtande, darin wir uns, als Wildgeborne, alsdenn noch befinden, vorzüglich zuſchreiben. Wenn das Kirremachen und das Zähmungsgeſchäfte fortgehet, verlieret ſich der Frohſin ſo ziemlich.

Man hat ferner die Frage aufgeworfen, Ob die Menſchen, wenn ſie ganz der Natur überlaſſen wären, einſam und einzeln, oder ob ſie Heerdenweiſe leben würden? Unter mancherlei Thiergattungen, leben einige einſam, und ſuchen nur Geſellſchaft, wenn ſie den Fortpflanzungstrieb fühlen; ſie trennen ſich wieder, wenn er befriediget iſt; andere dagegen, von einerlei Gattung, halten ſich beiſammen, in gröſſeren oder kleineren Hauffen. Mich dünkt, daß der Menſch der Natur, wegen ſeiner Neigung zur Geſelligkeit, davon ich hernach mehr ſagen werde, nicht immer einſam herumirren würde, ob er gleich auch zu ſolcher Lebensart fähig iſt, wie die Verwilderten zeigen, die man zu verſchiedenen

ſchiedenen Zeiten angetroffen hat. Es ſcheint auch wahrſcheinlich, daß in grauer Vorzeit, viele einzeln herumirrten, und einen einſamen Auffenthalt, zumal im Alter, geſucht haben. Es giebt Thierarten, die, wenn ſie jung ſind, ſich bei einander halten; aber zulezt wenn ſie älter werden, wie man von den wilden Schweinen, beſonders den Ebern, ſagt, einſam leben. Die Bieber ſind gewis, unter ſich die geſelligſten Thiere, wenn ſie aber von dem Menſchen verfolgt werden, gehen viele in Höhlen, wo ſie einſam ihre Zeit verleben. Ohnzweiffel werden, ſelbſt Naturmenſchen, ſo bald ihre Zahl, in einer Gegend, ſtark wird, ſich in Hauffen zuſammenhalten, jedoch ohne Eigenthum, ohne alle Bande der jezt gewöhnlichen Geſellſchaft, ja, anfänglich ohne eine articulirte Sprache. Daß aber auch ein einſames Leben, der Natur des Menſchen keinesweges zuwider ſey, beweiſen die Verwilderten, die wenn man ſie gefangen hatte, gern wieder entſprangen und in ihre vorige Wildniß und Einſamkeit zurükkehrten.

Siebente Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Wäre der Menſch ſich ſelbſt und der Natur überlaſſen, ſo würde er, in ſeinem vierten oder fünften Jahre, ſeinen Unterhalt ſchon ſelbſt ſuchen und ſich ernähren können. Er würde anderer Hülfe nicht bedürfen und eben darum frei ſeyn. (Anm. 28.) Seine Kinderjahre würden ohne Zwang und ſeine Jugend, in froher Uebung ſeiner Glieder und im Verfolgen ſeiner Nahrung hingehen. In ungebundener Freiheit, würde er in die Jahre eintreten, in welchen ſich die Triebe zur Fortpflanzung zu äuſſern anfangen. Das weibliche ſo wie das männliche Geſchlecht, würden ihm eben ſo ungehindert folgen, als den Trieben des Hungers und des Durſtes.

Bei dem weiblichen Geſchlechte, trit die Zeit der Mannbarkeit, dieſer Frühling des Lebens, früher ein als bei dem männlichen, vermutlich deswegen, weil bei den Lezteren, Fleiſch und Muskeln derber und veſter, die Knochen ſtärker und verhältnismäßig gröſſer ſind als bei den Erſteren, und daher mehr Zeit zum Auswachſen und Reiffen erfordern. Das beſtimte Alter, darin ſich die Mannbarkeit, bei beiden Geſchlech-

tern äuſſert, hängt, zum Theil, vom Himmelsſtriche, von der Beſchaffenheit der Luft, von den Nahrungsmitteln, von der Geſundheit, und unter Geſellſchaftsmenſchen, von der Beſchaffenheit der eingeführten Sitten ab. Im Stande der Natur und der Wildheit, wird, bei beiden Geſchlechtern, die Mannbarkeit ſich ſpäter äuſſern, weil keine Verderbtheit der Lebensart ſie reitzet und ſie früh zum Ausbruche kommen läßt. Unter unſerm Himmelsſtriche, bemerket man die Kennzeichen der eintretenden Mannbarkeit, bei den Mädchen, bald nach ihrem zwölften Jahre, zu Zeiten noch wol etwas früher. Ein ähnliches Verhältniß, wird in gebirgigten Gegenden, in Vergleichung mit dem flachen Lande, beſonders auf den Dörfern, Statt finden, die fern von ſolchen volkreichen Städten liegen, in denen das Sittenverderben groß iſt und die Naturtriebe gewöhnlich ſehr früh zur Reiffe kommen. In ſehr warmen Ländern, ſind die Mädchen, ſchon im achten, neunten und zehnten Jahre mannbar, und werden in ſolchem Alter ſchon verheiratet und Mütter. *)

Die Zeichen der Mannbarkeit, bei beiden Geſchlechtern, werden von den Aerzten aufge-

*) S. Montesquieu l'esprit des loix, Liv. XVI. chap. 2.

zählet und beſchrieben, daher ich mich dabei nicht verweilen will. Indeſſen kan ich den Wunſch nicht verbergen, daß man ſich bei der Zergliede- rung des menſchlichen Leibes, mehr Mühe ge- ben mögte die genauere Verbindung ſeiner Ge- burtsglieder, mit den übrigen Theilen des Lei- bes, und die Urſachen des Zuſammenhanges, beſonders mancher derſelben, näher zu entdecken. Einige derſelben ſind weit von einander entfernt, und gleichwol lehret die Erfahrung, daß ſie in genauer Verbindung ſtehen. Hier ſind einige Fragen, die ſchwer, und andere von denen es unmöglich zu ſeyn ſcheinet ſie zu beantworten: Warum verändert ſich die Stimme, bei dem Eintritte der Mannbarkeit? Warum wird der Hals ſtärker? Warum wird die Bruſt und der Buſen voller, wenn ſich die Zeugungstheile der Vollendung ihres Wuchſes nähern? Warum fangen alsdenn die Haare an, am Bart und am Unterleibe hervorzuſproſſen? Warum verändert ſich die Farbe der Haut unter den Augen? Warum äuſſert ſich das Gift der Krankheiten von welchen die Zeugungstheile ergriffen wer- den, wenn demſelben in Zeiten nicht widerſtan- den wird, im Halſe und an der Naſe? Wie wirket das leere Bild eines Traumes auf die Geburtsglieder? Wahrſcheinlich werden dieſe Verbindungen der Theile, die ſo entfernt von

einander liegen, und die Erſcheinungen, welche, die ſich ihrer Vollendung nähernde Mannbarkeit hervorbringt, nicht eher einigermaſſen erklären laſſen, als bis wir von dem Drüſenbaue, und der nähern Verbindung derſelben untereinander, ſo wie von den Lymphatiſchen Säften, von ihrer Natur, Beſchaffenheit, Wirkungen und Zuſammenhange, ſo wie von einigen Theilen des Gehirns, näher unterrichtet ſind. Dieſes Leztere iſt das ſchwereſte unter allen, und wird wol nie befriedigend erkläret werden können. Ich habe auf jene Fragen, freilich Antworten geleſen und gehöret; man hat mir über die angeführten Schwierigkeiten Aufklärungen geben wollen, allein meinen Erwartungen und meiner Wisbegier iſt kein Genüge geleiſtet worden, und die Urſach davon liegt wol nicht in mir, ſondern in der Dunkelheit worin dieſe Dinge eingehüllet ſind, und darin ſie wahrſcheinlich immer bleiben werden.

Eine Bemerkung die das jugendliche Alter des Menſchen, wenigſtens einiger, betrift will ich hier nicht übergehen. In mehrerern Reiſebeſchreibungen und Nachrichten von Amerika, beſonders dem ſüdlichen *), wird erzehlet, daß

*) Man ſehe unter andern G. Markgravius, de Braſilii regione et Indigenis. Amst. 1658. fol. 14.

daſelbſt die Jugend beiderlei Geſchlechts, bis zum Alter der Mannbarkeit, oft auſſerordentliche Fähigkeiten des Gedächtniſſes und des Verſtandes zeige, die ſich aber, bald nachher, ſehr verlieren und Vergeſſenheit, Trägheit und Dumheit an ihre Stelle treten. Verſchiedene Naturforſcher haben geglaubt, daß dieſes von Verſtopfungen herrühre, welche die Säfte verurſachen, von welchen die Mannbarkeit bewirket wird. Wenn ſich dieſes wirklich ſo verhielte, ſo würde es ein unleugbarer Beweiß ſeyn, daß in den materiellen Theilen des Körpers, ihrer Organiſations, ihrer Beſchaffenheit und ihrem freien Umlauffe, die Urſachen von dem zu ſuchen ſind, was man Geiſtesfähigkeiten nennet.

Wenn ſich der Trieb zur Fortpflanzung, zum erſten Male reget, und das Vermögen dazu da iſt, wenn er ſich auf eine zwingende und unwiderſtehliche Weiſe äuſſert, ſo iſt dieſes, ohnſtreitig, der von der Natur beſtimte Zeitpunkt, denſelben, unter ihrer Anleitung zu befriedigen, und der Naturmenſch wird es, wenn er eintrit, ohne Aufſchub thun. Die Einrichtungen in der Geſellſchaft darin wir leben, ſind indeſſen dieſen Einrichtungen der Natur zuwider, die es dem Menſchen doch unmöglich zur Pflicht machen konte, dem ſtärkſten und ſüſſeſten aller ihrer Triebe, die ſie ihnen mittheilte, zu widerſtehen,

oder wenn es möglich wäre, die Befriedigung deſſelben, Jahre lang zu verſchieben, nachdem uns längſt Kraft, Vermögen und Neigung dazu mitgetheilet ſind, ihn auszuüben, und ſeine Abſicht zu erfüllen. Die Folgen davon ſind, daß beiderlei Geſchlechte, widernatürliche Wege einſchlagen, um ſich von dieſem Drange der Natur, auf eine unzwekmäßige Weiſe zu befreien, welches für die Geſundheit, die Fortpflanzung und das zunemende Alter, nicht anders als ſehr nachtheilig ſeyn kan. Die Geſellſchaft iſt die Erfinderin der Tugend die man Keuſchheit nennet; ſie iſt ebenfals die Erfinderin der Schaam, welche die Natur, wie ich vorhin erwähnet habe, bei dem Zeugungsgeſchäfte nicht kennet, das, nach ihrem weiſen und wohlthätigen Willen, eben ſo unſchuldig ſeyn ſoll als die Befriedigung anderer Naturtriebe.

Das weibliche Geſchlecht, blos von der Hand der Natur geleitet, wird die Beiwohnung des männlichen nicht eher verlangen, als bis rege gewordene Triebe es dazu auffordern; und das männliche wird, grade wie es bei den Thieren iſt, das weibliche nicht begehren, auſſer wenn es bei demſelben die Anzeigen eines ſolchen Naturbedürfniſſes, durch ſinnliche Empfindungen, wahrnimt. (Anmerk. 29.) Daß, wenn der Zwek der Befruchtung erreichet iſt, die Geſchwängerte,

während ihrer Schwangerſchaft, weiter keine Beiwohnung verlangen würde, habe ich ſchon oben geſagt. Eben ſo wenig würde der Mann, die ſchon Befruchtete, weiter zu ſolcher Zeit begehren. Nur im Geſellſchaftszuſtande giebt es Tauſende, die nach dem ſie mannbar geworden, den Trieb zur Fortpflanzung zurükhalten müſſen, während das andere demſelben, weit mehr als es die Natur erfordert nachhängen. Eben dieſer Geſellſchaftszuſtand erfand auch die Mittel, die entſtehende Frucht, gewaltſam, vor ihrer Reiffe, abzutreiben, und brachte Mütter auf den Gedanken, ihre Geburten wenn ſie zur Welt kamen zu tödten. Ein Weib das die bloſſe Natur Mutter werden ließ, kennet dergleichen Verbrechen nicht, weil es von den Vorwürfen nichts weiß, die man, aus eingeführten Verhältniſſen, nach den Sitten der Geſellſchaft, denen zu machen pflegt, die dem Fortpflanzungstriebe, wie ſie ihn fühlten, auf Antrieb der Natur, ohne Umſtände und Rükſichten, ein Genüge leiſteten.

Wilde Menſchen, wenn ſie, im Alter der Mannbarkeit, völlig ausgebildet ſind, werden, bis in ſehr ſpäte Jahre, ein jüngeres Anſehen, Munterkeit und Kräfte, ohne groſſe Veränderung, beibehalten. Die Beweiſe hievon werden unten, wenn ich von den Wilden rede, vorkommen. Dagegen verändert der Stand der Geſell-

ſchaft, durch die Arbeiten und Sorgen, durch den Reitz der Leidenſchaften, und die Ausſchweifungen die damit verbunden ſind, die Geſichtsbildung des Menſchen bald; er ſchwächt ſeine Geſundheit, und hemmet die Munterkeit, ſo wie ſeinen Frohſinn. Das weibliche Geſchlecht, iſt dieſer Veränderung und dieſer Abname eines blühenden Anſehens früher unterworfen als das männliche, weil ſeine Nerven reitzbarer und ſeine Muskeln zarter ſind. Ein einigermaſſen wohlgebildeter Knabe, der ins Jünglingsalter übergehet, hat von der Natur mehr Schönheit erhalten als das weibliche Geſchlecht vom ähnlichen Alter, und jederman der ein wenig beobachtet hat, wird es eingeſtehen, daß ein Mann von höhern Jahren, beſſer ausſehe, und bei ſeinem Anblicke, weniger unangeneme Gefühle errege, als ein altes Weib von eben dem Alter, ja wol noch einige Jahre jünger. Unter allen Thieren hat die Natur überhaupt, das männliche Geſchlecht, mit mehrerer Schönheit und Vorzügen begabt, als das weibliche, und ihm eine Art von Herſchaft über daſſelbe gegeben, die auch der Wilde immer behauptet. Die Thorheit der Völker die ſich geſittet nennen, hat es indeſſen für gut erachtet, es als ein Zeichen der gröſſeren Verfeinerung und guten Lebensart anzuſehen, dem weiblichen Geſchlechte, das ohnehin, wegen

ſeiner ihm eigenen Schwäche, ein groſſes Maaß der Eitelkeit beſizt, aus niedriger Schmeichelei und andern ſchlechten Urſachen, den Vorzug der Schönheit, vor dem männlichen einzuräumen, ihm eine Art von Herſchaft zuzugeſtehen, die ihm gar nicht zukomt, und die es gewöhnlich mißbraucht. Man wird indeſſen bald gewahr werden, daß die vorgegebenen Entzückungen, über ſeine Schönheit, ſich alsdenn nur äuſſern, wenn die weiblichen Menſchen, bei dem Eintreten der Mannbarkeit, wie die Knoſpen der Blumen, ſich zuerſt entwickeln; daß aber dieſe Bewunderung bald aufhöre, wenn die kurze Zeit der Blüte dahin iſt, und die Zeit des Abnemens eintrit. Die ſogenannten Wilden, der Natur getreuer, denken und handeln nicht ſo.

Mit dem Alter der Mannbarkeit, erreicht der Menſch gemeiniglich die Höhe und Gröſſe, die er erreichen ſoll; doch trägt es ſich wol zu, daß die Zeit des Wachſens, ehe er die beſtimmte Höhe erreicht, bis in ſein zwanzigſtes ja wol drei und zwanzigſtes Jahr dauert. Man will auch, durch Erfahrungen wahrgenommen haben, daß je länger er mit ſeinem Wachsthum zubringt, ſein Körper deſto geſünder, und ſein Leben deſto länger und dauerhafter werde. Nach der Meinung der Naturkündiger läßt ſich die Länge des Lebens der Thiere, nach der Zeit berechnen, die

ſie zu ihrem völligen Wachsthume nöthig haben. Der Elephant braucht die meiſten Jahre, ehe er völlig ausgewachſen iſt, und die Dauer ſeines Lebens iſt, um deswillen, vielleicht die längſte, in Vergleichung mit den übrigen Thieren. Geſezt alſo, der Menſch wächſt in ſeiner Höhe nur bis zum zwanzigſten Jahre, und es dauert gemeiniglich bis ins dreißigſte, ehe er völlig, in allen ſeinen Theilen, ausgewachſen iſt, ſo würde er, nach der Berechnung, daß die Thiere ſechs bis ſieben mal den Zeitraum ihres völligen Auswachſens überleben, ein Alter von hundert und zwanzig Jahren erreichen, welches ich ihm gleichwol, wenn er auch ganz nach der Natur lebte, nicht, mit Sicherheit, in allen Fällen, verbürgen mögte.

Die mindeſte Beobachtung lehret uns, daß alles was wächſet, wenn es zu ſeiner völligen Reiffe gelanget iſt, wieder abneme und ſich ſeinem Aufhören nähere. Hätte der Menſch während der Blüte und bis zur Reiffe ſeiner Mannbarkeit, nach der Natur, mit natürlicher Freiheit, ſeinem Fortpflanzungstriebe ein Genüge geleiſtet, ſo mögte er wol nach ſeinem fünf und dreißigſten Jahre, keinen ſtarken, leidenſchaftlichen Hang dazu weiter bei ſich verſpühren, ob er gleich denſelben, bei vorkommenden Fällen, empfinden, und ihn, mit wenig geſchwächter

Kraft, befriedigen würde. Vermutlich mögte er, mit dem eben erwähnten Alter, der Natur nach, erſt etwa den dritten Theil ſeines Lebens zurükgelegt haben. Den Ueberreſt deſſelben würde er hinbringen, ohne durch ſo mancherlei Sorgen und Mühe gedrükt zu werden, welche das Geſellſchaftsleben, nach einer bürgerlichen Verfaſſung, in ſo vieler Rükſicht, mit ſich führet, und die das Alter beſchwerlich und früher zum Tode reif machen. Seine Haut, ſeine Knorpel, ſeine Knochen, ſeine Nerven, ſeine Adern, würden langſamer trocken und hart werden. In ſeinem ſechzigſten Jahre, würde er mehr Munterkeit, Geſchwindigkeit und Stärke beſitzen, als man bei denen antrift, die unter widrigem Zwange und unter mühſeligen Arbeiten, ihre ſorgenvollen Tage bis dahin haben hinbringen müſſen; oder auch bei denen, die im Genuſſe ſogenanter Freuden des geſellſchaftlichen Lebens ſo erzogen ſind, daß ihre ausſchweiffenden Begierden und ihre ſtürmiſchen Leidenſchaften, zur Untergrabung ihrer Geſundheit, wenig Widerſtand gefunden haben.

Die Thiere, ſagt man, ſind viel geſünder als der Menſch, ſie ſind nicht ſo mancherlei Krankheiten unterworfen als er; allein, man nimt dabei keine Rükſicht auf den Unterſchied eines gezähmten und ungezähmten Menſchen.

Der Wilde wird eben ſo geſund ſeyn als die wilden Thiere. Dieſe leztern erreichen faſt alle, in ihrer Art, ein gemeinſchaftliches, ähnliches, beſtimtes Lebensziel; und mit dem Menſchen würde es eben ſo ſeyn, wenn er ſich nicht, durch Unmäßigkeit, durch erkünſtelte Nahrungsmittel, durch entkräftende Arbeiten und Sorgen, durch Wollüſte und Leidenſchaften, durch Verdruß, Aerger und Kummer, ſeine Tage verkürzte. Gezähmte Thiere, ſind mehr Krankheiten, und der Hinfälligkeit früher unterworfen als die wilden. Dieſe kennen von Natur, durch Inſtinkt, wie ich ſchon geſagt habe, ihre ſchiklichſten Nahrungsmittel, und wiſſen ſie von den ſchädlichen abzuſondern. Der wilde Menſch, hat, wie ich unten zeigen werde, eben ſolche Fähigkeiten, und wird, wie jene, die einfachſten und zuträglichſten Nahrungsmittel wählen, bei denen er einer dauerhaften Geſundheit genieſſen und ſehr alt werden kan.

Erſt ſpät wird ſich die Abname der Kräfte, die ſich bei unſerer gegenwärtigen Lebensart, ſo früh und ſo ſichtbar äuſſert, bei ihm einſtellen. Langſam, ohne nöthig zu haben, Arzneien und misliche Künſte, welche die Geſellſchaft zur Verlängerung des Lebens anpreiſet, zu Hülfe zu rufen, wird er älter, und nach einem mehr als hundertjährigem Leben, wenn die Quelle deſſel-

ben allgemach verſieget, zulezt als ein Licht erlöſchen.

Es war, wie ich ſchon in der fünften Vorleſung geſagt, die Wärme, welche das Bläschen, woraus der Menſch entſtehen ſollte, in der Gebärmutter hervorbrachte, in welches ſich die Feuchtigkeit einſchloß, die bald die Farbe des Blutes annam; es war die Wärme die dieſem Bewegung gab, und es zur Quelle des Lebens machte. So lange ſie alſo noch im Blute iſt, ſo lange iſt noch Leben im Thiere, und wenn es bei anſcheinend Ertrunkenen oder Erſtikten, dem Erſtarren ſehr nahe war, aber der kleine unmerkliche, darin noch vorhandene Ueberreſt von Wärme, durch Reiben kan vermehret, und in den Adern eine ſtärkere Bewegung hervorgebracht werden, ſo kehret der Menſch wieder ins Leben zurük, und die Werkzeuge ſeiner Sinne, deren Kräfte und Thätigkeit aufgehöret hatten, werden wieder von Neuen belebt. Wie aus einer Ohnmacht erwekt, komt der anſcheinend Verſtorbene wieder zu ſich ſelbſt und erhält ſein voriges Bewuſtſeyn, welches wie erloſchen war. Iſt aber die Wärme des Blutes gänzlich gewichen und verloren; hat der immer ſchwächer und unmerklich gewordene Pulsſchlag, zulezt ganz aufgehöret; iſt das Blut in den Adern geronnen und erſtarret, ſo wird die vorgegangene

Veränderung, mit dem Namen des Sterbens oder des Todes belegt. Auf ſolche Weiſe endigt der Menſch, der zum Sterben geboren wurde, ſein Daſeyn, wenn die Geſetze der Natur an ihm vollzogen wurden.

Es hat alſo der Tod an ſich nichts fürchterliches, ſondern es iſt die Erziehung, die der Menſch im Geſellſchaftszuſtande erhält, welche bei ihm einen Widerwillen gegen die lezte, natürliche Beſtimmung hervorbringt, und ihm ſein Ende fürchterlich macht. Ohne dieſelbe würde er, an ſein Aufhören, ſchwerlich gedenken, er würde nicht wiſſen was Sterben iſt, und noch vielweniger wegen ſeines künftigen Zuſtandes, nach dieſem Leben, weder angeneme noch ſchrekkenvolle Vorſtellungen unterhalten. Er wird daher, ohne Beängſtigung, wie es bei andern Thieren geſchiehet, zu Zeiten in Verzuckungen, aber doch ohne Todesangſt ſterben, wie die unmündigen Kinder, denen die Furcht vor dem Tode, und eine Beſorgnis wegen der Zukunft, noch nicht, durch die Erziehung, hat beigebracht werden können.

Laſſet uns hier, meine Brüder, ehe wir dieſe Vorleſung beſchlieſſen, die Frage noch berühren, Ob uns, nach dem Tode, unſer Bewuſtſeyn, unſere Erinnerungskraft und unſer Denkvermögen übrig bleibe? Einige wollen dieſes nicht zugeben,

wenden ein und ſagen: der Menſch, der, im Alter, nach dem Lauffe der Natur, wie eine Pflanze verwelket und aus Entkräftung aufhöret zu ſeyn, empfindet, beſonders wenn er im Geſellſchaftszuſtande gelebt hat, gewöhnlicher Weiſe, ſchon längſt zuvor, eine Abname ſeiner Sinne, ja er verliert wol einen nach dem andern gänzlich, ehe er ſtirbt. Sein Gedächtnis nimt ab, die Beurtheilungskraft wird ſchwächer, die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildung verliert ſich; ja, ein hohes Alter verſezt ihn zu Zeiten, in einen Zuſtand, der ſeiner ehemaligen Kindheit und dem Unvermögen derſelben ähnlich iſt. Unleugbar muß der Verfall der Organiſation ſeines Körpers, der nothwendig, wenn die Zeit ſeiner Reiffe zurükgelegt iſt, nach den Geſetzen der Natur, erfolgt, die Urſach davon ſeyn. Wird man daher nicht fragen können, Ob es wahrſcheinlich ſey daß die Kräfte und Fähigkeiten des Körpers und ſeiner Sinne, die abnemen, und vor dem Eintritte des Todes, im Alter, ſchon ſehr gering, und beinahe ſchon verſchwunden waren, nach einem gänzlichen Aufhören, bei dem Sterben, gleichwol in der Vollkommenheit ihrer ehemaligen Reiffe, ſich wiederherſtellen und übrigbleiben? Von den Eindrücken, welche äuſſere Gegenſtände auf geſunde Sinne machen, rühren, unſere Wahrnemungen, unſer Bewuſtſeyn und unſere Begriffe her.

Es vergehet eine geraume Zeit, nach unſerer Geburt, ehe wir dieſe Sinne gehörig gebrauchen lernen, um ein Bewuſtſeyn unſerer ſelbſt zu erhalten, und äuſſere Dinge von einander zu unterſcheiden, ſie mit einander zu vergleichen und darüber zu urtheilen. Wäre das Bewuſtſeyn, wären Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile, keine Folgen der Organiſation, und des wiederholten Gebrauchs der Sinne, ſondern rührten von etwas Anderem her, das, als die Quelle des Lebens, gleich vom erſten Anfange unſeres Entſtehens, oder wie andere meinen, ſchon lange vorher, ohne Theile, oder immateriel da ſeyn ſoll, ſo müſten wir uns unſerer ſelbſt ſchon im Mutterleibe bewußt ſeyn, und mit Ideen und Begriffen geboren werden, welches da es wider alle Erfahrung ſtreitet, mit Grunde nicht behauptet werden kan. (Anmerk. 30.)

Wenn man ſagt das Denken ſey eine Eigenſchaft, die der Materie durchaus nicht zukomme; ja, wenn man ſogar behauptet, ſie könne nicht einmal aus ſich ſelbſt Bewegung hervorbringen, (Anmerk. 31.) ſo würde man viele ſogenante immaterielle Dinge, welche in der Metaphyſik Weſen oder Subſtanzen heiſſen, in dem Menſchen und in den übrigen Thieren annemen müſſen, die das in ihnen hervorbrächte, wozu

die Materie, woraus ſie beſtehen, nicht fähig ſeyn ſoll. Man müſte alsdenn eine untheilbare Seele nicht allein für das Denken annemen, ſondern auch eine andere für die Bewegung; eine dritte für die Muskelkräfte, um ſchwere Dinge aufzuheben und fortzutragen, die von gröſſerem Gewichte ſind als unſer Körper; kurz, es würde eine beſondere Seele, für jede unſerer Fähigkeiten angenommen werden müſſen, von der man mit gleichem Rechte, wie vom Denken, vorgeben mögte, daß die Materie dazu unfähig ſey, weil ſie Veränderungen anzeigen, die ein Leben verrathen, welches, wie man annimt, der Materie nicht zu kommen könne. Da ferner die Kraft zu Denken, wie oben geſagt iſt, im Gehirn ihren Sitz hat, und ſie im veſten, traumloſen Schlafe, in Ohnmachten, in Trunkenheit, in Betäubungen, ſtill ſtehet und gewiſſermaſſen aufhöret, ſo würde man mit Recht die Frage aufwerfen, Wo die Seele, während ſolcher Umſtände, bleibe, oder in welchem Zuſtande ſie ſich befinde, da ihr Daſeyn und ihr ganzes Weſen, nur im Denken und im Bewuſtſeyn, und in weiter nichts, beſtehen ſoll? Wird man je, ſo fragt man, erweiſen können, daß Erſchlaffung der Nerven, daß ſtarke Getränke, daß eine heftige Erſchütterung oder Verletzung des Gehirns, als lauter materielle Dinge, auf ein immaterielles Weſen,

davon wir nicht den geringſten Begrif haben, wirken können? Iſt es nicht, faſt mögte ich ſagen, mathematiſch gewis, daß, bei ſolchen Umſtänden, die Pauſe oder der Ruheſtand, da die Denkkraft ſtille ſtehet, von der Unthätigkeit der Werkzeuge derſelben, von dem Schlummer der Sinne und von einem kraftloſen Zuſtande des Gehirns herrühre?

Man ſagt ferner, daß wenn die Denkkraft nach dem Tode übrig bliebe, ſo müſte man auch, nach der Analogie, zugeben, daß die Stärke des Menſchen und ſeine unerklärbare Muskelkraft, als Fähigkeiten, die dem Vorgeben nach, der Materie nicht zu kommen, ebenfals immateriel, folglich unſterblich ſeyn und nach dem Tode übrig bleiben müſſen. Will man behaupten, die electriſche oder irgend eine andere, uns unbekante Wärme, ſey die Quelle oder die Urſach des Lebens der Menſchen, ſo wie der anderen Thiere; ſie erhalte daſſelbe, ſo lange ſie in demſelben vorhanden iſt, und bleibe nach der Desorganiſation des Leibes übrig, indem ſie ſich mit dem allgemeinen Strome des Elementarfeuers, in den ſie zurükgehet, wieder vereinige, ſo läſſet ſich dagegen eben nichts Erhebliches einwenden. Wolte man aber behaupten, daß grade der Funke dieſes Feuers, der die Zeugung und das Leben eines einzelnen Thieres bewirkte; der durch die

Ausbreitung ſeiner Wärme, die einzelnen Theile daraus es beſtehen ſollte, im Anfange entwik- kelte, und hernach die ganze Organiſation, mit ihren Folgen, bewerkſtelligte, nach dem Aufhö- ren des Körpers, abgeſondert und für ſich, iſolirt, übrig bleibe, ſo iſt dergleichen eben ſo wenig denk- bar, und noch vielweniger zu erweiſen, als das grade der Funke, wodurch ein Licht angezündet wurde, für ſich, abgeſondert übrig bleibt, wenn daſſelbe erloſchen iſt. Ja, wenn er auf ſolche Weiſe übrig bleiben könte, wäre er auch denn wol etwas anders als Materie?

Hier habt ihr m. B. die Einwendungen gegen das Uebrigbleiben des Bewuſtſeyns, der Erinnerungs-, und der Denkkraft des Menſchen nach ſeinem Tode. Urtheilet nun ſelbſt als Ver- ſtändige und Unpartheiiſche, wer von beiden Recht habe? Die ſo die Frage bejahen oder die ſo ſie verneinen? Ich ſelbſt will nichts ent- ſcheiden.

Zwote Abtheilung.

Erſte Vorleſung.

Der Naturmenſch.

Man höret wol die Frage aufwerfen, Ob es je einen Naturſtand, darin ſich die Menſchen anfänglich befunden, gegeben habe oder habe geben können? Mit andern Worten, meine Brüder, heißt dieſes eben ſo viel als fragen: Ob von jeher gezähmte Thiere, durch die Natur ſelbſt, unmittelbar, ſind hervorgebracht worden? Wir wiſſen, daß alle Thiere urſprünglich wild ſind, und daß die Vorfahren derer, die jezt zu den gezähmten gehören, ehemals wild geweſen ſind. Man ſoll auch an, und auf dem Gebirge Caucaſus, nach den Berichten mehrerer Reiſebeſchreiber, noch viele dieſer wilden Vorfahren gezähmter Thiere antreffen.

Der wilde iſolirte Menſch, verſuchte es wahrſcheinlich zuerſt, einige ſchwächere Thiere, die er in ſeine Gewalt bekam, zu zähmen, mit ihnen zur Beluſtigung zu ſpielen, und ſie endlich zu ſeinem Nutzen und zu ſeiner Bequemlich-

keit zu gebrauchen. *) Vermutlich waren die, welche einige Thiere ihrer Freiheit beraubten, auch die erſten, welche, in der Folge, den Verſuch machten; ihren Mitmenſchen, wenn ſie ſtark und liſtig genug dazu waren, zu zähmen, ihn von ſeiner natürlichen Freiheit zu entfernen, und ihn, durch Zwangsmittel allerlei Art, zu nöthigen, andern Geſetzen zu folgen, als den wenigen, welche ihm die Natur gegeben hat. In ſolchem Falle aber, hatte der eigentliche Naturſtand ſchon ein Ende.

Daß das Thier, der Menſch, anfänglich wild geweſen, wie alle andere Thiere, und daß Hauffen davon, in dem Zuſtande, darin die Natur ſie hervorgehen ließ, auf der Erde, lange herum irreten, kan nicht bezweiffelt werden. Wir alle werden wild geboren, und würden alle ſo bleiben, wenn wir nicht durch die Erziehung, von

*) So erzehlet, unter andern, Perouſe in ſeiner Entdeckungsreiſe S. 180. der deutſchen Ueberſetzung, daß auf den Schifferinſeln (isles de navigateurs) im Südmeere, ſich eine Menge Holztauben, Turteltauben, Papageyen, nebſt andern Vögeln befinden, durch deren Zahmmachen, die Einwohner ſich ihren Müßiggang erleichtern. Ihre Wohnungen, ſezt er hinzu, waren mit Tauben, die aus der Hand fraßen angefüllet, welche ſie uns bei Hunderten austauſchten.

welcher Art ſie auch ſeyn mag, gezähmet wür- den. Es iſt daher beinahe unbegreiflich, wie Männer, denen es weder an Verſtande, noch an Kenntniſſen fehlt, den thieriſchen Stand des Menſchen, als ein Unding anſehen, und ſeine urſprüngliche Wildheit, ein Hirnge- ſpinſt nennen, welches die Natur nicht kenne, daher ſie dergleichen für eine Erdichtung halten. Sie nennen die Meinung derer unge- reimt, die von dieſem Stande der Natur be- haupten, daß er die wahre Beſtimmung des Menſchen ſey. Wäre aber dieſes nicht, ſo mögte man eben ſowol das Daſeyn wilder Pferde, wil- der Ochſen, wilder Schweine, wilder Tauben und vieler andern wilder Thiergattungen leug- nen, weil wir gezähmte von eben der Art haben, die nach der Meinung dieſer Leute von der Na- tur ſo hervorgebracht ſeyn müſten. Man mögte auf eben die Weiſe, die Meinung auch unge- reimt nennen, daß der Stand der Wildheit, die wahre Beſtimmung dieſer Thiere ſey; man mögte vorgeben, die Ochſen wären von Natur zum Pflügen und zum Dreſchen beſtimmt, ungeachtet der Ackerbau eine ſpäte Erfindung iſt; man mögte ſagen, die Fähigkeiten eines Pferdes müſten ent- wickelt werden, weil es dazu beſtimt ſey, Men- ſchen zur Schlacht, ins Gefechte mit ihren Brü- dern zu tragen, und ſich mit ihnen verwunden

und erſchieſſen zu laſſen. Wahrlich! es iſt unglaublich, wieweit Vorurtheile und Erziehungsmeinungen, den armen Sterblichen blenden, und wie leicht ſie ihm eine gefärbte Brille aufſetzen, wodurch er die Wahrheit, wenn er ſie auch allenfalls erblikt, dennoch für ein Phantom und für Irrtum hält.

Wir wiſſen von dem Zuſtande der Vorwelt gar nichts, mit einiger Gewißheit. Die erſte Dämmerung der Geſchichte, fället in eine Zeit, da der größte Theil der Menſchen, ſchon, wiewol in unterſchiedenen Graden, gezähmet war. Eine ſolche Entfernung von der Natur, muſte ſchon eine geraume Zeit, wenigſtens hin und wieder, Statt gefunden haben, ehe Nachrichten von der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, durch mündliche Ueberlieferungen, oder durch Schrift- und andere Zeichen, konten aufbehalten werden. Die erſten Urkunden der Geſchichte der Menſchen, welche wir haben, und woraus man gewöhnlich Nachrichten von ihrem Urſprunge, ihrer Geſellſchaft und ihrer Erfindungen zu nemen pflegt, ſind, im Vergleichung mit dem wahren Alter der Welt, wenn man ihre Ewigkeit nicht zugeben will, viel zu neu. (Anmerk. 32.) Es mögen tauſend Generationen, im Stande der Natur gelebt haben, ehe der Geſellſchaftszuſtand eintrat, und ſich auszubreiten anfing.

Iſt es daher wol Wunder, daß wir in der Geſchichte nichts von einem völligen Naturſtande der Menſchen antreffen. Er mogte mehrere tauſend Jahre gedauert haben, und dennoch konten keine Nachrichten davon auf die Nachwelt kommen, weil die Naturmenſchen, die darin lebten, ſich blos mit dem Gegenwärtigen beſchäftigten, ohne ſich des Vergangenen zu erinnern, und noch vielweniger darauf zu denken, Nachrichten davon ihren Nachkommen mitzutheilen. Selbſt wie die Menſchen ſchon anfingen ſich untereinander zu zähmen, oder, wie man es nennet, ſich zu civiliſiren, muſten gewis erſt zwei Geſchlechter hinwegſterben, ehe, in der dritten Generation, einer den Einfall bekam, ein Denkmal zur Erinnerung für die Nachwelt, zu hinterlaſſen; oder ehe man anfing den Kindern etwas zu erzehlen, was vor ihrer Geburt vorgegangen war. Daß wir alſo keine Nachrichten von einem Naturſtande, darin Menſchen lebten, vorfinden, iſt kein Beweiß daß er nie Statt gehabt. Er muß eben ſo gewis dageweſen ſeyn, als Menſchen da ſind, und hat wahrſcheinlich viel länger gedauert als der civiliſirte Zuſtand, darin jezt die meiſten Völker, in ſehr verſchiedenen Abſtufungen, leben. Dieſer leztere trat da, wo die Bevölkerung, auf dem veſten Lande, am ſtärkſten war, früher ein, als da wo eine gerin-

gere Anzahl von Menſchen herumirrete. In groſſen und fruchtbaren Gegenden des flachen Landes, ging man gewis eher zu einer Art von Civiliſation über, ſollte es auch nur eine Errichtung von Horden geweſen ſeyn, als in den gebirgigten und mit groſſen Waldungen bedekten, oder auf ſolchen Theilen der Erde, die durch Gewäſſer von dem veſten Lande abgeſondert waren. Darum hat man in neuern Jahrhunderten, in den amerikaniſchen Wildniſſen, und auf den Inſeln, die erſt in neuern Zeiten ſind entdekt worden, Völkerſchaften angetroffen, die ſich von dem Naturſtande nicht ſogar weit entfernet hatten, und daher von ihren ſehr veränderten Brüdern, Wilde ſind genant worden.

Die Nachrichten und Schilderungen, welche uns einige alte, übriggebliebene Schriftſteller, von verſchiedenen Völkerſchaften, die nur wenig von der Natur abgewichen waren, hinterlaſſen haben, ſind ſich in den Hauptzügen, ähnlich. Wir wollen, um nicht weitläuftig zu werden, nur einiges davon anführen, und dabei erinnern, daß das was ſie uns melden, mehrentheils nichts anders als Muthmaſſungen, alte Sagen und Ueberliefferungen oder Traditionen ſind, die ſich, ſeit undenklichen Zeiten her erhalten hatten. Cicero *) ſchreibt: „Es war vor Alters eine

*) Cic. de inventione, Lib. I. c. 2.

Zeit, da die Menſchen, nach Art der wilden Thiere, auf den Feldern umherſtreiften, und ſich, auf ähnliche Weiſe, wie dieſe nähreten. Es kam bei ihnen nichts auf Verſtand, ſondern nur auf Leibeskräfte an." Lukrez *) macht uns eine umſtändliche Schilderung der Menſchen der Vorwelt, die, ſeiner Beſchreibung nach, „an Knochen, Gliedern und Nerven, weit ſtärker waren als ihre Nachkommen. Sie konten Hitze und Kälte, ſo wie ihre ſonderbare Nahrung, wohl vertragen. Sie lebten lange und irreten umher wie die wilden Thiere. Was die Erde, ungebauet, freiwillig hervorbrachte, damit waren ſie zufrieden. Eicheln, wilde Aepfel und andere Früchte, waren ihnen willkommen. Waſſer war ihr Getränk, und ihr Nachtlager, namen ſie entweder unter freiem Himmel, oder ſie verkrochen ſich in hohlen Bäumen, oder in Klüften. Feuer war ihnen unbekant, und ihr Leib unbedekt, denn ſie gingen nakt; ſelbſt von einer Bedeckung mit Thierfellen, wuſten ſie nichts, denn ſie lebten mit den übrigen Thieren in Freundſchaft. Den Fortpflanzungstrieb befriedigten ſie ohne Umſtände." Was uns Vitruv **)

*) Lucretius de rerum natura, Lib. V. v. 932 seqq.

**) Homines vetere more, ut ferae in silvis et speluncis naſcebantur, ciboque agresti veſcendo,

von den Menſchen des grauen Alterthums, ebenfals vom Hörſagen, erzehlet, ſtimt mit der Beſchreibung des angeführten Dichters überein. Sie lebten, ſagt er, wie die wilden Thiere, und ihr Auffenthalt war in Höhlen und Gehölzen. Sie lernten das Feuer und ſeine Wärme erſt kennen, wie Zweige von Bäumen, durch das Aneinanderreiben, bei einem Sturmwinde, in Brand geriethen. Er ſezt hinzu, man habe angefangen, Dinge und Gegenſtände, die öfters vorkamen, durch gewiſſe Laute anzuzeigen, welche hernach, zufälliger Weiſe, die Veranlaſſung zur Sprache geworden. In der Folge hätten einige ſich Lauben von Zweigen der Bäume erbauet, oder hätten ſich Höhlen an Bergen, zur Wohnung gegraben, und noch andere hätten von den Schwalbenneſtern gelernt, ſich Hütten von Tohn und Reiſern zu machen. Wie ſie hernach weiter über die Werke ihrer Hände nachgedacht, und daran gebeſſert hätten, wären auch ihre Wohnungen, von Zeit zu Zeit, künſtlicher und bequemer geworden. Herodot *), der älteſte unter den griechiſchen Geſchichtſchreibern, giebt uns Nachrichten von Völkerſchaften in Afrika, die

vitam exigebant. Arbores ventis agitatae, et inter se terentes ramos, ignem excitaverunt. Vitruv. de Architectura, Lib. II. cap. 1.

*) Herodotus, Lib. IV. c. 180 et 191.

ganz wild wären, und ſo verdächtig auch ſeine Erzehlungen öfters ſind, ſo ſcheinen doch dieſe glaubwürdig zu ſeyn, da Diodor der Sicilier *), ein anderer alter Geſchichtſchreiber, ſie durch ſeine Nachrichten beſtätiget. Dieſer Leztere ſagt: „die Menſchen lebten anfangs zerſtreut, ohne Sprache, auf der Erde, und nähreten ſich mit den Früchten derſelben. Die Beſorgnis vor wilden Thieren, machte daß ſie ſich heerdenweiſe zuſammenhielten. Sie gaben auch Dingen gewiſſe Benennungen, welches die Veranlaſſung zur Erfindung der Sprache ward." Er beſchreibt darauf den Zuſtand einiger Völkerſchaften, die ihre Wohnſitze auf der weſtlichen oder afrikaniſchen Seite des arabiſchen Meerbuſens hatten. Was er uns von ihrer Lebensart und ihren Geſellſchaftszuſtande ſagt, enthält zwar nichts reizender, für unſere Zeiten und Sitten, nichts das dem Stolze civiliſirter Völker ſchmeicheln kan; aber die Beſchreibung, die er von dem ehemaligen Zuſtande der Menſchen macht, trägt doch, einige wenige Umſtände abgerechnet, das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit. Die Ichthiophagen oder Fiſchfreſſer, gingen nakt, und da ſie an der Seeküſte wohnten, lebten ſie von beinahe nichts als von Fiſchen, die ſie auf eine

*) Diodorus Siculus Biblioth. Lib. I. c. 8.

äuſſerſt kunſtloſe Weiſe ſingen. Jeden fünften Tag gingen ſie, wie eine Heerde Vieh, zu etwas entfernten Quellen, um ſich in ſüſſem Waſſer ſatt zu trinken. Ihre Reiſe geſchah unter vielem Lärm und Geſchrei, doch ohne Worte, die einen Verſtand gehabt hätten. Wenn ſie ſich den Leib mit Waſſer, ſo viel als möglich, angefüllet hatten, zogen ſie nach der Seeküſte zurük. Da ſie die Weiber, ihrer Gewohnheit nach, unter ſich gemein hatten, ſo wurden die erzeugten Kinder, als der ganzen Heerde gehörig, angeſehen. Er erzehlt von einer andern Art Menſchen, daß ſie an der Küſte, mit den Seehunden, im beſten Vernemen lebten, und ſich, wie dieſe, von Fiſchen nähreten. Nach einer andern Völkerſchaft erwähnet er, die er Hylophagen oder Holzfreſſer nennet, weil ſie nicht allein von den Früchten der Bäume, ſondern auch, in Ermangelung derſelben, ihre kleinen Zweige und Wurzeln aſſen, um ſich, gleich manchen andern Thieren, damit zu ernähren. Sie befanden ſich dabei ſo wohl, und waren ſo behende und geſchmeidig, daß ſie, mit der gröſten Geſchwindigkeit, die Bäume erkletterten, und ſich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, von einem Baume und von einem Zweige zum andern ſchwangen. Will man dem Juden Benjamin von Tudela Glauben beimeſſen, ſo gab es noch, im zwölften

Jahrhunderte, in Afrika ein Volk, das er Azzuanäer nennet, welches von ſeinen vorhin erwähnten Vorfahren, wenig oder gar nicht unterſchieden war. „Sie leben, wie er ſagt, gänzlich wie das Vieh und ernähren ſich von Kräutern, die am Fluſſe Piſſon wachſen. Sie gehen nakt und vermiſchen ſich, zur Fortpflanzung, ohne Scheu. Da ihnen die Gefühle der Menſchen, die Sitten unter ſich eingeführet haben, gänzlich unbekant ſind, ſo ſtellen ſie bei ſolchem Geſchäfte keine Auswahl an, und bekümmern ſich dabei nicht um Alter und Verwandſchaft.” *)

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die, zum Theil wahrſcheinlichen, zum Theil unglaublichen und fabelhaften Berichte, anführen wollte, welche uns die alten Geſchichtſchreiber, von dem Zuſtande und der Lebensweiſe, mancher ehemaligen Völkerſchaften, zumal in Aethiopien, Lybien und andern Theilen von Afrika, machen. Man würde daraus leicht ſehen, daß die Troglodyten oder Höhlenbewohner, die Fiſch-, die Heuſchrecken-, die Elephanten-, die Holz- und Strausfreſſer, und wie ſie alle heiſſen, Heer-

*) S. Voyages faits principalement en Asie, dans les XII — XV Siecles par Benjamin de Tudela etc. — Par Pierre Bergeron, deux tomes, à la Haye, 1735. 4to. pag. 56.

den von Menſchen waren, die ſich auf einer noch weit niedrigern Stuffe des geſellſchaftlichen Lebens befanden, als ihre heutigen Landsleute, die Hottentotten. Dennoch waren ſie eben ſo gut Menſchen wie wir, und unſere Deutſchen Vorfahren die Fennier und die mehr als halb-nakten Sueven. Ehe die alten Schriftſteller ihre Nachrichten von ihnen, vor beinahe zwei-tauſend Jahren, aufſezten, hatten ſie wahrſcheinlich ſchon mehrere Jahrtauſende, in dieſem Zuſtande gelebt. Und wenn man annemen muß, daß ſie während eines ſo ungeheuern Zeitraums, erſt ſoweit in ihrer Lebensart gekommen waren, als jene Schriftſteller ſie ſchildern, was müſſen ſie denn anfänglich geweſen ſeyn? Selbſt von den Griechen, die ſich ehemals, ſehr lange, für das geſitteſte Volk der Erde hielten, und dafür gehalten würden; die andere Barbaren nanten und ſie verachteten, erzehlet einer ihrer alten Geſchichtſchreiber *), daß ſie zuvor wilde Menſchen geweſen, die wilde Früchte und Wurzeln fraßen, wie ſie ihnen vorkamen. Sie lebten auf dem Felde, unter freiem Himmel, und verkrochen ſich, nur bei ſchlechter Witterung, in Klüften und hohlen Bäumen. Pelasgus ſoll der erſte geweſen ſeyn, der ſie lehrete

*) Pausanias, Lib. VIII. p. 455.

Eicheln

Eicheln zu eſſen, Hütten zu bauen, und ſich mit Thierfellen einigermaſſen zu bedecken. Phoroneus that eben dergleichen an den Wilden, die in der Landſchaft wohneten, welche hernach den Namen Argos erhalten hat. Diodor der Sicilier nennet den Oſiris als den, dem die Egypter ein Gleiches zu verdanken hatten. Aus der chineſiſchen Geſchichte wiſſen wir ebenfals, daß Fohi, vor undenklichen Zeiten, auf ähnliche Weiſe, in China und bei ſeinen Bewohnern, ſich ein Andenken erworben habe.

Indeſſen waren alle dieſe erwähnten Völkerſchaften, ob ſie gleich das Gepräge einer natürlichen Wildheit ziemlich ſichtbar an ſich tragen, dennoch keine eigentlichen Naturmenſchen mehr, von denen wir die eigentlichen Züge, zu einem Bilde des wahren Naturſtandes hernemen könten. Um daher das charakteriſtiſche deſſelben kennen zu lernen, müſſen wir andere Erfahrungen und Beobachtungen, zu Hülfe nemen und dabei die Aehnlichkeit des Menſchen mit andern Thieren, nebſt den Folgerungen die ſich daraus herleiten laſſen, nicht aus den Augen verlieren. Man hat ſeit dreihundert Jahren, in einigen weſtlichen und öſtlichen Ländern Europens, mehrere verwilderte Menſchen gefunden, die iſolirt oder einſam, in Gehölzen und an abgele-

genen Orten lebten. *) Da aber dieſe, von gezähmten, und alſo ſchon geſchwächten Eltern erzeuget waren, ſo können auch ſie, kein vollkommenes Ideal von Naturmenſchen darſtellen, und es wird auch dadurch beſonders mangelhaft, weil die Befriedigung des Geſchlechtstriebes, bei dieſen, einzeln, Gefundenen, nicht Statt haben konte. Indeſſen wird man dennoch bei ihnen Vieles entdecken, welches zeiget, was Menſchen ſeyn würden, wenn ſie, von ihrer Geburt an, der Natur überlaſſen, ſie allein zur Erzieherin gehabt hätten. Ich werde nur das Weſentliche und zu meinem Zwecke dienende, aus den Berichten ausziehen, die man von dieſer gefundenen Verwilderten hat, und hernach darüber einige Bemerkungen, und einige daraus fließende Folgerungen hinzuſetzen, die uns dazu dienen werden, den Naturmenſchen näher kennen zu lernen. Die aus dem ſechszehnten Jahr-

*) In der deutſchen Ueberſetzung von Büffons allgemeinen Naturgeſchichte, Berlin 1774, im ſechsten Theile, hat D. Martin, der Ueberſetzer, S. 263 ff., in ſeinen Zuſätzen, ausführlichere Nachrichten von ſolchen verwilderten Menſchen gegeben. Einige Beiſpiele, die ich hier ſelbſt hinzugefüget habe, ſind aus andern, von mir angeführten, Schriften genommen.

hunderte, wollen wir übergehen, weil die Erzehlungen etwas ins Fabelhafte fallen.

In den Wäldern von Lithauen, wurden, im Jahre 1661, einige Jäger, zween wilde Knaben, unter den Bären, mit welchen ſie lebten, gewahr. Ihre Bemühungen, ſie zu fangen, waren lange vergeblich. Einer entſprang ihnen, nach dem er ſich, mit ſeinen Zähnen, und den Nägeln an ſeinen Händen, tapfer gewehret hatte. Der andere, den man fing, ſoll wohlgeſtaltet und von guter Geſichtsbildung, aber ſo äuſſerſt wild geweſen ſeyn, daß man ihn gar nicht hat bändigen können. Zur Kleidung und zu Speiſen von Menſchen Händen zugerichtet, konte man ihn durchaus nicht gewöhnen. Wir wiſſen nicht, was, in der Folge, aus ihm geworden; allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn man ihn nicht wieder in die Wälder hat lauffen laſſen, er vor Gram und Hunger, ſeiner natürlichen Freiheit beraubt, unter ſeinen geſitteten Brüdern, deren Menſchenliebe ihn ſogleich tauffen, und ihm den Namen Urſinus geben ließ, ſehr bald geſtorben iſt.

Der andere Burſche, von etwa zwanzig Jahren, ward ebenfals, in den Wäldern von Lithauen, ums Jahr 1694, unter einem Hauffen von Bären, entdekt. Ueberall mit Haaren bewachſen, lief er auf Händen und Füſſen, und

wie man ihn gefangen hatte, hielt es überaus ſchwer, ihn einigermaſſen aufrecht ſtehen zu lehren. Er hatte keine Sprache, ja ſeine Stimme war nicht einmal einer menſchlichen ähnlich. Man muſte alles Mögliche thun, um ihn zu bändigen, und ihn dahin zu bringen, daß er, aus Hunger, gewöhnliche Speiſen aß. Zulezt lernte er etwas, wiewol ſehr unverſtändlich, Reden, aber ſeine Stimme blieb immer heiſer. Das Gedächtnis hatte ihm, während ſeines Aufenthaltes in den Wäldern, gefehlet, und er konte ſich ſeines Zuſtandes der Wildheit nicht erinnern, und ſich auf nichts, was ihm unter den Bären begegnet war, beſinnen. Es hatte, in dieſem Stücke, einerlei Bewandnis mit ihm wie mit andern Thieren. Seine Erinnerungskraft war wie die ihrige.

Im Jahre 1647, brachte man einen wilden Knaben nach Amſterdam, der etwa ſechszehn Jahre alt ſeyn mogte, und in Irrland, unter den Schafen war gefunden worden, die das ganze Jahr hindurch, wenn der Winter nicht gar zuſtrenge iſt, in Wäldern und Gebüſchen, unter freien Himmel, herumirren, um ihre Nahrung zu ſuchen. Er war, wie er gefangen ward, äuſſerſt wild, und blökte wie die Schafe. Tulpius, ein Arzt, der ihn in Amſterdam ſah, macht eine Beſchreibung von ihm, nach welcher

er ſehr ſchnell auf den Füſſen war und ſeinen Leib mit groſſer Leichtigkeit bewegen konte. Seine Haut war, durch die Luft, ſehr ausgetroknet, ſein Fleiſch und ſeine Muskeln waren hart, und ſeine Glieder ungemein veſt. Seine Stirn war flach, ſein Hinterkopf dagegen ſehr erhoben, ſeine Bruſt war eingedrükt und der Bauch gar nicht hervorragend. Er war gewohnt auf allen Vieren zu gehen. Im Geſichte hatte er etwas äuſſerſt wildes, und war dabei verwegen und unerſchrocken; ſein Getränk war Waſſer, und ſeine Speiſe Graß und Heu, wobei er aber ſorgfältig, im Ausſuchen der verſchiedenen Grasarten zu Werke ging; nicht alles fraß was ihm vorkam, ſondern ſeinen Geruch darüber entſcheiden ließ. Bei ſeiner Lebensart, war er äuſſerſt geſund. Kälte und Hitze konte er gleichgut vertragen, und lebte, unbekleidet, in allen Jahreszeiten, unter freiem Himmel, in Feldern, in Wäldern, in Höhlen, zwiſchen Felſen, geſund und unbekümmert. Der Arme, der lange den Nachſtellungen der Jäger, die ihn zu haſchen ſuchten, entgangen war, ward endlich doch, in Schlingen gefangen. Man hielt ihn hart, um ihn zu zähmen, womit es gleichwol ſchwer herging, und nicht viel ausgerichtet wurde. Seine Zunge war ihm, am Gaume, wie angewachſen, ſo daß er niemals deutlich etwas ausſprechen lernte.

Zween wilde Knaben, die auf den Pyrenäen, im Jahre 1719, gefangen wurden, waren ſo geſchikt im Lauffen, Klettern und Springen, daß ſie, wie die Gemſen, ohne Furcht, von einer Felſenſpitze zur andern ſprangen.

Der Junge von etwa dreizehn Jahren, den man, 1724, bei Hameln fing, den die Naturkündiger Juvenis Hanoveranus, die Engländer aber, Peter the wild boy nennen, muß ſchon einige Jahre alt geweſen ſeyn, wie er ſich zuerſt verlor. Noch einige Lappen, von einem Hemde, hingen an ſeinem Leibe. Er fürchtete ſich vor der Ruthe, und konte keine Weiber leiden. Die Eindrücke welche die Züchtigung mit der Ruthe, vermutlich von der Hand ſeiner Mutter, bei ihm zurükgelaſſen hatten, waren alſo bei ihm noch nicht erloſchen. Er war ſehr wild und unbändig, konte ungemein ſchnell lauffen, aber keine Bäume erklettern, vielleicht weil er ſich auf einer Baumleeren Heide zuerſt verloren hatte. Seine Nahrung war Wurzeln und rohe Früchte geweſen. König Georg der erſte, ließ ihn nach England kommen; aber die Erziehung, die man ihm geben wollte, fruchtete wenig. Sein Gedächtnis wollte nichts annemen, und er lernte kaum die nöthigſten Bedürfniſſe, in engliſcher Sprache, fordern. Er konte ſich zu ſeiner neuen Lebensart nicht gewöhnen, ſon-

dern ſtarb 1727, wie er etwa achtzehn Jahre alt ſeyn mogte.

Im Stifte Lüttich, fand man einen verwilderten Knaben von etwa ſechszehn Jahren, dem man den Namen Juvenis Leodicenſis gegeben. Er ſoll in ſeinem fünften Jahre ſeinen Eltern abhänden gekommen ſeyn. Man ſagt von ihm, daß er einen auſſerordentlich feinen Geruch gehabt, vermittelſt deſſen er eßbare Wurzeln, unter der Erde zu entdecken fähig war. Er ſoll auch die Perſon, die man ihm zur Wärterin gegeben, von ferne, durch den Geruch haben wittern können.

Die Geſchichte der le Blanc, die im Jahre 1731, in einem Alter von neun bis zehn Jahren, in Champagne, in einem Zuſtande der Wildheit, gefangen wurde, iſt ſehr umſtändlich vom Condamine erzehlet worden. Aus derſelben will ich nur Folgendes, als die wichtigſten Bemerkungen entlehnen. Sie kam, wie die Abenddämmerung anfing, nakt und beſchmutzt, mit einer Keule in der Hand, in das Dorf Songi. Die erſchrockenen Bauern, flüchteten, wie ſie dieſes vermeinte Ungeheuer erblickten, in ihre Häuſer, und verwahrten ihre Thüren. Nur einer von ihnen war ſo herzhaft und ſo menſchlich, ſeinen Kettenhund auf dieſe fürchterliche Erſcheinung loszulaſſen, der aber von den

unerſchrockenen Mädchen, durch den erſten Schlag tod zu Boden geſtrekt wurde. Die kleine Wilde verſuchte hierauf die Thür einer Bauerhütte aufzuſprengen. Wie ihr das nicht gelang verließ ſie das Dorf, und kehrte in den Wald zu ihrem Nachtlager zurük, welches ſie auf einem Baume zu nemen pflegte. Man ſuchte ſie am folgenden Tage ſorgfältig auf, um ſie zu fangen. Ein benachbarter Edelmann that Alles, um ſeinen Zwek zu erreichen; allein, ſie ließ ſich von den Bäumen nicht herablocken, ob man gleich allerlei eßbare Dinge unter dieſelben hinlegte, um ſie zu reitzen, bis es endlich durch lebendige Fiſche geſchah, die man unter den Baum darauf ſie ſich befand, hingeworfen hatte. Sie ſtieg herab um ſie zu verzehren und ward gefangen. Man führte ſie, als ein ſeltenes Thier, im Triumph, auf das Schloß des Edelmanns, der ſie ſeinem Schäfer zur Zähmung anvertraute. Dieſer behandelte ſie wie ſeine Hunde, und ſie entwiſchte einige Male, ward aber, zu ihrem Unglük, immer wiedergefangen.

Es ſcheint wol daß dieſes Mädchen, ehe es gefangen ward, unter Menſchen und auf Schiffen geweſen. Aus verſchiedenen Umſtänden wird es wahrſcheinlich, daß ſie im nördlichen Amerika, vermutlich unter den Esquimeaux, geboren, und von da nach Europa gebracht, und

vielleicht in Holland zuerſt ans Land geſezt worden. Sie hatte alſo ſchon etwas von der Lebensart anderer Menſchen, die nicht ganz wild waren, geſehen, und machte einiges davon nach. Man kan dahin rechnen, daß ſie, wie man ſie erhaſchte, eine Art Meſſer bei ſich trug, womit ſie die Fiſche, welche ſie aus Flüſſen und Teichen herausholete, aufſchnit und ausweidete, ehe ſie dieſelben verzehrete. Dergleichen wird der bloſſe Naturmenſch nicht thun, ſondern ſie gradesweges wegeſſen, wie ſie ihm vorkommen. Daß ſie indeſſen ſchwimmen, ſich untertauchen, Fröſche und Fiſche leicht fangen, auf einem Baume ihr Nachtlager halten, von einem Baume zum andern, ſich vermittelſt der Stärke ihrer Daumen und Nägel, ſchwingen konte; daß ſie im Lauffe ſo ſchnell war, daß man ihre Füſſe kaum wahrnam; daß ſie den Hunden vorlief, Haſen einholen und greiffen konte; daß ſie ungemein beherzt, daß die Bewegung ihrer Augen äuſſerſt ſchnell und ihr Blik ſehr ſcharf war, das kam nicht von der Kunſt, ſondern von der Erziehung her, welche ihr die bloſſe Natur gegeben hatte. Ihre Nahrung war rohes Fleiſch und rohe Fiſche, die ſie mit ihren Vorderzähnen in Stücke riß, und ſo, ungekäuet, hinunter ſchlukte. Auch hierin zeigte ſich der einfache Unterricht der Natur, bei dem ſie ſich geſund, ſtark und mun-

ter befand; dagegen aus einer Krankheit in die andere verfiel, wie man ſie zu gekochten und zugerichteten Speiſen gewöhnen wollte. Ihre Zähne und Nägel fielen ihr davon aus, ihre Gurgel ward davon, wie zuſammengeſchnüret und vertroknet, ihre Eingeweide, ſo wie ihr ganzer Körper, wurden ſo kraftlos, daß ſie vor Mattigkeit und Entkräftung geſtorben wäre, wenn man ihr nicht rohes Fleiſch und lebendiges Federvieh gegeben hätte. Aus dem leztern ſog ſie das warme Blut, mit heftiger Begierde, aus, welches ihrem Leibe wie ein Balſam bekam der ſie ſtärkte und geſchwind zur Geſundheit wieder verhalf. Wie ſie ſich hernach durchaus zu Küchenſpeiſen gewöhnen wollte, ward ſie beſtändig kränklich. In ihrem natürlichen und wilden Zuſtande, war ſie dagegen geſund, zufrieden, herzhaft, froh und es fehlte ihr an nichts. In ihrer nachfolgenden Lage, war ſie, als eine Gezähmte, krank, niedergeſchlagen, verdrießlich, furchtſam, abergläubig, arm und dürftig. Sie erreichte gar kein hohes Alter und ſtarb als eine Unglükliche.

Auf den Pyrenäen, wurden die Hirten, die ihre Schafe in dem Walde Ivary weideten, in dem Jahre 1774, eines wilden Mannes gewahr, der ſich in den Felſenklüften aufhielt, die im Walde ſind. Er ſchien etwa dreißig Jahre alt

zu ſeyn, war ſehr lang, mit Haaren, wie ein Bär, bewachſen, und ſo ſchnell im Lauffen und Springen wie die Gemſen. Er zeigte ſich ſehr munter und frölich, und war, dem Anſcheine nach, von einem ſanften Charakter, denn er that niemanden etwas zu leide, und ſchien nicht die mindeſte Neigung dazu zu haben. Er kam den Hütten der Hirten oft ſehr nahe, ohne den Verſuch zu machen etwas wegzunemen. Brod, Milch und Käſe, ſchienen ihm unbekante Dinge zu ſeyn, denn er vergrif ſich nie daran, wenn man ſie ihm auch in den Weg ſezte. Sein gröſtes Vergnügen beſtand darin, die Schafe zum Lauffen zu bringen, und ſie auseinander zu jagen. Seine Freude darüber äuſſerte ſich, durch ein lautes Gelächter, aber den armen Thieren that er nichts leides. Wenn die Hirten, wie ſie öfters thaten, die Hunde auf ihn hezten, entfloh er ſo ſchnell als ein Pfeil vom Bogen und ließ ſie ſich niemals zu nahe kommen. Eines Morgens fand er ſich bei einer Hütte ein, und wie einer von den Leuten, die dazu gehörte, ſich ihm näherte, um ihn beim Fuſſe zu ergreiffen, lachte er herzlich und entfloh. Wahrſcheinlich hatte er ſich in ſeiner Kindheit, nach dem er ſchon aufrecht gehen gelernt, in dieſen Waldungen, die mit andern groſſen Wäldern, auf ſpaniſchen Boden zuſam-

menhängen, verloren. *) Man weiß nicht was aus ihm geworden.

Eben derſelbe Schriftſteller, aus dem das vorhergehende genommen iſt, erzehlet auch, daß in dieſen pyrenäiſchen Wäldern, dreißig Jahre zuvor, ein Mädchen von ſechszehn Jahren, in einem dichten Gehölze, ſey entdekt worden. Man fand daß ſie ſich in ihrem neunten Jahre verloren, und alſo ſieben Jahre in dieſer Einöde zugebracht hatte. Wie ſie unter Menſchen wieder leben muſte, fand ſie ſich unglüklich und wünſchte in die Freiheit ihrer wilden Einſamkeit wiederzurükzukehren, in der ſie ſich ſo wohl befunden hatte. Der wahre Menſchenkenner, wird die Urſachen dieſes Wunſches leicht einſehen und ihn für ſehr natürlich und gerecht halten.

Zwote Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Laſſet uns jezt, meine Brüder, über die vorhergehenden Erzehlungen, die als Thatſachen

*) S. Memoires sur les travaux, qui ont rapport à l'exploitation de la nature dans les Pyrenees. Par le Roy. Paris 1777. 4to.

anzuſehen ſind, einige Bemerkungen machen, einige Folgerungen daraus ziehen, und hernach ſuchen, das Bild des Naturmenſchen und des Naturſtandes zu entwerfen. Da wir bisher keinen Flek der Erde entdekt haben, wo noch völlige Naturmenſchen anzutreffen wären, die daſelbſt, in beträchtlicher Anzahl, gänzlich von cultivirten Menſchen abgeſondert, lebten. Da keine Ueberlieferung oder Sage der Vorwelt, uns eine Beſchreibung davon macht, ſo müſſen wir das Nöthige, zu einem richtigen Originale dazu, von den vorher angeführten Verwilderten, von der Aehnlichkeit der Menſchen mit andern Thieren, und von den Charakter, den Sitten und der Lebensweiſe, der noch übrigen vorhandenen Völkerſchaften, die ſich von dem Naturſtande nicht weitentfernet haben, hernemen.

Wenn durch einen Zufall, den man in mehrer Hinſicht einen glüklichen nennen mögte, ein Dutzend ſehr junger Kinder, beiderlei Geſchlechts, auf eine unbewohnte Inſel, wie etwa Juan Fernandes, im Südmeere iſt, geriethen, oder abſichtlich darauf geſezt würden, um ſich ſelbſt und der Natur gänzlich überlaſſen, auf derſelben gros zu werden, und ihre Tage, ohne den entfernteſten Umgang mit civiliſirten Menſchen, darauf zu verleben, ſo würden ſie Naturmenſchen werden, und ihre Nachkömlinge, in der zwoten

oder dritten Geſchlechtsfolge, würden es noch mehr ſeyn. Allein dieſer Zufall, mögte ſich wol eben ſo wenig ereignen, als der Gedanke zur Wirklichkeit kommen wird, den ich oben in der einleitenden Vorleſung, als etwas Aehnliches hierüber geäuſſert habe. Eine falſch verſtandene Humanität, nebſt vielen andern Urſachen, und eingewurzelten Vorurtheilen, werden dergleichen Verſuche, und die dazu gehörigen Einrichtungen, niemals Statt finden laſſen. Wir müſſen uns alſo mit dem begnügen, was wir aus den obengenanten Quellen ſchöpfen können.

Unter den angeführten verwilderten Menſchen, müſſen einige, wie die in Litthauen und Irland Gefundenen, ſo wie die in den Pyrenäen, ſchon in ihrer frühen Kindheit, aus der Geſellſchaft entfernt worden ſeyn; die Uebrigen etwas ſpäter, weil ſie ſich noch einiger Dinge, aus dem Anfange ihres Lebens, zu erinnern wuſten, oder Merkmale an ſich trugen, daß ſie ſich, in ihren erſten Jahren, unter jezt gewöhnlichen Menſchen, befunden hatten. Indeſſen finden wir bei Allen gewiſſe Eigenſchaften und Fähigkeiten, wodurch ſie ſich von dem gezähmten Menſchen auszeichnen, und die ſie blos, der ſich ſelbſt gelaſſenen Natur, und dem von ihr erhaltenen Unterrichte, ſchuldig waren.

Die Sinne des Naturmenſchen, ſind vollkommener als des Gezähmten, bei dem ſie durch die Erziehung abgeſtumpft werden. Das Auge des Erſtern, wird weiter, ſchärfer und ſchneller ſehen, als des Leztern. Die Augen der le Blanc bemerkten, ohne daß ſie den Kopf wandte, mit der äuſſerſten Schnelligkeit, Alles was vor ihr und auf ihren Seiten vorging. Sie beweiſet, daß der Menſch, von Natur, auf Alles was ſein Leben und ſeine Sicherheit angehet, äuſſerſt aufmerkſam, und mehr fähig iſt, für ſeine Erhaltung Sorge zu tragen, als der civiliſirte Menſch. Der Geruch des lüttichſchen und irländiſchen Jungen, war unendlich ſchärfer, als des gezähmten Menſchen. Jener roch eßbare Wurzeln, die unter der Erde verborgen waren, und dieſer wuſte die beſten und geſundeſten Gräſer, unter einer Menge anderer, blos durch den Geruch zu unterſcheiden, ohne einmal den Geſchmak dabei zu Hülfe zu nemen. Die Nordamerikaniſchen Wilden, ſehen nicht allein ſehr ſcharf, ſondern ſie wittern auch ihre Freunde und Feinde, ſo wie die Thiere, welche ſie bei ihrer Jagd aufſuchen. Vaillant erzehlet, als Augenzeuge, daß die Wilden in Afrika, auf ihren Reiſen in den Wüſten, unter der Erde verborgene Quellen entdecken, indem ſie ſich auf den Bauch niederlegen, und alsdenn die weite Fläche überſehen, um die,

einem Europäer ganz unbemerkbaren Ausdünſtungen, wahrzunemen, die eine irgendwo verborgene Quelle, aus dem Sande hervorſteigen läßt. *) Auf ſolche Weiſe entdecken ſie Waſſer da, wo ein anderer dergleichen nicht im mindeſten vermuten würde. Auf eben die Art erfahren

*) S. Vaillant's Reiſe, in das Innere von Afrika, Th. 3. S. 202, nach der deutſchen Ueberſetzung. Man hat zwar Vaillant, und wie es ſcheint, mit Recht, beſchuldiget, daß er, oder vielleicht mehr der Abbe Philipps, als der Herausgeber ſeiner Reiſe, hin und wieder, um ſie unterhaltend zu machen, kleine Erdichtungen, aus der Fülle der Einbildungskraft, mit eingewebet habe. Dieſe Beſchuldigung, iſt wol nicht ganz ohne Grund; ich glaube aber, daß das was er hier von der Schärfe des Geſichts der Huswannas ſagt, keine Frucht der Dichtungskraft, ſondern wirkliche Wahrheit ſey. Barrow, der als Augenzeuge das Meiſte von dem davon Vaillant ſchreibt, ſelbſt geſehen hat, ſagt daß der erſte Theil von Vaillants Reiſen ſehr correkt, gut und zuverläßig ſey. Hier ſind ſeine eigenen Worte: The first book of his travels to the eastward, contains much correct information, accurate description, and a number of pointed and just observations. Barrows Travels into the interior of Southern Africa, in the years 1797, and 1798, etc. London 1801. 4to. p. 360.

ren ſie, daß ein gar noch nicht ſichtbarer Fluß oder ein ſtehendes Waſſer, hinter Bergen und Hügeln anzutreffen ſey, wenn gleich die Entfernung davon, noch ſehr beträchtlich iſt. Das Gehör der Wilden, iſt ebenfals ſehr ſcharf, und ihr Schlaf äuſſerſt leiſe, obgleich ſanft und ruhig. Ihr Geruch und Geſchmak verwerfen gleich nachtheilige, oder der Natur nicht gemäße Getränke und Speiſen; der geſittete Menſch muß ſie erſt Lehren, dergleichen zu genieſſen, um ſich das Leben dadurch zu verkürzen, und Laſter unter ihnen einzuführen.

Die angeführten Nachrichten von Verwilderten beweiſen, daß die Geſundheit des Naturmenſchen, ſeine Stärke, ſeine Munterkeit, ſeine innere Ruhe, kurz alles was zum Glücke des Lebens gehöret, bei ihm weit vollkommener und dauerhafter ſey, als bei dem Gezähmten. Von Gemüthskrankheiten, den ärgſten unter allen, weiß er nichts. (Anm. 33.) So wie die Hausthiere, den wilden und ungezähmten weit nachſtehen, und ein kürzeres Leben haben, ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen im Geſellſchaftszuſtande, und dem im Stande der Natur. Wie froh, wie heiter war nicht die le Blanc und der Mann in den Pyrenäen! Wie äuſſerſt hart hielt es nicht, die Verwilderten zu den Speiſen des Geſellſchaftsmenſchen nur einigermaſſen zu

gewöhnen! Es koſtete ihnen ihre Geſundheit und zulezt das Leben. Indeſſen beweiſet ihre Lebensart, daß die Natur den Menſchen dazu beſtimt habe, ſeine Nahrungsmittel roh, ohne die geringſte Kunſt einer Zubereitung, zu jeder Zeit, wenn er hungrig iſt, und ſie bei der Hand hat, zu genieſſen, und daß er dabei ſeine Geſundheit, ſein Leben und ſein Frohſeyn, welches Alles mit den Verdauungskräften aufs genaueſte zuſammenhängt, am beſten erhalten kan.

So lange der Menſch, in ſeiner Wildheit, Kräuter, Früchte und Wurzeln um ſich her hat, mögte er wol keine andere Nahrungsmittel als dieſe ſuchen, und ſich dabei geſund, ſtark und wohl befinden. Die Erfahrung widerlegt die, welche das leztere nicht zugeben wollen. (Anm. 34.) Noth und Gelegenheit werden ihn indeſſen lehren, ſeinen Hunger mit Fleiſch und andern Dingen zu ſtillen; er wird ſich hernach dazu gewöhnen, ob er gleich, nach der Natur, zu den Thieren zu gehören ſcheint, die ſich mit Gewächſen ernähren ſollen, weil er einen Grimdarm und Zähne wie dieſe hat, wodurch ſie ſich von den Fleiſchfreſſenden unterſcheiden, deren Zähne ſpitzig ſind, und welchen der Grimdarm fehlet. Der irländiſche Junge fraß Heu und Gras, und war, durch Inſtinkt, in der Auswahl der Kräuter geſchikt und ſorgfältig. Ob die lithauiſchen

Knaben, unter den Bären, ſich mit etwas Anderem als Honig und Dingen aus dem Gewächsreiche genähret haben, mögte noch wol die Frage ſeyn. Daß die le Blanc ſo gerne Fiſche und Fröſche aß, lieſſe ſich leicht erklären, wenn man mit Zuverläßigkeit wüſte, daß ſie unter den Esquimeaux geboren worden, und die früheſten Jahre ihrer Kindheit unter ihnen zugebracht habe. Uebrigens iſt wol, unter allen Thieren der Erde, keines, das ſo mancherlei Dinge frißt, und ſo mancherlei Getränke hat, als der Menſch, (Anm. 35.) der ſogar das Blut von ſeines Gleichen trinken, und ſich mit dem Fleiſche ſeiner Brüder ſättigen kan. Die Natur lehret ihn dergleichen nicht, ſondern es iſt eine Folge der geſellſchaftlichen Verbindungen.

Daß Unerſchrockenheit und Entſchloſſenheit, ſich gegen Angriffe zu vertheidigen, in den Charakter des Naturmenſchen gehören, zeigen die beiden Jungen in Lithauen, ſo wie der irländiſche. Sie gebrauchten dazu ihre Hände und Nägel, ſo wie die Zähne. Hieraus folgt, daß der Naturmenſch, ſelbſt in ſeiner Kindheit, wenn er der Muttermilch nicht mehr bedarf, kein verlornes und hülfloſes Geſchöpf ſey, welches Gefahren, unter andern Thieren, beſtändig ausgeſezt wäre, als Viele aus Unwiſſenheit und Vorurtheilen glauben, weil ſie bei der Beurtheilung

des Naturmenſchen, immer den, in der Geſell⸗ſchaft, Gezähmten vor Augen haben. Der bei Hameln gefangene Junge, der ſehr unbändig war, beweiſet, daß die Furcht größtentheils eine Folge der Erziehung iſt. Er hatte die Ruthe, ſo wenig als die Weibsperſon, die ihn damit gezüchtiget hatte, und vermutlich die Urſach ſei⸗nes Entlauffens geweſen war, nicht vergeſſen. Vielleicht war dieſes das Einzige, was in ſei⸗nem Gedächtniſſe übrig geblieben war, denn nach Verflieſſung mehrerer Jahre, erſchrak er noch, wenn er etwas der einen, oder der an⸗dern Aehnliches anſichtig wurde. Eine Natur⸗mutter will ihr Kind nicht zähmen, und wird es daher nicht hart behandeln. Sie ſelbſt wird ihr Junges, ſo lange ſie es bei ſich behält, gegen Angriffe vertheidigen, oder wenn ſie ihre Kräfte zu ſchwach dazu hält, mit ihm zu entfliehen ſuchen, und das Kind, wird eben ſobald von ihr lernen, wie es ſich vertheidigen, als wie es ſich ernähren ſoll. Wenige Jahre werden dazu hin⸗reichend ſeyn. Welches die natürlichen Waffen des Menſchen, im Naturſtande ſind, ſehen wir, wie ich eben geſagt, an dem lithauiſchen Kna⸗ben, der ſich derſelben, in der Stellung eines vierfüßigen Thieres, bediente. Indeſſen läßt ſich nicht bezweiſlen, daß der Menſch, bald eben ſo ſinnreich werden würde, als die Affen, die,

zu ihrer Vertheidigung, wol Knüttel zur Hand nemen. Die kleine le Blanc, die dergleichen ſchon in den Händen anderer geſehen hatte, war damit bewafnet, und erſchlug ſo, mit einem einzigen ſichern Schlage, herzhaft und ohne Furcht, den Hund der auf ſie gehetzet war.

Die Geſchwindigkeit und Gelenkſamkeit eines ungezähmten Menſchen, iſt weit gröſſer, als des in der Geſellſchaft erzogenem. Schnelligkeit im Lauffen, (Anm. 36.) Leichtigkeit, Behendigkeit und Sicherheit im Springen, Fähigkeit, ſich ohne Furcht, zum Schwimmen (Anm. 37.) und Untertauchen, ins Waſſer zu werfen, ſind groſſe Vorzüge, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Natur ihren Zögelingen mittheilet. Die beiden Knaben in den Pyrenäen, waren ſo ſchnell wie die Gemſen. Sie ſprangen, wie dieſe, auf allen Vieren, mit Sicherheit und ohne Furcht, auf den Spitzen hoher Felſen herum. Die kleine Wilde von Champagne, ſchwingt ſich von den Zweigen eines Baums auf die benachbarten eines andern; ſie übertrift die Hunde und Haſen im Lauffe. Die Ströme der Flüſſe ſind ihr nicht gefährlich, ſie ſtürzt ſich, unerſchrocken und mit Vergnügen hinein, taucht ſich unter, und komt mit ihrer erhaſchten Beute, froh wieder an das Ufer, um ſie zu verzehren. Sie ſchläft, unbeſorgt, ohne ängſtliche Träume, ſicher auf den

Bäumen. Regen, Wind und Wetter, ſchaden, bei aller ihrer Entblöſſung, ihrer Geſundheit nicht. Beim Anbruche des Tages, unter dem Geſange der Vögel, bewillkomt ſie die aufgehende Sonne, ſteigt oder ſpringt, durch einen geſunden Schlaf erquikt, von ihrem Baume herab, um ihr Frühſtük zu ſuchen, und den Tag, ohne lange Weile, hinzubringen, da ſie weder das Andenken des Vergangenen, noch die Vorſtellung des Bevorſtehenden plagt. Mögte man nicht den dreißigjährigen Mann in den Pyrenäen beneiden, deſſen ſchneller Lauf, die ihm nachſezzenden Schäferhunde übertraf, der ſich ſo unſchuldig und unbeleidigend zeigte, der von Gewächſen lebte und ſeine Freiheit über Alles ſchäzte, dem die Zeit nicht lange währete, der keine Sprache wuſte und blos durch Gelächter ſeinen Frohſinn zu erkennen gab? Geſund, heiter und ohne Sorgen wegen ſeines Unterhaltes und ſeiner Bekleidung, ohne eigenen und anderer Neid, ohne die Thorheiten des Ehr- und Geldgeitzes, ohne Haß und Misgunſt, ohne Qualen eines ängſtlichen Verlangens, oder entfernter, ungewiſſer Hofnungen zu kennen, ohne Furcht vor Krankheiten und dem Tode, die ihm unbekant waren, verlebt er ſeine Tage. Es fiel ihm nie ein, ſein Leben gewaltſam zu endigen, denn er war ſo unfähig einen Ueberdruß deſſel-

ben zu empfinden, als eine Aengſtlichkeit, wegen ſeines Aufhörens. Sein Schikſal und ſich ſelbſt beklagte er nie. Er ward von niemanden bei ſeinem Leben bedauert, und am Ende deſſelben von niemand beweinet ſo wenig als getadelt. Könte man eben dergleichen, von der Aſche des Mächtigſten, des Reichſten, des Weiſeſten, des Glüklichſten unter den Menſchen ſagen, der im Stande der Geſellſchaft, den man den geſitteten nennet, lebte und ſtarb? Wird jemand, der von Vorurtheilen frei iſt, wenn er dieſe Schilderung des Naturmenſchen vor ſich hat, und ſie, wie ſie es iſt, der Wahrheit gemäs findet, wol ausrufen: „Fliehe, unſeliges und abſcheuliges Bild, häßliche Unnatur des natürlichen Menſchen!" — Wenn es das Bild des natürlichen Menſchen iſt, kan es denn wol Unnatur ſeyn? — „Du biſt weder in der Natur da." — Gleichwol beweiſen die obigen Beiſpiele und alſo die Erfahrung, daß die Originale zu dieſem Bilde vorhanden ſind, — „noch ſollſt du, durch Einen Strich meiner Farben vorgeſtellet werden." *) Wie leicht verliert man doch, bei Vorurtheilen, und einer brauſenden Declama-

*) Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, Th. 1. S. 182.

tion, die kaltblütige Beurtheilung, und zugleich die Wahrheit!

An dem Lithauiſchen, ſo wie an dem irländiſchen Jungen, ſiehet man, daß der Menſch einen Trieb zur Geſelligkeit habe. Die Erſtern hielten ſich zu den Bären, vermutlich weil ſie keine andere, ungezähmte Thiere fanden, unter welchen ſie ſich aufhalten konten, und die gezähmten Menſchen, zumal in ihrer Kleidung, wahrſcheinlich nicht für ihres Gleichen hielten, ſondern ſie aus Erfahrungen, als ihre Feinde und Verfolger anſahen, die ihnen ihre natürliche Freiheit rauben wollten. Es ergiebt ſich hieraus ferner, daß die ſtärkſten Thiere, wie man gewöhnlich dafür hält, nicht Feinde der Menſchen ſind, und daß ſich der Naturmenſch, ſo jung er auch ſeyn mag, nicht vor ihnen fürchte. Die Bären beleidigten die Kinder nicht, die unter ihnen aufwuchſen, ſondern ſie lebten ruhiger, ungezwungener und ungekränkter unter ihnen, als ſie unter ihres Gleichen, den Menſchen, würden gelebt haben. Daß der gezähmte Menſch, ſich eine Herſchaft über andere Thiere anmaßt, ſie verfolgt und das größte Raubthier auf Erden geworden iſt, wird die Urſach warum ſie ihn als ihren Feind anſehen. Vor dem Naturmenſchen werden ſie eben ſo wenig fliehen, als die wilden Thiere einer unbewohnten Inſel, die zum

erſten Male von Menſchen betreten wird. Wie Bongainville *) im Jahre 1764, auf einer Inſel, nicht weit von der Magellaniſchen Meerenge, ans Land trat, fand er daſelbſt eine groſſe Menge Wildes, welches leicht zu fangen war. „Wir ſahen hier, ſezt er hinzu, ein ſonderbares Schauſpiel, denn, bei unſerer Ankunft, näherten ſich uns die Thiere, als die einzigen Bewohner der Inſel, ohne ſich zu fürchten. Sie betrachteten uns vielmehr als ungewöhnliche Gegenſtände, mit neugierigen Augen. Die Vögel lieſſen ſich mit Hände greiffen, einige ſezten ſich von freien Stücken auf die Menſchen. Ein Beweiß daß der Menſch kein ſo fürchterliches Anſehen hat, daß die ſchwachen Thiere, durch den bloſſen Inſtinkt, ihn als ein Weſen fliehen ſollten, das ſich von ihrem Blute nähret. Dieſes Zutrauen aber währete nicht lange. Die Thiere lernten bald ein Mistrauen in ihre Feinde und Mörder ſetzen." (Anmerk. 38.)

Gegen ſehr hungrige, fleiſchfreſſende Raubthiere, ſo wie gegen groſſe Raubvögel, mögte er ſich wol, zu Zeiten, vertheidigen, oder ſuchen müſſen ihnen zu entgehen; allein, auch der Fall

*) S. Bongainville Reiſe um die Welt, in den Jahren 1766 — 1769. S. 27, der deutſchen Ueberſetzung, Leipzig, 1783.

dürfte vielleicht nicht oft eintreten. Inſekten könten ihm eher ſchädlich ſeyn, aber das ſind ſie auch andern Thieren.

Der Geſelligkeitstrieb, den der Naturmenſch, wie ich eben geſagt, äuſſern wird, kan indeſſen wol nicht vielmehr ſeyn, und nicht weiter gehen, als der, den wir bei andern Thieren, von einerlei Gattung, bemerken. Er hat wie ſie keine künſtliche Sprache, welche unter den gezähmten Menſchen, der Grund und das Band ihrer künſtlichen Geſelligkeit iſt. Gegenſeitige Bedürfniſſe und Gefälligkeiten, machen bei dieſem die Geſelligkeit nothwendig. Dagegen bedarf der Naturmenſch der Hülfe von ſeines Gleichen nicht, ſobald er ſoweit gekommen, daß er nicht mehr nöthig hat, aus den Brüſten ſeiner Mutter, ſeine Nahrung herzunemen. So wenig andere ſeiner Unterſtützung bedürfen, eben ſo wenig wird er dergleichen von ihnen erwarten oder verlangen. Seine Geſelligkeit wird alſo keine Folge ſeiner Bedürfniſſe und ſeines Eigennutzes ſeyn; ſie wird nicht aus der Nothwendigkeit entſtehen, ſich gemeinſchaftlich, mit deſto ſtärkerer Macht, gegen andere Thiere zu vertheidigen, denn er lebt mit ihnen im Frieden und fürchtet ſich nicht vor ihnen. Vielmehr wird ſie aus dem Hange herrühren, wodurch Thiere von einerlei Art angetrieben werden, ſich zu einan-

der zu halten. Auch aus Furcht kan der Naturmenſch nicht zur Geſelligkeit, wegen gemeinſchaftlicher Vertheidigung gegen andere Thiere, angetrieben werden; denn Furcht iſt ihm nicht angeboren, ſondern entſtehet, wie wir vorhin, bei dem Hamelſchen Jungen geſehen haben, erſt aus unangenemen Erfahrungen, die er gehabt hat. Er fürchtet ſich, ehe er dergleichen gehabt hat, eben ſo wenig vor andern Thieren, als die vorhin erwähnten vierfüßigen Thiere und Vögel, auf der unbewohnten Inſel, vor dem Menſchen, den ſie noch nicht kanten, und noch nichts Nachtheiliges von ihm empfunden hatten.

Der Unterſchied der Lebensart, bei jungen und bei mehr bejahrten, wird die Art der Aeusſerungen ihres Geſelligkeitstriebes, und die Launen deſſelben beſtimmen. Regte ſich der Fortpflanzungstrieb, ſo würde ihn der Mann, mit dem ihm zuerſt vorkommenden Weibe, wenn es denſelben ebenfals fühlete, befriedigen, und das Weib, bei dem ihn die Natur erwekte, würde, in Anſehung des Mannes, eben ſo handeln. So wie der Sinn des Geruchs, aller männlichen Thiere, in dieſer Hinſicht, leitet, ſo würde auch der Naturmenſch, den Gegenſtand, zur Befriedigung ſeiner Brunſt, aufzuſuchen und ihn aufzufinden wiſſen; ja ſie würden vielleicht nicht einmal bei ihm eher erwachen, als bis er ein

Weib anträfe, bei dem ſich eben dergleichen ſpüren lieſſe, und der Sinn des Geruchs ihm denſelben auszeichnete. *) Wäre das Zeugungsgeſchäfte zwiſchen beiden vollzogen, ſo würden ſie ſich einander gleichgültig verlaſſen, und ſich, ſo wenig als andere Thiere, die ſich nicht paaren, weiter um einander bekümmern.

Die Frage: Ob der Fortpflanzungstrieb, unter den Menſchen, nicht eine Menge von Fehden, Schlägereien, ja ſelbſt Mordthaten, hervorbringen würde? kan man verneinen, wenn man zuerſt bedenkt, daß die Bevölkerung, im Naturſtande, bei weitem nicht ſo gros ſeyn kan, als in dem geſellſchaftlichen. Man hat zwar wol das Gegentheil behaupten wollen; aber ohne Grund, wie wir gleich ſehen werden. Es könte wol ſeyn, daß es zu Zeiten Fehden und Schlägereien gäbe; allein häuffig würden ſie wol nicht ſeyn, und Mordthaten dürften ſchwerlich dabei vorfallen. Nimt man ferner die Erfahrung zu Hülfe, ſo hat ſich, bei der Beobachtung der heutigen Wilden, auf den weſtindiſchen Inſeln, und in den neuentdekten Ländern im Südmeere, gefunden, daß der Fortpflanzungstrieb, bei dem männlichen Geſchlechte, welches

*) Man erinnere ſich an das, was ich in der 29ſten Anmerkung geſagt habe.

denn doch wol, bei ſolchen Gelegenheiten, mit wenigen Ausnamen, die Gefechte halten müſte, bei weitem nicht ſo heftig iſt, als man ſich einbildet. Wie Amerika entdekt wurde, fand man die Leidenſchaft und den Trieb zur Wolluſt, bei dem weiblichen Geſchlechte, weit ſtärker, und heftiger als bei dem männlichen. Eben ſo fanden es Cook, und andere, bei ihren Entdeckungen im Südmeere. Das Betragen der Weiber auf der Inſel Wyhie *), wo der Capitain Cook erſchlagen wurde, die ſchaarenweiſe an Bord kamen, kan Statt aller übrigen Beweiſe dienen. Wenn ſie vom Schiffe weggetrieben wurden, ſprangen ſie ins Waſſer, und ſchwammen ſo lange um das Schiff herum, bis ſie Gelegenheit fanden, wieder auf daſſelbe zu kommen, um ihrer Geilheit Nahrung zu verſchaffen. Sollten die Männer von Wyhie wol eifferſüchtig, und ſehr wollüſtig geweſen ſeyn? Solten wol öfters Fehden und Balgereien, um der Weiber willen,

*) Ich ſchreibe die Namen der Inſeln des Südmeeres, im Deutſchen, nicht wie die Engländer ſie ſchreiben und buchſtabiren, ſondern wie man ſie ausſpricht; ich laſſe auch das O, womit ſich viele anfangen, weg, weil es mir eine Art von Artikel oder Geſchlechtsworte zu ſeyn ſcheint. Auf dieſe Weiſe nenne ich Otaheite, Taiti und Owyhie, Wyhie, u. ſ. w.

unter ihnen vorgefallen ſeyn? — Schwerlich! Und gleichwol hatten ſich die Einwohner dieſer Inſel, ob ſie gleich ſchon, in einem Geſellſchaftszuſtande lebten, dennoch nicht ſehr weit von der Natur entfernt. Man muß ferner bedenken, daß der Naturmenſch keine ſogenante Liebe kenne, die ein Gefühl iſt, welches das Geſellſchaftsleben hervorbringt, und angeſtelltes Vergleichen und Urtheilen vorausſezt, eine Leidenſchaft die ausſchlieſſenden Beſiz verlangt, und ſich auf vermeinte Vorzüge gründet, die blos Kinder der Einbildung ſind, von der ſie geſchaffen werden, von denen aber der Naturmenſch nichts weiß. Er richtet ſich, wie die übrigen Thiere, bei der Genugthuung ſeiner Triebe, nicht nach falſchen, und ihm unbekanten Begriffen; es ſcheint auch wahrſcheinlich, daß im wahren Naturſtande, das Zeugungsgeſchäft, von beiden Theilen, in einer ähnlichen Stellung würde vollzogen werden, wie es die Natur bei den Affen, und andern vierfüßigen Thieren, geordnet hat, den Elephanten nicht ausgenommen, wie ich oben *) erwieſen habe. Die Befriedigung ſeines Triebes und ſeines ſinnlichen Gefühls, iſt alles was er verlangt, ohne irgend eine Verfeinerung, oder vermeinte Verbeſſerung. Sehr richtig behauptet

*) S. Die 19te Anmerkung.

daher Büffon *), daß die übrigen Thiere, in dieſer Rükſicht, weit glüklicher ſind als der Menſch, und daß bei dem Verlangen nach der Befriedigung des Fortpflanzungstriebes, nichts als Sinnlichkeit zum Grunde liege, und daß das Sittliche und Verfeinerte, was man in die Liebe hineinträumen will, Eitelkeit, Thorheit, und Hirngeſpinſt ſey. (Anmerk. 39.) Der Naturmenſch hält daher keine Fehden, und grämt ſich nicht um der Liebe willen. Sobald er ſeinen erwekten Fortpflanzungstrieb befriediget hat, bekümmert er ſich um weiter nichts, und überläſſet hernach andern, ohne Neid und Eiferſucht, den Genuß den er ſelbſt gehabt hat. Da er auch ſein Einbildungsvermögen, weder mit den Freuden des ſo ſchnell vorübergehenden Genuſſes der Sinnlichkeit, noch mit leeren Wolluſtbildern erhizt, die ſich die Thorheit und Eitelkeit, des ſich cultivirt nennenden Menſchen erträumt, und ſie in ſeinem Gedächtniſſe erneuert, ſondern an das Vergangene nicht weiter gedenkt, ſo ſchläft ſein Fortpflanzungstrieb bald wieder ein, und ſeine Leidenſchaft erkaltet, bis der Geruch eines neuen Gegenſtandes ſie wieder erwekt. Um deswillen iſt auch der Naturmenſch, ohne die Keuſch-

*) Histoire generale, Tom. V. p. 264 suiv.

heit zu kennen, dennoch viel keuſcher als ſeine civiliſirten Brüder, die auf ihre Sitten, und auf die vorgegebene Oberherſchaft ihrer Vernunft, ſtolz ſind. Der Fortpflanzungstrieb, iſt auch, bei dem menſchlichen Geſchlechte, nicht auf gewiſſe Jahreszeiten eingeſchränkt. Die Naturmenſchen beiderlei Geſchlechts, würden ſich auch nicht, wie die Hirſche, zu einerlei Jahreszeit der Brunſt verſamlen; und da das weibliche Geſchlecht, an Zahl, dem männlichen gleich, wo nicht überlegen iſt, ſo wird der Begattungstrieb, das ganze Jahr hindurch, zu ſehr unterſchiedenen Zeiten empfunden und befriediget werden können, zumal da die Naturmütter, ihre Jungen, vielleicht länger als zwei Jahre, bei ſich behalten werden, ohne, während dieſer Zeit, eine neue Begattung zu verlangen. Es könte ſeyn, daß unter kalten Himmelsſtrichen, eine Art von Ausname, in Anſehung der Begattungszeit, Statt fände, und daß ſich der Fortpflanzungstrieb, beſonders bei dem Eintritte der wärmeren Tage, äuſſerte; allein, da die Bevölkerung in ſolchen Gegenden, weit geringer iſt als in den milden und warmen Climaten, ſo läßt ſich nicht behaupten, daß Fehden und Kämpfe, wegen des Begattungstriebes, unter kalten Himmelsſtrichen, häuffig ſeyn ſollten, da ſie es nicht einmal unter den heiſſen ſind. „Die

Liebe ſagt Vaillant, iſt bei dem Wilden (im ſüd-lichen Afrika) ein ſehr eingeſchränktes Bedürf-niß. Er hat nicht, wie die Menſchen in civili-ſirten Ländern, aus ihr eine tobende Leidenſchaft gemacht, deren Gefolge Unordnung und Verhee-rungen ſind." *)

Die Einwendung, daß die Naktheit, darin ſich Naturmenſchen befinden, die Wollüſte ſehr erwecken und unterhalten müſſe, iſt ungegrün-det. Civiliſirte Menſchen, die ſich unter nakten Wilden, lange aufgehalten haben, beſtätigen das Gegentheil. Die Augen, die täglich zu ſolchen Anblicken gewohnet werden, erwecken, ſelbſt bei den Europäern, deren Sitten nicht ganz verdor-ben ſind, keine Reitzungen, vielweniger bei den Wilden, die, von Kindheit an, ſich ſo einander ſahen. Es iſt vielmehr unter cultivirten Völ-kern, die Tracht und eine halbbedekte Naktheit, es iſt der Anzug der Weiber, der eigentlich dazu erſonnen zu ſeyn ſcheint, um zur Wolluſt zu reitzen, wodurch der ſo geprieſenen Keuſchheit, mehr Nachtheil zugefügt wird, als durch die völlige Blöſſe der Wilden, oder des Naturmen-ſchen. (Anm. 40.) Es ſcheint auch endlich darum, bei der Befriedigung des Begattungs-triebes, im Naturſtande, ohne heftigen Streit

*) Vaillant am a. O. Th. 1. S. 273.

abgehen zu müſſen, weil der Naturmenſch ſanfter und ruhiger als der iſt, bei dem die Leidenſchaften aller Art, durch Erziehung und Zwang, ſind erwekt, oft gereizt, und oft unterdrükt worden. Der Erſte wird nur alsdenn vorzüglich heftig werden, wenn man ihn ſeiner natürlichen Freiheit und ſeines Lebens berauben will. Zweikämpfe, Selbſtmorde, trojaniſche Kriege, um eines Weibes willen, ſind blos Eigenſchaften und Folgen, des, mit Verleugnung der Natur, künſtlich errichteten Geſellſchaftzuſtandes.

Ich habe vorhin erwähnet, daß die Bevölkerung der Erde, oder die Zahl der Menſchen auf derſelben, im Naturſtande nicht ſo gros ſeyn würde, als ſie es vermittelſt des geſellſchaftlichen Lebens iſt. Irreten ſie entweder einzeln, oder in kleinen Hauffen, wie die vierfüßigen Thiere, auf einer weiten Ebene, oder in Wäldern und Gebirgen umher, ſo würden die Begattungen nicht ſo häuffig Statt haben, als unter den zuſammengedrängten, durch geſellſchaftliche Verbindungen, vereinigten Menſchen. (Anm. 41.) Da die Mutter ihr Kind, länger bei ſich behalten, und der Fortpflanzungstrieb, ſich, während dieſer Zeit, weniger regen würde, weil theils das Säugen, theils die Mühe des Ernährungsgeſchäftes, denſelben bei ihr vermindert; weil ferner keine beſtändige Geſellſchaft des Mannes

ihn erwekte; weil die Reitze zur Wolluſt, durch Umgang, durch erhizte Einbildungskraft, und durch den Ueberfluß ſtärkender Nahrungsmittel, nebſt vielen andern Urſachen, die der geſellſchaftliche Zuſtand hervorbringt, denſelben nicht vermehren würden, ſo läßt ſich leicht begreiffen, daß bei aller Geſundheit und bei aller Stärke der Naturmenſchen, dennoch die Vermehrung des Geſchlechts nicht gar gros ſeyn würde. Die Erfahrung und die Vergleichung des Menſchen mit andern Thierarten, beſtätiget dieſe Behauptung ebenfals. Die Vermehrung der Menſchen, ſagt Büffon *), hängt mehr von dem Geſellſchaftsſtande als von der Natur ſelbſt ab. Die Menſchen, in Vergleichung mit den wilden Thieren, ſind darum zahlreicher, weil ſie ſich im Geſellſchaftszuſtande mit einander vereiniget haben. Die Affen als die nächſten Verwanten des Menſchen, übertreffen ihn gar ſehr an Geilheit, und gleichwol iſt, bei aller Freiheit und Ungebundenheit, mit der ſie ihrem Fortpflanzungstriebe nachgehen können, ihre Anzahl nicht ſehr gros. Die Aehnlichkeit, die der Zuſtand ungezähmter oder Naturmenſchen mit dem hat, darin ſich ungezähmte oder wilde Thiere befinden, beweiſet dieſes ebenfals. Sie vermehren ſich weit weni-

*) Hist. Generale, T. V. p. 136.

ger als die gezähmten oder Hausthiere, deren Fortpflanzung der Geſellſchaftsmenſch, aus Eigennutz befördert. Wie gros iſt die Anzahl der Ochſen und Pferde, der Widder, der Hüner, der Enten, der Gänſe und vieler andern Hausthiere, in Vergleichung mit denen von dieſer Benennung, die wild, und in ihrer natürlichen Freiheit, ſich ihres Daſeyns erfreuen. Die Bemerkung beſtätiget ſich auch, durch zunemende Erfahrungen, immermehr, daß da wo Menſchen, vermittelſt des geſellſchaftlichen Zuſtandes, ſich ausbreiten, die wilden Thiere ſich vermindern; ja manche Gattungen derſelben, in einigen Ländern, wol gar aufhören. Die amerikaniſchen Völker, die man Wilde nennet, werden auch immer dünner, und verlieren ſich, je nachdem ſich die europäiſchen Ankömmlinge bei ihnen vermehren, und ſie von dem Boden, und aus den Wäldern verdrängen, wo ihnen die wohlthätige Natur ihre Wohnungen anwieß. Wer von dieſen vermehret ſich alſo wol am meiſten? die ſich geſittet nennenden Europäer, oder die der Natur mehr getreuen, urſprünglichen Amerikaner, welche, von denen die ſie verdrängen und unterdrücken, Wilde genant werden?

Schon oben habe ich die Frage vorläuffig beantwortet, Ob der Menſch von Natur aufrecht gehen, oder auch ſeine Arme, wie die

Affen, als eine Art Vorderfüſſe, gebrauchen würde? Aus den Beiſpielen einiger vorher erwähnten Verwilderten, mögte man ſchlieſſen, daß der Wilde, zumal der iſolirte, der in keiner einigermaſſen geſellſchaftlichen Verbindung lebt, einen vierfüßigen Gang haben würde. Daß das Aufrechtgehen ein Werk der Kunſt und angewanter Mühe ſey, beweiſen die Kinder insgeſamt, die zuerſt auf Vieren kriechen, und vielleicht wenn ſie der Natur ganz überlaſſen blieben, und keiner Geſellſchaftserziehung genöſſen, oder keine Beiſpiele aufrecht gehender Menſchen vor ſich ſähen, den vierfüßigen Gang mehrentheils beibehalten würden. Indeſſen ſcheint es doch nicht ganz unwahrſcheinlich, daß Manche, wenn ihre Glieder mehr Stärke, und ihre Füſſe mehr Veſtigkeit erhalten, ſich aufrichten, und nicht ſelten auf ihren Füſſen gehen würden. Nichtsdeſtoweniger bleibt es ausgemacht, daß der Naturmenſch, in vielen Fällen, grade wie die Affen, beim Lauffen und Springen, ſeine Hände mit zu Hülfe nemen würde. Wir bemerken bei vielen Thieren, zumal vierfüßigen, die wir näher kennen, gewiſſe Fähigkeiten, ihre Glieder auf verſchiedene Art, und in mancherlei Stellungen zu gebrauchen. So lernen, unter andern, der Bär und der Hund, von ſelbſt auf den Hinterfüſſen ſtehen, ohne menſchlichen Unterricht, zu ihrer Verthei-

digung, oder um ſich etwas zu ihrer Nahrung zu bemächtigen, wozu ſie in einer vierfüßigen Stellung nicht fähig ſeyn würden. Dennoch bleibt dieſe Leztere, immer die ihnen natürliche, und ſie fallen in dieſelbe gleich zurük, wenn ſie ihren Zwek erreicht haben. Vermutlich würde es ſich, mit dem Menſchen, eben ſo verhalten. Die Wilden ſitzen viel auf ihren Ferſen, beinahe in einer ähnlichen Stellung wie die Affen und Bären. (Anmerk. 42.)

Um ſich einen möglichen Urſprung des aufrechten Ganges vorzuſtellen, gedenke man ſich mehrere Naturmenſchen, die hauffenweiſen in Feldern und Wäldern herumirren. Einer von ihnen, wie er ſich zuerſt aufrichtete, um eine Frucht, von dem Zweige eines Baumes abzureiſſen, oder aber, erhöhet, um ſich herzuſehen, fand daß er aufrecht ſtehen konte. Nun verſuchte er ſchon, in dieſer Stellung zu gehen, und da die Menſchen zur Nachahmung ſo geneig ſind als die Affen, ſo machten gewis auch andere eben dergleichen Verſuche. Da ſie fanden, daß ſie, in ſolcher Stellung und bei ſolchem Gange, die Früchte der Bäume eher wahrnemen und ſie beſſer erreichen konten, ſo ward nun eine ſolche Stellung und ein ſolcher Gang ſchon allgemeiner. Gleichwol iſt es nicht zu glauben, daß der erſte natürliche Gang auf allen Vieren,

den uns die Natur, in unſerer Kindheit lehret, unter Naturmenſchen, die ihre Hände zu wenigen Bedürfniſſen gebrauchen, ſollte gänzlich ungewöhnlich geworden ſeyn. Um es ſoweit zu bringen, ward ſchon Zeit, Kunſt und ein Grad der Cultur erfordert, denn daß Kinder, am Gängelbande, im zweiten oder dritten Jahre, mit Mühe und bei vielem Niederfallen, gelehret werden aufrecht zu gehen, ſezt einen Geſellſchaftszuſtand, eingeführte Sitten und Anweiſung voraus. (Anmerk. 43.) Die Zahl Derer, die im eigentlichen Naturſtande, aufrecht gingen, kan daher, wenigſtens anfänglich, nicht groß geweſen ſeyn, und die welche dazu gelangten, muſten ſchon mehrere Jahre zurükgelegt haben. Daß wir nach unſerer erhaltenen Erziehung, es jezt äuſſerſt hart und ſchwer finden würden, wenn wir auf Händen und Füſſen gehen ſollten, iſt gar nicht zu verwundern. Die Natur iſt bei uns durch Kunſt verdrängt, und die Gewohnheit zur andern Natur geworden. Bei den vorhin angeführten irländiſchen und lithauiſchen Jungen, war es kaum möglich ſie aufrecht ſtehen zu lehren, und es würde uns, nach unſerer erhaltenen Erziehung, noch ſchwerer werden, auf Händen und Füſſen, lauffen und ſpringen zu lernen. Der vorhin angeführte Schriftſteller, der das Bild des natürlichen Menſchen, abſcheulich,

häßlich, und Unnatur nennet, ſagt unter andern: „ich begreiffe nicht, wie das Menſchengeſchlecht, wenn es je dieſe niedrige Lebensart, (auf Händen und Füſſen zu gehen) als Natur gehabt hätte, ſich zu einer ſo zwang- und ſo kunſtvollen (alſo unnatürlichen) jemals würde erhoben haben.“ Und kurz vorher ſagt er, „nur durch eine zahlloſe Menge angeſtrengter Thätigkeiten, wird unſer künſtlicher (alſo nicht natürlicher) Stand und Gang, möglich.“ *) Hätte er in dem Augenblicke wie er ſo ſchrieb, daran gedacht, daß das was zwang- und kunſtvoll iſt, der Natur nicht gemäs ſeyn kan, und alſo, wie er es nennet, Unnatur heiſſen muß, ſo würde er dieſe Beiworte wol ſchwerlich gebraucht haben, um ſeinen Beweis zu führen, daß der Menſch, durch die Natur nicht geleitet werde, wenn er, wie jene Verwilderten, auf Händen und Füſſen gehet.

Dritte Vorleſung.

Schilderung des Naturmenſchen und des Zuſtandes darin er lebt.

Wenn wir, meine Brüder, das was wir von den Zügen des Bildes eines Naturmen-

*) Herders Ideen ꝛc. am a. O. Th. 1. S. 183.

ſchen, und des Zuſtandes darin er lebt, geſamlet haben, nochmals überſehen, ſo wird es wol nicht ſchwer ſeyn, uns eine ziemlich genaue und richtige Vorſtellung, ſowol von dem Erſteren als auch von dem Andern zu machen. Naturmenſchen ſind demnach die, welche unter der bloſſen Leitung der Natur aufgewachſen ſind und leben; die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, keine andere Erziehung gehabt haben, als die welche die Natur allen übrigen wilden Thieren, und jedem Geſchlechte derſelben, nach ihrer Art, giebt. Der Naturſtand muß alſo der ſeyn, darin ſolche Menſchen leben, die ſich zu denen, die ſich cultivirt nennen *), eben ſo verhalten, wie die wilden Thiere zu den gezähmten oder Hausthieren.

*) Wenn man fragt, Was iſt Cultur, in Beziehung auf den Menſchen? So kan die richtige Antwort darauf keine andere ſeyn, als die Entfernung von der Natur, und Menſchen und Völker, die ſich am weiteſten davon, durch mancherlei Künſte, durch Zwang in der Erziehung, durch mancherlei Einfälle und Poſſen, die in ihrem Betragen ſichtbar werden, entfernet haben, heißen die welche auf einem hohen Grade der Cultur ſtehen. Man ſehe, unter den Anmerkungen die acht und vierzigſte, in der man etwas Mehreres hierüber antreffen wird.

Der Naturmenſch iſt ohne irgend eine Bedeckung, auſſer der welche ihm die Natur ſelbſt gab. Er bedarf keiner Kleidung, er gehet nakt, und es könte vielleicht ſeyn, daß ſein Leib, wie bei den Affen, oder wie bei den Lithauiſchen Burſchen, und dem Manne in den Pyrenäen, ſtark mit Haaren bewüchſe. Seine Haut wird auch, mit der Zeit, ſo abgehärtet werden, daß ſie nicht allein einer rauhen Witterung gut widerſtehen, ſondern auch von Hecken, Dornen, rauhen Wegen, und durch das Klettern auf Bäume, nicht leicht beſchädigt werden kan. (Anm. 44.)

Einer durch Kunſt errichteten Wohnung bedarf er nicht. Er hält ſich am liebſten im Freien, in friſcher Luft, ſo wie unter Bäumen auf. Feuer kennet er nicht. (Anmerk. 45.) Nur bei Nachtzeit und bei ſchlimmen Wetter, mögte er ſich in eine Höhle, oder im Gebüſche verkriechen. Das Feld und beſonders der Wald, ſind für ihn das Zuträglichſte; dadurch wird ſeine Geſundheit geſtärkt und ſein Leben lange erhalten.

Der Naturmenſch, oder der wahre Wilde, iſt, wie wir an den vorhin angeführten Verwilderten geſehen haben, munter, ſtark, geſchmeidig, behende, ſchnell im Lauffen, und fertig im Schwimmen. Seine Sinne ſind ſcharf; ſeine Speiſen ſind roh, ſein Getränk iſt Waſſer, und ſeine Verdauungskräfte ſind die beſten. Wenn

ihn hungert, iſſet er was ihm vorkommt, wenn ſein Inſtinkt, durch den Geruch, es ihm als unſchädlich auszeichnet, und er löſchet ſeinen Durſt in den nächſten trinkbaren Waſſer. Hat er nicht gleich Gelegenheit ſein Verlangen zu befriedigen, ſo kan er beides Hunger und Durſt lange ertragen. Seine Eßluſt iſt nicht verwöhnet, wie bei vielen unter den civiliſirten Menſchen, die denken daß ſie darum leben, damit ſie eſſen mögen; der Wilde iſſet und trinket, blos damit er leben möge. Seine Geſundheit iſt daher nicht ſo hinfällig und ſchwankend, als des Erſtern. Das Heer der Krankheiten, das unter den Geſellſchaftsmenſchen Verwüſtungen anrichtet, verfolgt ihn nicht, ſondern er erreicht, wenn keinen beſonderen Zufälle, ſein Leben gewaltſam verkürzen, hohe Jahre, ohne die Schärfe ſeiner Sinne, ſo wenig als ſeine ſchönen Zähne zu verlieren; ohne die Schwächen zu empfinden, welche dem Geſellſchaftsmenſchen drücken, und ſein Alter kümmerlich und elend machen. (Anm. 46.) Vor Krankheiten iſt ihm auch nicht bange, denn er denkt nicht an den künftigen Tag. Eben ſo wenig fürchtet er ſich vor dem Tode, da er die, dem Geſellſchaftsmenſchen durch die Erziehung beigebrachten leeren Schrecken gar nicht kennet. Er leidet ihn nach der Natur, mit ſtandhafter Gelaſſenheit, auf die ſchon oben beſchriebener Weiſe.

Er weiß von keinen andern Bedürfniſſen, und gehorchet, ohne es zu wiſſen, keinen andern Geſetzen, als ſolchen denen die Natur ihn unterwarf, die weil ſie unwiderſtehlich ſind, ihm, ohne daran zu denken, zur Nothwendigkeit werden. Die Sättigung des Hungers, das Löſchen des Durſtes, die Befriedigung des Fortpflanzungstriebes, wenn er ihn fühlt, Schlaf und Ruhe, wenn er ermüdet iſt, wären die vornemſten Dinge, die ſeine Lebenszeit ausfüllen. Die Zeit währet ihm nie lange, denn es iſt nur der verfeinerte Geſellſchaftsmenſch, der über lange Weile klagt. Heftige Leidenſchaften quälen ihn auch nicht; er zankt ſich nie über Meinungen, und da er ſich nicht mit andern in Vergleichung ſtellet, iſt er frei von Eitelkeit. Nur er kan wirklich frei genant werden, weil er nicht das thut was er darf, ſondern das was er will; und er will nichts als wozu er Kräfte hat, und wozu er Neigung fühlt.

Seine äuſſere Geſichtsbildung, wird daher von ſeiner inneren Ruhe zeugen, wie die des wilden Mannes in den Pyrenäen. Frohſinn, Munterkeit, Geſchmeidigkeit ſeiner Glieder, werden ihn erſt ſehr ſpät verlaſſen. Die Phyſiognomien unter Naturmenſchen würden daher auch nicht ſo unterſchieden und bemerkbar ſeyn, als bei denen die in einem ſtark verkünſtelten

Geſellſchaftszuſtande leben. In der Geburt erhält zwar jeder Menſch ſeine eigenthümliche Geſichtsbildung, welche zunemende Jahre langſam verändern; aber Lebensart, herſchende und oft gereizte Leidenſchaften, thun es geſchwinder und weit merklicher. Sie füllen das Geſicht mit unterſchiedenen Falten, und machen Runzeln ſehr früh ſichtbar; ſie verändern die geſunde Farbe, und verrathen dem aufmerkſamen Beobachter, zwar nicht immer, doch ſehr oft, den ſittlichen Charakter und die Hauptzüge der Lebensgeſchichte deſſen, auf den er ſein Auge richtet. An dem Naturmenſchen, würde der Phyſiognome ſeine Kentniß wenig üben können. An dem ſogenanten Wilden oder vielmehr Halbwilden, kan es eher geſchehen, weil dieſer durch eine, obgleich geringe, dennoch ſchon künſtliche Erziehung, ſich bereits von der wahren Natur etwas entfernet hat, und weil ſeine Lebensart, bei ihm die Leidenſchaften ſchon mehr erwekt und reizt, als es bei den Naturmenſchen, oder echten Wilden, geſchehen kan. Die welche ſich unter den Wilden lange aufgehalten haben, verſichern daß dieſe ſich auf die Phyſiognomien, weit beſſer verſtehen, als die civiliſirten Völker.

Die ſo geprieſene Philoſophie, legt es darauf an, durch Beruhigung des Gemüths, durch Regeln zur Bändigung, der durch die erkünſtelten

Geſellſchaftsverbindungen erregten Leidenſchaften, und durch Führung eines, wie man es nennet, vernünftigen Lebens, den gezähmten Menſchen, zu den Vorzügen des Naturſtandes, durch einen moraliſchen Zwang und durch Selbſtzähmung, wieder zu erheben; allein, die Verſuche dazu, beweiſen, wie immer, daß die Kunſt unvollkommen, und die Natur ihr ſtets überlegen iſt. Die Scythen lebten, wie Juſtin *) ſagt, ohne es zu wiſſen, mehr philoſophiſch als die Griechen, bei allen Lehren ihrer Weltweiſen.

Der wahre Wilde beſchäftiget ſich allein mit dem gegenwärtigen Augenblicke; er genießt die Freuden und das Gute deſſelben, ohne Kunſt, blos nach der Natur; er vergißt ihn, mit dem Angenemen und Unangenemen das er darin empfand, ſobald er vorüber iſt. Seine ungeübte Erinnerungskraft, ſo wie ſein ungewektes Einbildungsvermögen, erinnern ihn weder an das genoſſene ſinnliche Vergnügen, um eine Sehnſucht nach der Wiederholung deſſelben zu empfinden, noch auch erneuern ſie das Andenken erduldeter Uebel, und des Unangenemen ſo er dabei fühlte. Hofnungen zukünftiger Freuden kennet er nicht, weil er an das entfernt Bevorſtehende nicht denkt, und daher auch, in Erwar-

*) Justinus, Lib. II. c. 2.

tungen die er unterhalten hätte, nicht getäuſcht wird. Vielleicht hat er Erwartungen des Augenbliks, die ſich auf eine Befriedigung rege gewordener Begierden beziehen; aber er wird keinen Verdruß empfinden, vielweniger ihn lange unterhalten, wenn ſie nicht erfüllet werden. Ein durch die Sinne erwektes Schrecken, und eine daraus entſtehende Furcht, können ihm wol unangeneme Empfindungen verurſachen; allein, ſie werden von keiner Dauer ſeyn, es wäre denn, daß die fortwährenden Eindrücke der Sinne, dieſelben unterhielten.

So, meine Brüder, wird der Naturmenſch ausſehen, und was ich geſagt habe, wird ſeinen phyſiſchen Charakter ziemlich umfaſſen; denn einen moraliſchen, können wir ihm, in dem eigentlichen Verſtande des Wortes, nicht beilegen. Der Naturmenſch kan weder tugendhaft noch laſterhaft ſeyn. Der ſittliche Charakter iſt eine Folge des Geſellſchaftsſtandes, darin er gebildet wird, und kan nur nach den Einrichtungen, Verhältniſſen und Beziehungen deſſelben beſtimt und beurtheilet werden. Wenn wir indeſſen, in dieſer Hinſicht, eine Vergleichung zwiſchen dem Naturmenſchen und den ſich cultivirt nennenden anſtellen wollten, ſo hätten wir blos zu zeigen, daß die Tugenden und Untugenden, die in dem Geſellſchaftsſtande ihren Urſprung

nemen, ihm unbekant ſind und ihm fehlen. Bei der unglaublichen Anzahl derſelben, würde es ein ganzes Buch anfüllen, wenn wir bei ſolcher Vergleichung umſtändlich ſeyn wollten; alſo nur etwas Weniges. Aberglaube, eine Krankheit, die nur in der Geſellſchaft Statt hat, und ihr eine Quelle ſo vieler und ſo groſſer Leiden wird, iſt dem Naturmenſchen eben ſo unbekant als andern Thieren; er wird dadurch weder entehret noch geängſtiget, denn er weiß nichts von ihm. Eben ſo wenig kennet er Selbſtverleugnung, Keuſchheit und Demuth, weil alle erſt in der geſellſchaftlichen Verbindung erzeuget ſind, und in derſelben nur allein Statt haben können. Da er von den tauſenderlei, thörigten Bedürfniſſen des Geſellſchaftsmenſchen nichts weiß, ſo verlangt er ſie nie, und hat alſo nicht nöthig ſich zu verleugnen. Der ſogenannten Bequemlichkeiten des Lebens bedarf er auch nicht, weil ihn ſeine dauerhafte Geſundheit, deren er bis ins ſpäte Alter genießt, daran nicht denken, und ſie alſo auch nicht verlangen läßt. Er befriediget ſeine Triebe der Natur, wenn ſie ihn dazu auffordert, und wenn das geſchehen iſt, verlangt er nichts weiter; er iſt alſo, wenn ich ſo ſagen mag, enthaltſamer, mäßiger und keuſcher als der civiliſirte Menſch, und das nicht etwa darum weil ihn Begriffe von Tugenden dazu auffordern,

die

die er nicht hat, ſondern weil es die Natur thut, die ihm die Anweiſungen dazu giebt, denen er getreu folgt. Weil er mit dem ſtärkſten Hange zur Freiheit geboren wird, und keine andere Geſetze kennet, als die, welche ihm die Natur gab, denen er treulich gehorcht, ſo will er von keiner Unterwürfigkeit, von keiner Demuth, von keinen Gehorſam gegen Andere etwas wiſſen, denn er hält ſich ſo gut als irgend einen ſeines Gleichen. Vermöge dieſer Freiheit, die das Geburtsrecht des Menſchen iſt, ſträubt er ſich gegen allen Zwang, und widerſezt ſich dem, der ſie ihm rauben will. Indeſſen iſt er ein Freund eines jeden ſeines Gleichen, und wird ihm, mit eben der Gutmüthigkeit begegnen, die andere ungezähmte Thiere von gleicher Gattung äuſſern, wenn ſie einander anſichtig werden; es wäre dann, daß ſie, zu gleicher Zeit, einerlei Naturdrang fühleten, und nur ein einziger Gegenſtand vor ihnen wäre, um denſelben zu befriedigen. Seine Gefühle lehren ihn niemand zu beleidigen.

Seine Gleichgültigkeit gegen äuſſere Gegenſtände, die ihn nicht unmittelbar angehen, um ihm angeneme oder unangeneme Empfindungen zu verurſachen, ſichert ſeine innere Ruhe und Zufriedenheit. (Anmerk. 47.) Unmäſſigkeit im Eſſen und Trinken, oder in der Wolluſt, wer-

den ihm auch nicht zu Schulden kommen. Der Geiz nagt nicht an ſeinem Herzen; Heuchelei, Falſchheit und Verſtellung ſind ihm unbekant. Ungedult und Unzufriedenheit mit ſeinem Schikſale blicken nie hervor. Vorſezlicher Selbſtmord, wird ihm daher nie in den Sinn kommen, der gleichwol ſchon bei einigen Wilden Statt hat *), weil die geſellſchaftliche Verbindung, bereits das Hirngeſpinſt, beleidigter Ehre, oder auch wol Unzufriedenheit mit ihrem Schikſale erzeuget hat. Kurz, der Naturmenſch kennet keine Laſter, und keine erkünſtelte Tugenden, weil beide Kinder Geſellſchaft ſind.

Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß bei einem bloſſen Naturmenſchen, ſich nichts von Religion, nach den gewöhnlichen Begriffen davon, denken und vermuten laſſe. Er handelt blos nach den Trieben, die ihm die Natur eingepräget hat, und folgt ihnen als ſeinen einzigen Geſetzen. Er thut dieſes von ſelbſt, ohne dazu, auf einige Weiſe, gezwungen, oder durch

*) Lafiteau meurs des sauvages, T. I. p. 603. ſagt, daß die Wilden ſehr empfindlich ſind, und ſich, ſchon ſelbſt in der Jugend wegen eines harten Verweiſes, oder wegen einer Beſchämung, mit Schierling vergiften und ſo ihr Leben endigen, welches aber ſchon eine Frucht des Geſellſchaftsſtandes iſt, darin ſie geboren waren.

Nachdenken und überlegte Bewegungsgründe genöthiget zu werden. Er erfüllet auf dieſe Art, freiwillig den Zwek ſeines Daſeyns, welches grade das iſt, was man, im eigentlichen Verſtande, natürliche Religion nennen mögte. Er wird als bloſſer Naturmenſch, dem Weſen des Urhebers ſeines Daſeyns nicht nachgrübeln, und wenn er, welches doch gar nicht wahrſcheinlich iſt, über den Urſprung der Dinge die er um ſich her ſiehet, je nachdenken ſollte, ſo würde er, wenn er die Geſetze einigermaſſen bemerket hätte, nach welchen Alles in der Natur, auf das richtigſte geſchiehet, wol nicht auf die Thorheit, mancher ſich für aufgeklärt haltenden Geſellſchaftsmenſchen, verfallen, und das, worin er ſo viele Ordnung, Weißheit, Macht und Güte, wahrnäme, einem blinden Ohngefähr zuſchreiben. Er würde was er ſähe bewundern und achten; er würde in der Reihe der Dinge, darin er geſezt worden, ohne es zu wiſſen, vielweniger eine Belohnung dafür zu erwarten, ſeine Beſtimmung erfüllen, und ſo dem Zwecke ſeines Daſeyns ein Genüge leiſten, welches, wie ich vorhin geſagt, grade die Abſicht deſſen ſeyn ſoll, was man Religion nennet.

Ob ich nun gleich, m. B. den Naturſtand und den Menſchen der darin lebt, auch ziemlich ausführlich beſchrieben habe, ſo könte doch noch

weit mehr darüber geſagt werden, und ich habe noch Vieles auf meinem Herzen, das ich euch darüber mittheilen mögte; allein, das was ihr gehöret habt, wird genug ſeyn, um euch zu weiterm Nachdenken darüber Veranlaſſung zu geben. Ich weiß keinen Gegenſtand der ſo wichtig, keinen der des weiteren Nachforſchens ſo würdig wäre, keinen der uns zur Kentniß unſerer ſelbſt, als der erſten und nüzlichſten unter Allen, richtiger und beſſer führen kan, als grade dieſen, wenn wir mit Aufmerkſamkeit, und ohne Vorurtheile über ihn nachdenken. Die Geſchichte des Unſinnes und der, unter tauſenderlei Geſtalten, erſcheinenden Thorheiten im Geſellſchaftsſtande, iſt nicht die Geſchichte der Menſchheit, die uns den Menſchen, wie er urſprünglich iſt, und ſeine wahre Beſtimmung, ſollte kennen lehren, ſondern es iſt der Einzelne, von der Natur allein gebildete, wahre und echte Wilde, von dem wir dieſes lernen können. Gleichwol iſt der Naturmenſch, bei aller Mühe die man ſich giebt, die Natur zu erforſchen, und ihre Geſchichte zu erweitern und zu berichtigen, eines der unbekanteſten Thiere auf Erden. Man giebt ſich wenige Mühe ihn kennen zu lernen, und ſchaudert oder fliehet gar zurük, wenn Gelegenheit und Anleitung uns auffordern, und uns ihre Hülfe anbiete, zu ſehen wer er wirklich ſey,

und wer wir, ſeine ausgeartete Brüder, eigentlich ſind. Die Erziehung, die wir erhalten haben, die falſchen und ſtolzen Meinungen, die man uns beigebracht hat, und deren Werth von den Allerwenigſten unterſucht wird; die, von Kindheit auf, uns zur Gewohnheit gewordenen Sitten, und die Lebensart die wir uns angewöhnet haben, ſehen wir als die Natur des Menſchen an, und verwerfen das was damit nicht übereinſtimt. Die Beiſpiele Anderer die wir täglich vor uns ſehen und uns darnach bilden, ſind die Urſach, daß wir keinen Zweiffel unterhalten, der Zuſtand darin wir uns wirklich befinden, ſey der den die Natur für uns beſtimt habe, ob wir gleich ſehen, deß jedes Volk, in Denkungs- und Lebensart, ſo wie in Sitten unterſchieden iſt. Aber das ſtöret unſern angenommenen Glauben nicht, und nur dann regt ſich unſer Erſtaunen, unſer falſches Mitleid, und unſer thörigter Widerwille, wenn uns das Bild des wahren Wilden vor Augen gemalet wird, indem wir durchaus, uns ſelbſt darin nicht erkennen wollen. Wir danken dem Himmel, daß wir nicht ſind wie er, und halten uns ſelbſt glüklicher als ihn, ob es gleich wir nicht ſind, ſondern er. Weg mit dieſer Schwachheit, mit dieſen Vorurtheilen, mit dieſem thörigten Stolze! Will man den wahren Menſchen kennen lernen, ſo muß

man ihn von Allem entkleiden, wodurch er ver⸗mittelſt der vermeinten Verbeſſerungen und arm⸗ſeligen Künſteleien einer mehr oder weniger zwangvollen Erziehung und durch ſchlechte Bei⸗ſpiele iſt verſtellet und verunſtaltet worden. Man muß ihn ſehen wie er aus der Hand der Natur komt, und wie allein ſie ihn dazu bildet, wozu ſie ihn beſtimt hat. Es wird ſich alsdenn zeigen, daß er nur in ſolchem Zuſtande, von den Uebeln frei ſeyn kan, worüber ſich der Geſell⸗ſchaftsmenſch, ſo oft und ſo gegründet beklagt. Phyſiſche Uebel kennet der Naturmenſch, aber nur in geringer Zahl, und erfähret ſie, bei wei⸗tem nicht ſo empfindlich als der civiliſirte. Die moraliſchen Uebel, die Geburten des überſpann⸗ten Geſellſchaftszuſtandes, und mehrentheils die ärgſten unter allen ſind, bleiben ihm, glüklicher Weiſe, unbekant. Der Gedanke den Urſprung des Böſen zu unterſuchen und ſich darüber zu ſtreiten, wird daher dem Naturmenſchen nie ein⸗fallen, weil er keine Veranlaſſung hat die Frage aufzuwerfen: Warum iſt ſo vieles Böſe in der Welt? Eine Frage die jeder im civiliſirten Zu⸗ſtande thun wird, ſobald er ſeinen Verſtand und ſeine Augen zu gebrauchen anfängt, und die ſich nur blos der klügere Menſchenbeobachter, und der un⸗befangene, erfahrne Weiſe, der den Naturſtand des Menſchen kennet, zu beantworten fähig iſt.

Die Abweſenheit der Uebel, und der Genuß des Lebens, nach der reinen Natur, iſt das was menſchliche Glükſeligkeit eigentlich ausmacht. Daß ſie nicht in dem Beſitze von Reichthümern, Ehre, Macht und Anſehen, ſondern in dem Beſitze eines geſunden Leibes, der inneren Ruhe, der Freiheit und in der Abweſenheit der Sorgen, ſo wie in der Unbekantſchaft mit der Furcht vor dem Tode beſtehe, wird der gleich einſehen, der ſeine Augen und ſeine Vernunft, auch nur ein wenig zu Rathe ziehet. Ohne Philoſophie zu kennen, ohne von der Religion, die man bei civiliſirten Völkern, unter ſo mancherlei, oft Lachen erweckenden, Geſtalten antrift, das Geringſte zu wiſſen, erreicht der Menſch der Natur, durch die bloſſe Befolgung ſeiner Naturtriebe, die Abſicht ſeines Daſeyns und den Zwek ſeiner Beſtimmung. So wie der Geſunde, ohne die Quellen des Lebens und der Geſundheit, ohne den inneren Bau ſeines Leibes, ohne ſeine Verdauungskräfte, und was ſonſt zu einem geſunden Körper gehöret, zu kennen, ohne Krankheiten ſeine Tage hinbringt, ſo verlebt auch jener die ſeinigen glüklich, ohne über Glükſeligkeit je nachgedacht, oder dafür Sorge getragen zu haben, und ohne ſich dabei der Entehrungen ſchuldig zu machen, wodurch der erkünſtelte gezähmte Menſch, ſeiner Natur ſo oft herabwürdiget.

Ich will das was ich hier von dem Natur⸗menſchen, und von der Nothwendigkeit ihn näher kennen zu lernen, geſagt habe, mit den Gedanken des groſſen Naturkündigers beſchlieſſen, den ich ſchon vorhin angeführet habe. Ungeachtet er zu Zeiten, auf den Naturſtand nicht wohl zu ſpre⸗chen iſt, ſo entreißt ihm doch die Wahrheit, da ſie ihm den Schleier ſeiner Vorurtheile etwas auf⸗hob, das folgende Geſtändniß: „Der völlig wilde Menſch, wie die unter den Bären aufge⸗wachſenen Knaben, oder der bei Hameln gefun⸗dene Junge, oder die kleine Wilde, die man in Champagne antraf, würde ein ſehr ſonderbarer betrachtungswerther Gegenſtand für einen Phi⸗loſophen ſeyn. Er würde, wenn er ſeinen Wil⸗den genauer betrachtet, die Kräfte der Antriebe der Natur genau beſtimmen und ſie würdigen können; er würde da die Seele vor ſich offen liegen ſehen; er würde alle natürlichen Bewe⸗gungen in derſelben unterſcheiden können; er würde darin vielleicht mehr Sanftes, mehr Zu⸗friedenheit und Ruhe antreffen, als in der ſei⸗nigen; ja, er würde vielleicht deutlich wahrnemen, daß die Tugend dem Wilden mehr eigen ſey, als dem Civiliſirten, und daß das Laſter zuerſt in der Geſellſchaft entſtanden und darin erzeuget iſt." *)

*) Buffon Hist. nat. generale, Tom. V. p. 139. 140.

So einfach nun und ſeinen für ihn beſtimten Vollkommenheiten entſprechend, die Meiſterhand der Natur ihren Wilden auch immer gebildet, und mit Lebenskraft ſo wohlthätig verſehen hat, ſo will dennoch der civiliſirte Menſch sehr viel an ihm ausſetzen, und ihn als ein unvollendetes Geſchöpf anſehen, weil er nicht durch ſogenante Cultur von der Natur entfernet ward. (Anmerk. 48.) Er iſt nicht ſo verkünſtelt, oder vielmehr nicht ſo verderbt als er ſelbſt, darum muß er geringer und weniger vollkommen ſeyn. Um dieſem Stolze das Anſehen zu geben, als ob er gerecht ſey, behauptet man, der Stand der Natur, ja ſelbſt nicht einmal der Zuſtand der Halbwilden, die ſchon in die erſte Dämmerung der ſogenanten Civiliſation eingerükt ſind, könne darum nicht die wahre Beſtimmung des Menſchen ſeyn, weil er Anlagen und Fähigkeiten (Anmerk. 49.) in ſich habe, die erſt entwickelt werden müſten, ehe er auf die wirkliche und höhere Menſchheit Anſpruch machen dürfe. Fragt man, Was denn dieſe Anlagen ſind? ſo rechnet man dahin vorzüglich die Fähigkeiten zu Künſten, Wiſſenſchaften und Sitten.. Allein, wie lange iſt es denn daß wir Künſte und Wiſſenſchaften, verfeinerte Lebensart und hunderterlei veränderliche Geſetze, welche die ſo mannigfaltigen und ſonderbaren Sitten der Völker beſtimmen, unter

civiliſirten Menſchen haben? Waren die, welche Jahrtauſende ohne dergleichen Erfindungen, und ohne ſolche willkürlichen Einrichtungen lebten, weniger Menſchen als wir? Waren unſere Vorfahren, die alten Germanier, vor mehrern tauſend Jahren, nicht geſunder, gröſſer, ſtärker, zufriedener, freier und länger lebend als ihre geſchwächtern, ſich für verfeinert und vervollkommet haltenden Nachkommen? Wie viele ſind wol unter den Millionen, die mit uns zu gleicher Zeit leben, von denen man auch nur einigermaſſen ſagen könte, daß ſie dergleichen Anlagen und Fähigkeiten entwickelt hätten. Unter tauſenden gewis kaum einer. Und wie lange dauert dieſe Entwickelung bei den Wenigen, die durch einige Künſte und Wiſſenſchaften, auf die ſie ſich legten, eine vermeinte gröſſere Vollkommenheit erworben haben? Verlieret ſie ſich nicht ſchon mehrentheils wieder im Alter, und werden ſie nicht oft, an Schwäche, ihren andern unentwickelten Brüdern, noch vor ihrem Tode, wieder ähnlich? Und werden denn die, welche ſolche Vorzüge, als Beweiſe ihrer höheren Menſchheit anſehen, dadurch wirklich glüklicher? werden ſie durch den Beſiz derſelben ruhiger, zufriedener, tugendhafter, beſcheidener? Erlangen ſie dadurch eine dauerhaftere Geſundheit? Sind ſie freier von Ungemach, Elend, Verdruß

und Sorgen, oder findet ſich nicht zu oft, bei den Meiſten, das Gegentheil von dieſem Allen? Man frage den cultivirteſten Menſchen, der für weiſe, reich und glüklich gehalten wird, Ob er nicht über mancherlei Leiden und Bekümmerniſſe zu klagen habe? Man lege eben dieſe Frage dem echten Wilden vor, ſo wird ſie der Erſtere mit Seufzen bejahen, und der Andere ſie mit Befremdung verneinen. Die Urſach davon liegt darin, daß die Glükſeligkeit des gezähmten Menſchen, mehrentheils, blos negativ iſt, und er ſie nach der Abweſenheit der Uebel abmiſſet, die ihn, in ſeinem Zuſtande, nicht ſo wie andere ſeines Gleichen drücken, mit denen er ſich zu vergleichen gewohnt iſt. Dagegen iſt der Wilde nicht allein von ſolchen Uebeln, des verkünſtelten Geſellſchaftszuſtandes frei, ſondern er genieſſet auch, in ruhiger Zufriedenheit, ohne es zu wiſſen, Alles des Guten, welches ihm die Natur beſtimt hat. Er kennet die Eitelkeit, die vermeinte Ehre und Achtung, die Schande und Geringſchätzung nicht, welche der Geſellſchaftsſtand erzeuget und nähret. Er iſt mit dem Mein und Dein, als der Hauptquelle des menſchlichen Unglüks unbekant, und weiß von keinen Sorgen und von keinen Gemüthskrankheiten. (Anm. 50.)

Siehet man nicht, aus der Erfahrung, bei vielen Thieren, nachdem ſie von dem Menſchen,

durch Hunger und andere gewaltſame Mittel, ſind kirre gemacht und gezähmet oder abgerichtet worden, daß auch ſie Fähigkeiten und Anlagen zu Künſten, und, wenn man mir den Ausdruk erlauben will, zu einer Art von Sitten und Lebensart beſitzen, die entwickelt und in Thätigkeit geſezt werden konten? Wird man aber wol, im Ernſte, ſich getrauen zu behaupten, daß dieſelben nothwendig entwickelt werden müſten, damit ſie die Vollkommenheit ihres thieriſchen Weſens erreichen mögen, wozu ſie die Natur beſtimmet haben ſoll? Kann man wol die Fähigkeiten eines Hundes zur Jagd, des Pferdes und des Ochſen zum Ziehen und Pflügen, des Bären zum Tanzen, und die Anlagen in hundert andern Thieren, die der Menſch durch Zwang hervorruft, und zu ſeinem Dienſte, oder auch zu ſeinem Vergnügen, in Thätigkeit ſezt, als Dinge anſehen, wodurch ſie erſt die, von der Natur ihnen beſtimte Vollkommenheit erreichen? Mögte man nicht ebenſowol behaupten, daß die Fähigkeiten der Erde und der Sonnenſtrahlen, erſt müſten entwickelt werden, indem man in Treibhäuſern und auf Miſtbetten, Früchte, auſſer der Jahreszeit, und ſolche hervorbringe, welche die Natur nur für heiſſe Himmelsſtriche beſtimmet hat? Solche Behauptungen verdienen keine ernſthafte Widerlegung. Die wilden Thiere, in

ihrem wahren Naturſtande, ſind weit vollkom̃ner, ſie ſind weit beſſer und glüklicher daran, als jene Gezähmte. Sie gelangen zu der, ihnen von der Natur beſtimten Vollkommenheit, oft innerhalb einem Jahre. Sie bedienen ſich ihrer Inſtinkte, und ihrer, in ihre Hülle, eingewickelt bleibenden, und von uns geringgeachteten Vernunftfähigkeiten, beſſer, ſicherer, geſchwinder und zwekmäßiger als die gezähmten Thiere und Menſchen der ihrigen, die durch die vermeinte Cultur geſchwächt und unvollkommener werden. Es bleibt alſo unwiderſprechlich wahr, daß der Menſch, ſo wenig als die übrigen Thiere, zur Erreichung gröſſerer Vollkommenheit und Glükſeligkeit, dergleichen künſtliche und gezwungene Entwickelungen bedürfe, die ſich ohnehin, bei den wenigen Bedürfniſſen und Vorfällen im Naturſtande, da wo ſie nöthig ſeyn mögten, nach Maasgebung der Umſtände, von ſelbſt äuſſern würden. Je gröſſer und dringender die Bedürfniſſe eines Thieres ſind, um ſo viel erfinderiſcher werden ſich auch, bei manchen derſelben, ihre Fähigkeiten zeigen. Es gehet mit dem Menſchen eben ſo. Bei der unnöthigen und nachtheiligen Vermehrung ſeiner Bedürfniſſe ſteigen auch ſeine Künſte und Erfindungen. Er wird alsdenn, wie man zu ſagen pflegt, immer klüger, ſo daß das was man Klugheit nennet,

ebenfals von ſeinen Bedürfniſſen und Verhält⸗ niſſen abhängt, die der Geſellſchaftszuſtand her⸗ vorbringt. So lange der Menſch von Früchten und Kräutern lebte, war er einfach, unſchuldig unabhängig und ohne beſonderes Nachdenken; ſobald er aber anfing ſich mit Fleiſche zu nähren, ward er verſchlagen und grauſam, um ſich, durch Liſt und Gewalt, Raub zu verſchaffen, und ſeine neuen Bedürfniſſe zu befriedigen. Will man etwa, da der Naturmenſch alles roh genießt und ſich dabei ſehr geſund befindet, unſere Koch⸗ kunſt, und die feine, ſchwelgeriſche Zubereitung der Speiſen, die Weinkünſte, die mehrentheils nichts anders als Arten von Giftmiſchereien ſind, auch zu den Fähigkeiten rechnen, die ent⸗ wickelt werden müſſen? Mögte man nicht eben⸗ ſowol behaupten, der Menſch müſſe, um voll⸗ kommener und glüklicher zu werden, ſeine Fähig⸗ keiten und Anlagen zur Taſchenſpielerkunſt, zur Sophiſterei, zum Betrügen, zur Rabuliſterei und tauſend andern elenden Künſten und Wiſſen⸗ ſchaften, nicht unbenuzt laſſen? Gewis es wäre unendlich mal beſſer für ihn, wenn er ſeine na⸗ türlichen und ihm angebornen Fähigkeiten zum Lauffen, Schwimmen, Scharfſehen, Spühren und andere ihm verliehenen Gaben der Natur, durch das Zahmwerden im Geſellſchaftsſtande nicht verloren gehen, oder wenigſtens nicht

ſtumpf werden lieſſe. Allein, die vermeinten Vervollkommungen, die der Menſch, in Beziehung auf ſich ſelbſt, hervorzubringen glaubt, ſind mehrentheils grade wie die, wodurch er andere Thiere ſchöner und vollkommener machen will. Er ſchneidet den Pferden die Schwänze ab, die ihnen die Natur zur Vertheidigung gegen die Fliegen verlieh, und ſtuzt ihnen, ſo wie den Hunden, die Ohrlöffel ab, die ihnen gegeben würden damit ſie deſto ſchärfer hören mögten; Alles in der Einbildung, daß ſie nun ſchöner und vollkommener geworden! Wie fähig doch wir Menſchen ſind, die weiſe Natur zu verbeſſern!!

Dritte Abtheilung.

Erſte Vorleſung.

Der ſogenante Wilde.

Wenn wir, meine Brüder, anderer Leute Meinungen, nicht ununterſucht und ohne Prüfung nachbeten, ſo gründen ſich unſere eigenen Urtheile, immer auf Vergleichungen. Die welche Ein Menſch über den Andern fället, entſtehen, ſo wie die Meinungen welche Ein Volk von dem Andern unterhält, auf eben dieſe Weiſe. Die Maasſtäbe, bei Vergleichungen ſolcher Art, ſind gewöhnlich die Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheile, die man, durch Erziehung angenommen hat. Eigenliebe und Eigendünkel, ſind dabei mehr thätig als Gerechtigkeit und Wahrheit. In den Urtheilen über wilde Völkerſchaften, zeigt ſich dieſes ganz auſſerordentlich.

Die Kentniß der Wilden und des Zuſtandes darin ſie leben, hält man gewöhnlich für ſehr unnöthig und überflüßig, oder wenigſtens für einen Gegenſtand einer müßigen Neugier: allein, man irret ſich darin gar ſehr. Sie iſt das einzige entſprechende Mittel, um die wahre Beſtim-

mung des Menſchen, und die Art der Glükſeligkeit, welche ihm die Natur zugedacht hat, kennen zu lernen. Wir können die Mängel des Geſellſchaftszuſtandes, die Meinungen, die Vorurtheile, die Laſter die er erzeuget, und den Werth der Tugenden, die darin ihren Urſprung genommen, nicht gehörig einſehen und beurtheilen, wofern wir nicht den civiliſirten Menſchen, mit dem Wilden, und die Lebensweiſe beider, mit einander zu vergleichen fähig ſind. Wenn die Ausbreitung der Europäer in den Ländern die von Wilden bewohnet werden, und darin ſie noch jezt, obgleich wenig zahlreich leben, noch ein oder zwei Jahrhunderte, wie bisher, fortdauert; wenn ſie durch europäiſche Laſter und Grauſamkeiten, mehr und mehr aufgerieben werden, wie lange wird es dann noch wol währen, daß wilde Völkerſchaften, auf dem Erdboden übrig ſind? Nach weniger als fünfhundert Jahren, mögte, wenn nicht Schriftſteller und Reiſebeſchreiber es hinderten, das alsdenn erloſchene Daſeyn derſelben geleugnet, und für eben ſo unglaublich gehalten werden, als jezt ein ehemaliger Naturſtand, für eine Fabel geachtet wird. Es iſt alſo ein wahres Verdienſt, um die Menſchheit und ihre Geſchichte, das was wir von den Wilden und ihrem Zuſtande, während daß ſie noch vorhanden ſind, wiſſen, aufzubehal-

ten, und die welche tauſend Jahre nach uns leben werden, in den Stand zu ſetzen, ihre Sitten und Lebensart, mit der die unter den ehemaligen Wilden Statt hatte, zu vergleichen. Es könte ſeyn, daß ſie daraus vielleicht mehr Nutzen für ihr Lebensglük, und mehr Lehren, zur Verbeſſerung ihrer Sitten zögen, als die Europäer, ſeit der Entdeckung der ſogenanten neuen Welt, aus ihrer Bekantſchaft mit den Wilden, zu ziehen Luſt gehabt haben.

Der Unterſchied den man bei der Vergleichung der gezähmten und ungezähmten, der Wilden: und der Haüsthiere bemerkte, hat ohnzweiffel die Benennung von wilden Menſchen hervorgebracht. Man fand daß dieſe Lezteren, ſich nur wenig von der Natur entfernet hatten, daß ihnen die Lebensart ihrer cultivirten Brüder gar nicht gefiel, und daß ſie ſich dazu nicht bequemen wollten. Dieſes war genug für den Stolz derer die ſich cultivirt und geſittet nennen, die ſich weit vollkommener zu ſeyn dünken als jene weniger Verdorbenen, ſie darum, weil ſie der Natur getreuer verbleiben, Wilde zu heiſſen. Unwiſſenheit liegt dabei mehrentheils zum Grunde, und wenn man die Vorurtheile bedenkt, womit einzelne Menſchen und ganze Völker ſich einander anzuſehen gewohnt ſind, ſo erräth man die Urſachen gar leicht, welche die Gläſer färben,

und die Oberfläche derſelben erhöhen oder vertieffen, womit die Gegenſtände angeſchauet werden. Wunder iſt es daher auch nicht, wenn ſie in einem falſchen Lichte, gegen alle Wahrheit, verſchoben und verunſtaltet, zu gros oder zu klein erſcheinen, und ſo wol die Urtheile als die Meinungen darnach ausfallen.

Diejenigen welche man, heut zu Tage, Wilde nennet, ſind keine Naturmenſchen mehr, und daher auch, im eigentlichen Verſtande des Worts, keine Wilden; eher mögten ſie Halbwilde heiſſen. Man muß überdem einen ſorgfältigen Unterſchied, zwiſchen ſolchen ſogenanten Wilden machen, in deren Nachbarſchaft ſich Anſiedler von civiliſirten, europäiſchen Völkern befinden, und ſolchen die von dieſen in weiter Entfernung wohnen. Die Erſtern ſind mit den Laſtern der civiliſirten angeſtekt, ohne etwas von der weitern Cultur erhalten zu haben, um dieſelben weniger ſichtbar, und vielleicht auch weniger nachtheilig zu machen; die Andern ſind beinahe noch wahre Wilde und dem Naturmenſchen mehr ähnlich, folglich auch weniger verderbet. Die Nordamerikaniſchen Wilden, welche von den Europäern, aus einem groſſen Theile, ihrer ihnen von der Natur angewieſenen Wohnſitze ſind verdrängt worden, und ſie nun zu ihren Nachbarn haben, befinden ſich auf dem allernie-

drigſten Grade der Cultur, wenn man die Anname der Laſter und Thorheiten, mit denen ſie die Europäer bekant gemacht haben, ſo nennen will. Die Wilden die in der Nachbarſchaft der amerikaniſchen Freiſtaaten, oder der ſpaniſchen, portugiſiſchen und holländiſchen Niederlaſſungen wohnen, ſind ſchon ſehr verunſtaltet, und die welche die Engländer zu Nachbaren haben, ſind vielleicht die verderbteſten und unglüklichſten geworden. Die Zeugen die dieſes beſtätigen, ſind zahlreich und glaubwürdig. (Anmerk. 51.) Die Halbwilden, die Vaillant und Parke in Afrika ſahen, gehören zu denen, von welchen man ſagen mögte, daß ſie ſich in einem Geſellſchaftszuſtande befinden, wie ihn die Natur haben will, wenn Menſchen nicht iſolirt leben.

Ganze Völkerſchaften die man Wilde nennet, haben ſchon eine Einrichtung von Lebensart und Sitten, die einer Verfaſſung, ſich geſittet nennender Völker etwas ähnlich iſt, aber dieſelbe, wegen des Einfachen und von der Natur des Menſchen nicht ſehr Abweichenden, in mancher Rükſicht, übertrift. Daß dieſes Leztere kein übertriebener Lobſpruch ſey, beweiſet, unterandern, die ſo häuffige Erfahrung, nach welcher ſich Menſchen, die unter cultivirten Völkern geboren waren, und ihre Erziehung unter ihnen erhalten hatten, wenn ſie unter die Wilden,

ſelbſt unter die roheſten derſelben geriethen, ſich weit leichter an ihre Lebensart gewöhnten, ja dieſelbe ihrer ehemaligen vorzogen als daß die Wilden ſich an die Lebensart civiliſirter Völker gewöhnen ſollten, die ihnen, wenn ſie dazu gezwungen werden, immer unerträglich bleibt. Engländer und Franzoſen, die ſich lange in Amerika aufhielten, haben mich verſichert, daß ihnen Vorfälle bekant geworden, wo Europäer, ſelbſt gut erzogenes Frauenzimmer, nach dem ſie von den Wilden gefangen worden, und mehrere Jahre unter ihnen zugebracht hatten, ſich nicht allein an ihre Lebensart gewöhnten, ſondern ſie ſogar ihrer Zufriedenheit angemeſſen fanden. Raynal *) ſagt, daß viele franzöſiſche Coloniſten in Canada, die Sitten der Europäer verlieſſen, und die Lebensart der Wilden annamen, daß ſie ihnen an Unthätigkeit in Friedenszeiten und an Thätigkeit im Kriege gleich werden; daß ſie ein herumſchweiffendes Leben, eben ſo lieb gewinnen als jene. Ja, er ſezt hinzu, daß mehrere franzöſiſche Officiere vom Range, ſich unter die Wilden haben aufnemen, und, als zu ihrer Völkerſchaft gehörig, haben adoptiren laſſen.

*) Raynal, Histoire philosophique et politique, des Etablissemens et du commerce des Européens, dans les deux Indes. T. VI. p. m. 215.

Dobrizhoffer *) der ſich ſo lange im ſüdlichen Amerika aufgehalten, ſagt, er kenne viele bemittelte Spanier, deren einziger Wunſch war, ihr Leben bei den Quaraniern hinbringen zu können. Er erzehlet daß viele gefangene Spanier, nach ihrer geſchehenen Auslöſung, jauchzend zu den Wilden zurükgekommen wären, um bei ihnen zu bleiben, mit ihnen auf die Jagd und in den Krieg, ſelbſt gegen die Spanier, zu gehen. Ellis **) in ſeiner Reiſe nach der Hudſonsbay, erwähnt, daß verſchiedene des engliſchen Schifsvolks, welches gewöhnlich auf den Schiffen diente, die nach der Hudſonsbay gingen, ſich immer auf die Zeit freueten, die ſie alsdenn unter den Wilden zubrachten, unter welchen ſie ſich ſehr glüklich ſchäzten. Wenn er das dortige Clima und die äuſſerſt ſtrenge Kälte beſchrieben hat, ſezt er hinzu: „man mögte denken daß dieſe Gegenden die traurigſten von der Welt, und die Menſchen die darin leben, die Unglüklichſten auf der Erde ſeyn müſten; allein, weit entfernt daß dieſe Vermuthung wahr ſeyn ſollte, ſo giebt es vielmehr Europäer die in dieſem Lande mehrere Jahre

*) Dobrizhoffer, Geſchichte der Abiponer, Th. 1. S. 18. u. Th. 2. S. 175.

**) Ellis Voyage for the diſcovery of a north-weſt paſſage. S. Barrow's collection of voyages and diſcoveries, Vol. 3. p. 201.

verlebt haben, und es allen andern Ländern vor⸗ ziehen." Bei dieſer Leztern hängt ihre Zunei⸗ gung, nicht von Erziehung und ſogenanter Va⸗ terlandsliebe ab, ſondern ſie entſtehet aus der Vergleichung des Landes und ſeiner Einwohner, aus welchem ſie ausgingen, mit dem in welchen ſie ſich wirklich befanden. Und wieviel muß nicht das Bekentniß eines neuern Reiſenden, dem man Kentniſſe, beſonders in der Naturge⸗ ſchichte nicht abſprechen kan, bei denen gelten, die ohne Vorurtheile über Dinge nachdenken. Vaillant ſchreibt mit Aufrichtigkeit, aus der Fülle ſeines Herzens, nach ſeiner Rükkunft aus Afrika, und nach ſeinem Auffenthalte unter den dortigen Wilden: „er ſey im Anfange des Jah⸗ res 1785, nach einer Abweſenheit von fünf Jahren, wieder in Paris angekommen, und der Zeitraum ſeines Lebens den er unter den Wil⸗ den zugebracht, ſey der einzige den er Aufrich⸗ tung zurükwünſche; der einzige, in dem die Nichtswürdigkeit der Menſchen ihn nicht er⸗ reicht habe; der einzige in dem er ſicher ihren Ungerechtigkeiten und ihrer tyranniſchen Her⸗ ſchaft trozen, und ihrer Wohlthaten entberen konte." Ein beinahe gleichlautendes Geſtändniß legte Leri ſchon vor mehr als zweihundert Jah⸗ ren ab, wie er als proteſtantiſcher Miſſionar, von den Wilden in Braſilien, nach Frankreich

zurükgekommen war. Er geſtehet es ein daß er ſich oft zu den Wilden wieder zurükwünſche. „Ob ich gleich, ſagt er, mein Vaterland immer geliebt habe und noch liebe, ſo muß ich doch bekennen, daß ich mich nicht ſelten nach dem Umgange mit den Wilden zurükſehne, bei denen ich mehr Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit gefunden habe, als unter meinen Landsleuten, die ſich Chriſten nennen, und bei welchen man ſo viele Verſtellung und leere Worte antrift." *) Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den Wilden, denen die Lebensart und die Sitten der civiliſirten Menſchen gar ſehr zuwider ſind. Aus den vielen Belegen womit ich dieſes beſtätigen kan, will ich nur ein paar ausheben. Die erſten amerikaniſchen Wilden, welche Columbus mit ſich nach Europa nam, waren mit ihrem Zuſtande ſo äuſſerſt unzufrieden, daß ſie verzweifelungsvoll, ſich auf den Schiffen ums Leben bringen wollten. Wie man dieſe armen Leute, um ſie daran zu hindern, band und ſie knebelte, geriethen viele in Wuth, die bis an ihren Tod dauerte. Die welche in Spanien ankamen, erſchrekten das Volk, welches herzuſtrömte um ſie zu ſehen, mit ihrem Geheul und Gebrülle, ſo daß man ſie, wegen ihrer fürchterlichen Convul-

*) Leri, Historia navigationis in Brasiliam, p. 301.

ſion, in die ſie verfielen, für Raſende hielt. *) Charlevoix erzehlt von den Caaiguas, einer kleinen wilden Völkerſchaft im ſüdlichen Amerika, die ihren Auffenthalt in den Wäldern hat, daß, wenn die Spanier einige von ihnen fingen, dieſe Wilden lieber verhungern wollten, als ſich zähmen laſſen. Sobald ſie ſich in eine Stadt eingeſchloſſen ſahen, wurden ſie ſchwermüthig und ſtarben bald. Gleichwol leben dieſe Menſchen, die in kleinen Hauffen herumſchweiffen, blos von dem Glücke der Jagd, und wenn ihnen dieſe, da ſie nicht für den andern Tag ſorgen, mislingt, ſo ſuchen ſie Würme, Schlangen und Ameiſen, um ſie zu eſſen. Sie folgen den Affen bis oben auf die Bäume nach, um ſie zu erhaſchen, ſie erklettern die Spitzen derſelben, eben ſo ſchnell wie dieſe. **) Man erinnere ſich hiebei der Grön- und Isländer, die nach Copenhagen, und an den lapländiſchen Mann und die lapländiſche Frau, die nach Paris gebracht wurden. Bei aller menſchenfreundlicher Behandlung waren ſie untröſtlich und verzweifflungsvoll, ſie grämte ſich aufs Aeuſſerſte, ja wol zu Tode.

*) Dappers Beſchreibung von Amerika, fol. 41.

**) Charlevoix's History of Paraguay, Vol. I. p. 339, dieſer engliſchen Ueberſetzung, London 1769. 8vo.

Daß nach dieſen angeführten Zeugniſſen, der unter Civiliſirten Erzogene, ſich leichter an die Lebensart der Wilden, als dieſe ſich an die ſeinige, gewöhnen, gegen welche ſie eine unüberwindliche Abneigung haben, kan in den Augen des Menſchenkenners nicht auffallend ſeyn, weil in ſolchen Fällen, der ſogenante aufgeklärte Menſch, nur näher zur Natur und zu ſeiner Beſtimmung zurükkehret; dagegen der Wilde, im umgekehrten Falle, ſeine Natur verleugnen ſoll, um unnatürlich und künſtlich zu werden. Wird es hier ſchwer ſeyn die Frage zu beantworten, welches von beiden am leichteſten und angenemſten ſey? Wird man Mühe haben zu entſcheiden, Ob der Menſch im Stande der Wildheit, oder im verfeinerten Geſellſchaftsſtande, ſeiner Beſtimmung am nächſten komme?

Da die meiſten heutigen Wilden ſchon in einer Art von Geſellſchaftsverbindung leben, ſo wird hier der Ort ſeyn, ehe wir von ihnen umſtändlich reden, etwas von dem Uebergange aus dem eigentlichen Naturſtande, in den der Geſellſchaft zu ſagen. Wie die Menſchen noch in geringer Zahl, auf einer weiten Strecke Landes lebten, irreten ſie einzeln, oder auch in kleinen Hauffen, auf eben die Art wie andere Thiere umher. Sie ſuchten ihre Nahrung wo ſie konten, und namen ihr Nachtlager, da wo Dun-

kelheit und Müdigkeit ſie befielen, auf freiem Felde, unter einem Baume oder auf demſelben, in Gebüſchen oder in einer Höhle. Sie behielten ihre Ruheſtätte, entweder auf eine längere Zeit, oder ſie veränderten dieſelbe wie es der Zufall oder andere Umſtände an die Hand gaben. Nun ereignete es ſich vielleicht daß ein männliches und weibliches Menſchenthier, zur Zeit der Begattung, ſich länger zuſammen hielten und unter demſelben Baume, oder in derſelben Höhle, mit einander beiſammen lebten. Vielleicht baueten ſie ſich bald eine Hütte von Zweigen, oder von Koth und Steinen, oder ſie gruben eine Höhle die ſie oben bedekten, wie etwa die Kamtſchadalen ihre Winterhäuſer, um ſich darin gemeinſchaftlich aufzuhalten. (Anmerk. 52.) Sie behielten ihre miteinander erzeugten Kinder bei ſich, und ſo entſtand eine kleine, von ihnen ſelbſt herrührende, ſich vermehrende Geſellſchaft, die wir eine Familie zu nennen pflegen. Da auch der echte Wilde, ein hohes Alter erreicht, ſo konte es leicht geſchehen, daß ein Hauß- oder Stammvater, ſeine Nachkömlinge, bis ins vierte ja wol fünfte Glied ſah. Die Kinder beiderlei Geſchlechts, die zahlreich wurden und heranwuchſen, fingen an bei dem Eintritte der Mannbarkeit, ſich zu begatten, (Anmerk. 53.) und die Vermehrung nam ſo zu, daß ihnen der Raum zulezt

zu enge ward, daher ſie ſich weiter auszubreiten ſuchen muſten. Wahrſcheinlich iſt dieſes der erſte Urſprung der Geſellſchaft, und man ſiehet daraus, daß nicht Bedürfniſſe und Noth, die erſte Veranlaſſung dazu gegeben haben, ſondern der oben angeführte Hang des Menſchen zur Geſelligkeit. Jeder lebte in ſolcher Geſellſchaft in unbeſchränkter Freiheit, weil der Menſch, der Natur gemäß, ſein eigener Herr ſeyn will.

Sehr natürlich war es, daß in ſolchen kleinen Geſellſchaften, eine Art von Sprache entſtand, vermittelſt der man ſich die äuſſerſt wenigen Jdeen, welche Bedürfniſſe und Gefühle erzeugten, einander mittheilte. Die Zeichen welche dazu dienten, waren entweder Laute der Stimme, oder Bewegungen der Glieder, der Augen und Veränderungen der Geſichtszüge. Die Zeichenſprache iſt die Mutter aller übrigen; ſie iſt die bedeutenſte, die nachdrüklichſte, und die Sprache der Augen und Geberden wird leicht verſtanden. Die Zahl ſolcher Zeichen, wozu hernach Laute oder Worte kamen, war äuſſerſt gering, obgleich hinreichend, die wenigen Gedanken, deren man fähig war, zu äuſſern. Für jeden neuen Gegenſtand, für jede durch die Sinne zum erſten Male erwekte Jdee, müſte ein neues Zeichen erfunden werden. Dieſe natürlichen Zeichen und Laute, deren Erfindung erfolgen muſte, wenn

auch nur wenige Menſchen ſich eine Zeitlang bei einander aufhielten, bildeten mancherlei Sprachen, ſo daß jede entſtandene Familie ihre eigene hatte, die alſo auch nur, mit Ausname der Zeichenſprache, von denen konte verſtanden werden, die zu derſelben gehörten. Die Heidenbekehrer, fanden im nördlichen Amerika, innerhalb zehn bis zwölf deutſchen Meilen, wol zehnerlei Sprachen, die insgeſamt an Worten ſehr arm waren, und darin man, von den ſogenanten Theilen der Rede (partes orationis) gewis wenig Spuren antraf. *)

Dieſe ſo verſchiedenen Sprachen, ſind ein neuer Beweiß zu dem ſchon oben Geſagten, daß ſie ein Werk der Kunſt ſind. Wäre die articulirte Sprache dem Menſchen natürlich und nothwendig, ſo müſte ſie, wie die Sprache der Augen und der Gebärden, über der ganzen Erde einerlei ſeyn, und der Naturmenſch müſte ſie ſchon, ſobald die Sprachorgane ihre gehörige Veſtigkeit erhalten haben, ohne Mühe und Kunſt reden können. Man kan auch ſicher ſchlieſſen, daß diejenigen wilden Völker, ſich am wenigſten von der Natur entfernt haben, deren articulirte Sprache ſehr dürftig und deren Ausrede ſehr unvollkommen iſt. Ihr Vorrath von Vorſtel-

*) S. Journal de Trevoux, Decembre 1747.

lungen und Begriffen, iſt noch ſehr gering, und die Kunſt ſie andern deutlich mitzutheilen, noch in ihrer Kindheit.

Ein anderer Urſprung der Sprachen, als der vorhin gemeldete, läßt ſich nicht gedenken, und ſo wie es aller Erfahrung widerſpricht, ſo überſteigt es allen Glauben, daß irgend eine Sprache, von einem einzigen Menſchen ſollte erfunden ſeyn, der ſie den übrigen ſeines Stammes oder ſeines Volkes beigebracht und gelehret hätte. Da auch in jeder Familie, die in der Folge ein Stamm oder eine Völkerſchaft wurde, ſich, wie ich vorhin bemerket habe, eine eigene Sprache bildete, ſo iſt die Meinung völlig ohne Grund, daß es eine erſte Urſprache gegeben, von der die übrigen abſtammen, oder von ihr hergeleitet wären. Weil indeſſen, ſowol die erſten Zeichen- als auch articulirte Sprachen, ſich auf wenige Bedürfniſſe bezogen, und gewiſſermaſſen von der Natur ſelbſt eingegeben waren, ſo müſſen ſie einander ziemlich ähnlich, und wegen der Wenigkeit der Zeichen und Laute, leicht zu erlernen ſeyn. Man hat wilde Völker angetroffen, deren ganze Sprache kaum aus hundert Worten beſtand, welche insgeſamt Zeitwörter waren, wodurch ſie ihre Ideen ausdrükten. Man mögte behaupten daß der Wilde, unter andern, auch darum glüklich ſey, weil ſeine Sprache aus ſo

wenigen Worten beſtehet und er keine Sprachlehre kennet, auch keine fremde Sprachen zu erlernen, oder Bücher zu leſen nöthig hat. (Anmerk. 54.) Die geringere Claſſe unter civiliſirten Völkern, kan, in dieſem Stück, keinesweges mit den Wilden verglichen, oder wie dieſe glüklich geprieſen werden, denn der arme Bauer muß mancherlei Sprachformeln lernen, zu welchen man, wie ich oben geſagt, die welche ſich auf Abgaben, auf den Catechismus, ſo wie auf die Soldatenübungen beziehen, vorzüglich rechnen kan. Der glükliche Wilde weiß von Allem dieſen nichts.

Ward eine wilde Familie zahlreicher, muſte ſie ſich, wegen Mangel an Raum und Nahrungsmitteln, ausbreiten und ſich von einander trennen, ſo erkanten ſich die, welche zu derſelben gehörten, an ihrer Sprache wieder, und ſahen ſich als Freunde an. Andere hingegen die nicht von ihrer Familie abſtammten, und ihre Sprache nicht redeten, bliſten auf ſie mit einer Art von Fremdheit und Geringſchätzung; man verſagte ihnen das geſellige Zutrauen, welches der Naturmenſch gegen ſeines Gleichen äuſſert, wofern man ſie nicht gar als Feinde betrachtete. Ohnzweiffel war die Erfindung der articulirten Sprache das erſte Nachtheilige, welches die genauere Geſellſchaftsverbindung über das menſchliche Geſchlecht

brachte. Ein in Amerika, vor mehr als hundert Jahren, geborner Schriftſteller ſchreibt, „Jede Provinz, jede Nation, ja, hin und wieder, jedes Dorf hatte ſonſt ſeine eigene Sprache, die von der welche ihre Nachbarn redeten, unterſchiedeu war. Die welche ſich einander verſtanden, nannten ſich Anverwante, Freunde, Verbündete. Die hingegen welche ſich nicht verſtanden, wurden als Feinde angeſehen, führten grauſame Kriege gegen einander, in denen es ſoweit ging, daß ſie ſich wie wilde Thiere von verſchiedener Gattung anſahen, und ſich ſogar einander fraſſen." *) Die Sprache alſo ward die Urſach der Feindſchaften, Fehden und Kriege, in welche faſt alle, auf der geräumigen Erde, ſich bildenden kleinen Völkerſchaften, bei dem Anfange ihres Entſtehens, verwickelt wurden. Thörigterweiſe hielt man die, welche man nicht verſtand, für eine Art anderer Geſchöpfe, und es iſt in der Folge, bei der Verſchiedenheit über

*) Garcilasso della Vega, b. I. c. 14. Wenn ich gleich die Wahrheit deſſen was in der angeführten Stelle geſagt wird, nicht bezweifle, ſo muß ich doch hinzuſetzen, daß die Geſchichte, die unter dem Namen Garcilasso della Vega 1758 zu Madrid herauskam, nicht vielen Glauben verdiene. Ich werde in der dreizehnten Vorleſung mehr hierüber ſagen.

Religions-

Religions- und politiſche Meinungen, faſt eben ſo gegangen. Noch jezt kämpfen die amerikaniſchen Stämme und Völkerſchaften, die durch die Verſchiedenheit der Sprachen von einander getrennet ſind, faſt immer gegen einander, die beſtändigen Kriege die ſie unter ſich führen, haben ſchon manche derſelben ganz vertilgt, und eben dieſer Unterſchied der Sprachen, der ſie nie einig ſeyn läßt, mögte, nebſt der immer weitern Ausbreitung der Europäer in Amerika, wol zulezt die Wilden darin ganz aufhören laſſen.

Wenn eine Familie auf die obgedachte Weiſe entſtanden war, wenn ſie ſich vermehret hatte, und mit ihrem Unterhalte beſchäftigen muſte, konte es wol nicht anders ſeyn, als daß ſie nicht allein ihre Hütten, und Höhlen, ſondern auch die Gegend darin ſie ſich befanden, als ihnen zugehörig anſah, und ſich dieſelbe anmaßte, um mit Ausſchlieſſung anderer, ihren Unterhalt darin zu ſuchen. Dieſes gab die erſte Veranlaſſung ſich etwas als Eigenthum zuzueignen, wovon der Naturmenſch nichts weiß. Es ſcheint zwar als ob mit der Neigung der Menſchen und verſchiedener andern Thiere, zum Geſellſchaftsleben, eine gewiſſe dunkle Vorſtellung des Eigenthums verbunden ſey; es mögte aber eben ſo wenig auf einen Beſiz von langer Dauer gehen, als Gegenſtände des geſelligen Triebes lange dieſelben ſeyn

würden. So wie die Mutter ihr Junges, wie andere Thiere das ihrige, ſo lange als ihr Eigenthum anſehen, es ernähren, und auf das ſtärkſte beſchützen und vertheidigen, bis es im Stande iſt ſich ſelbſt zu helfen. Alsdenn werden beide einander gleichgültig werden, und ſich, wenn ſie getrennet ſind, vergeſſen. Man will bemerket haben, daß die Hüner auf einem Hofe, die nur einem Hahne zugehören einen fremden Hahn fliehen; daß dieſer vor dem Erſtern furchtſam wird und ſich davon macht. Wäre dieſe Beobachtung allgemein wahr, ſo würde ſie einen dunkeln Begrif vom Eigenthume, in dieſem Falle, gewiſſermaſſen verrathen. Es iſt aber wol die Zähmung dieſer Thiere und daß ſie durch Zwang und Gewohnheit, in dieſem Geſellſchaftszuſtande leben, die wahre Urſach davon.

Das Eigenthum, dieſe Quelle der gröſten Leiden welche das menſchliche Geſchlecht betroffen haben, iſt eine andere Folge der erkünſtelten Geſellſchaftsverbindungen, und eines bürgerlichen Geſellſchaftszuſtandes. Der Wilde iſt zwar auch ſchon in eine Art von Geſellſchaftsſtande eingetreten; allein er iſt darin bei weiten noch nicht ſoweit gegangen, und darin ſo unglüklich geworden als die Völker die ſich geſittet nennen.

Zwote Vorleſung.

Eintheilung der ſogenanten wilden Völker.

Man kan die Völkerſchaften, die noch auf der niedrigſten Stufe der Cultur oder der Geſittetheit ſtehen, am füglichſten nach den Beſchäftigungen eintheilen wodurch ſie ſich ihren Lebensunterhalt verſchaffen. Freilich ſind die Nahrungsmittel, bei allen, einzeln betrachtet, nicht einerlei; aber es komt hier nur auf die vornemſten und gewöhnlichſten an, deren Verſchaffung ſich eine Völkerſchaft vorzüglich angelegen ſeyn läſſet.

Hier giebt es zuerſt ſolche, die gröſtentheils von friſchen Fiſchen leben, und wenn ſie dieſe nicht haben, von getrokneten, vielleicht halb verfaulten. Man kan zu dieſen die ſchon angeführten Ichthyophagen, und jezt die Esquimeaux, die Grönländer, die Feuerländer oder Peſcherais, und vielleicht noch einige andere rechnen. Der kalte, äuſſerſt unfruchtbare Himmelsſtrich, darunter dieſe Menſchen leben, und die Nähe des Meers, welches ihnen Fiſche und andere Seethiere reichlich darbietet, ſind die Urſach warum ſie dieſe Nahrungsmittel vorzüg-

lich gebrauchen, und ſie, weil ſie daran gewöhnet ſind, allen übrigen vorziehen. So bedaurenswürdig dieſe Völkerſchaften ihren üppig erzogenen Brüdern, auch immer vorkommen mögen, ſo zufrieden ſind ſie gleichwol mit ihrem Zuſtande, und fühlen ſich dabei glüklicher als der Sybarit der ſich an verſchwenderiſchen Tafeln nähret. Forſter der unter den Feuerländern war, und von ihrer Heimat, ſo wie von ihnen ſelbſt, die traurigſte, und in unſern Augen mitleidenswürdigſte Beſchreibung macht, ſagt gleichwol, „daß ſie ihrer Lebensart vor allen den Vorzug geben, und daß keiner von ihnen ſein rauhes ödes Land, mit einem ſchönen Himmelsſtriche, ſeine elende ſchmutzige Hütte, mit einem bequemen europäiſchen Wohnhauſe, ſein armſeliges Robbenfell, das den Leib kaum zur Hälfte bedekt, mit den beſten europäiſchen Kleidern, und ſein halbverfaultes Robbenfleiſch, gegen ein wohlſchmeckendes Gericht vertauſchen werde." *) Wie unglüklich ſich die Grönländer und Isländer hielten, die man nach Dänemark brachte, um ſie daſelbſt, wie man dachte, glüklich zu machen, und wie ſie, in Verzweiffelung und Gram, ihr Leben endigten, habe ich vorhin er-

*) Forſters Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt, Berlin 1783. 8vo. S. 267.

wähnet. Sie bewieſen indeſſen, daß der Menſch, nach der Natur, dem Flecke wo er geboren wurde, zugethan bleibt, und, wenn er nicht durch Unterdrückungen und Verfolgungen, durch Gewinſucht und Wucher, oder durch Landplagen anders geſtimmet wird, denſelben nicht leicht verändern werde; daß ſeiner Bedürfniſſe nur äuſſerſt wenige ſind, um zufrieden und glüklich, ſeiner Beſtimmung nach, zu leben; ſie beweiſen aber auch zugleich, daß die meiſten künſtlichen Mittel, welche, der ſich klug und verfeinert Dünkende, dazu für nöthig hält, Thorheiten und Einbildung ſind, die das nicht hervorbringen können, was er mit Mühe und Koſten dadurch zu bewirken denkt. (Anmerk. 55.)

Auf dieſe Wilden, welche gröſtentheils von Fiſchen leben, mögen die folgen, welche von der Jagd und dem Fleiſche wilder Thiere ihre Nahrung hernemen. Zu dieſen gehören die meiſten Nordamerikaniſchen Völkerſchaften des veſten Landes, die nicht von europäiſcher Abkunft ſind, die vorhin erwähnten Esquimeaux etwa ausgenommen. Gleichwol geben ſich auch dieſe mit der Jagd ab, wenn ſie Gelegenheit dazu haben; ſo wie die Erſteren auch wol etwas Feldbau treiben, und den Fiſchfang, in den Flüſſen und Landſeen, nicht vernachläßigen. Die Jäger ſind wol die roheſten unter denen die man

Wilde nennet. Die Völkerſchaften die daraus beſtehen, ſind keinesweges zahlreich, denn ſie brauchen einen weiten Strich Landes, um ſich darauf zu ernähren. Sie fürchten eine groſſe Bevölkerung, weil ſie ihrem Unterhalte, der von dem zufälligen Glücke der Jagd abhängt, nachtheilig seyn würde. Die Anzahl der wilden Thiere verringert ſich, wie ich ſchon bemerket habe, da wo ſich die Menſchen vermehren. Der weit und einſam herumirrende Jäger, der oft lange von ſeiner entfernten Hütte abweſend iſt, gehöret auch zu den am wenigſten geſelligen Menſchen; ſeine Sitten ſind darum vorzüglich wild, weil er mit den Thieren, ſo wie oft mit ſeines Gleichen, in einem immerwährenden Kriege verwickelt iſt. Bei ſeiner Lebensart iſt er geſund, gegen Hunger und Durſt, gegen Witterung und Beſchwerlichkeiten abgehärtet, denn er bringt oft Wochen hin, wo die bloſſe Erde ſeine Ruheſtätte und der Himmel ſein Obdach iſt. Dabei iſt er liſtig und verſchlagen, und hängt der Unthätigkeit nach, wenn der Hunger ihn nicht naget. Da dieſe Menſchen ſo ſehr an Blut, und an den Anblik des Todeskampfes, bei ihrer Lebensart, gewöhnet werden, ſo ſind ſie zur Grauſamkeit geneigt, und ihr Betragen, welches den ſtärkſten Hang zur Freiheit verräth, iſt trotzig und verwegen.

Sehr auffallend unterſcheiden ſich von dieſer Art Menſchen, die deren Nahrung gröſtentheils in Gewächſen, in Kräutern, Früchten und Wurzeln beſtehet. In den älteſten Zeiten gehörten die Rizophagen oder Wurzelfreſſer, die Hylophagen oder Holzfreſſer, deren ich ſchon oben, aus dem Diodor, erwähnet habe, zu denſelben. Unſre alten Deutſchen, deren viele auch, zum Theil von Eicheln und Wurzeln lebten, mögte man ebenfals zu dieſer Art von Halbwilden rechnen. Die Bewohner der Inſeln des Südmeers, die unter ihren Cocos-, ihren Maulbeer- und ihren Brodfruchtbäumen, ſehr glüklich, ehe die Europäer zu ihnen kamen, lebten, und ſich von den Früchten derſelben, ſo wie von Fiſchen und einigen Thieren, nähren, werden von uns auch Wilde genant. Indeſſen ſind ſie doch, ob ſie gleich wol zu Zeiten gar ihres Gleichen freſſen, und einige ſich trozig und grauſam gegen Feinde bezeigen, denen ſie gewachſen zu ſeyn glauben, dennoch von einem ſanfteren Charakter, als die vorhin genanten wilden Völkerſchaften. Der angeneme Himmelſtrich unter welchen ſie leben, und ihre Nahrungsmittel, tragen ohnzweiffel vieles dazu bei. Ihre Einrichtungen, die ſie unter ſich haben, zeigen auch dem der ſie ohne Vorurtheile betrachtet, daß ſie, in mehrerer Hinſicht, den Namen einer geſitte-

ten Völkerſchaft eher verdienen, als viele die ſich denſelben anmaſſen, und ſtolz darauf ſind, wenn gleich ihr Recht zu ſolcher Anmaſſung äus- ſerſt zweiffelhaft iſt.

Schon zu einem höhern Grade der Cultur, glaubt man die aufgeſtiegen zu seyn, die einige Thierarten bezähmet und ſie in Heerden zuſam- mengebracht haben, mit welchen ſie von einem Orte zum andern ziehen, um ihnen Futter zu verſchaffen. Sie ſelbſt nähren ſich von demjeni- gen, was ihnen ihre Heerden an Fleiſch und Milch zur Nahrung darbieten, und bedienen ſich ihrer Häute, ſo wie der Wolle ihrer Schafe, um Kleidungsſtücke daraus zu verfertigen. Da das Hirtenleben dieſer Menſchen, dem Müßig- gange günſtig iſt, ſo iſt es wol eine natürliche Folge deſſelben, daß der Umgang mit dem an- dern Geſchlechte häuffiger iſt, und mehr geſucht wird, als bei den vorhergenanten Wilden, die ihre Weiber geringſchätzen, und ſie alle beſchwer- liche Arbeit verrichten laſſen. Die Verſchlagen- heit des weiblichen Geſchlechtes, eine Eigenſchaft die ſehr von der unterſchieden iſt, die man Klug- heit und Verſtand nennet, hat ſich auch unter den Horden der Hirtenvölker, jene Zuneigung der Männer wohl zu Nutze zu machen gewußt. Nicht allein in ihren Familien genieſſen ſie An- ſehen, ſondern haben auch nicht ſelten einen Ein-

fluß, auf die Berathſchlagungen ihrer ganzen Völkerſchaft. Dieſe herumirrenden Familien halten ſich nicht lange an einem Orte auf, ſondern verändern denſelben oft, um ihren Heerden friſche Weide zu verſchaffen. Sie erkennen alſo das Eigenthumsrecht zu einem Wohnorte, nicht anders, als in ſo fern ſie das ganze Land, als ihrer Völkerſchaft zugehörig anſehen. Da ſie indeſſen ihre Heerden und ihre Hütten, als ihr Eigenthum betrachten, ſo finden ſchon gewiſſe Verhältniſſe und Rechte Statt, die ſich darauf beziehen, und ſie, in dieſer Rükſicht, zu Völkern machen, bei denen es mit der Civiliſation ſchon weiter gedien iſt, als bei den Wilden, die noch kein eigentliches Eigenthumsrecht unter ſich eingeführet haben. Die tatariſchen Horden, die herumirrenden arabiſchen Stämme, die Kraale der ſüdlich afrikaniſchen Völkerſchaften, könte man zu dieſen Hirtenvölkern vorzüglich rechnen. *) Von dem gutmüthigen Charakter dieſer Leztern, die man mit dem ſo verachteten Namen der Hottentotten belegt, macht uns Vaillant, in ſeiner afrikaniſchen Reiſe, eine ſolche Beſchreibung, daß man wünſchen mögte,

*) Wer ſie alle, ihren Namen nach, wiſſen will, der wird ſie in Meiners Grundriſſe der Geſchichte der Menſchheit, S. 85. finden.

die ganze Erde wäre von ſolchen guten Menſchen bewohnet. *) Wunder iſt es daher nicht, wenn er, wie ich ſchon vorhin angeführet habe, ſeinen Auffenthalt unter ihnen, für die glüklichſte Epoche ſeines Lebens hält, und klagt, daß er verurtheilet ſey, jene afrikaniſchen Wüſten, und ihre Bewohner, nach welchen er ſich zurükſehnte, nur wie im Traume wieder zu ſehen. **) Warum dieſe Hirtenvölker, die man, nach dem Griechiſchen, Nomaden nennet, um ſie von den zuerſt genanten Wilden zu unterſcheiden, auch Barbaren genant werden, ſehe ich nicht wohl ein. Die Griechen ein eingebildetes und eitles Volk, belegten alle die, mit dem Namen Barbaren, die nicht ihre Sitten hatten, und ihre Sprache, entweder gar nicht oder gebrochen redeten. Sie würden auch uns, ſo cultivirt wir uns auch zu ſeyn dünken, ebenfals mit dieſem Namen beehret haben.

Man ſagt es verſchiedenen nomadiſchen Völ-

*) Sparmann läßt ihnen, in ſeiner Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, S. 72 ff. ebenfals Gerechtigkeit wiederfahren. Büffon dagegen, aus Vorurtheilen, und weil er ſie nicht kante, macht eine ſcheußliche Beſchreibung von ihnen. Hist. naturelle Quadrupedes, Tom. VII. p. 34. 35.

**) Er ſoll wirklich zu ihnen zurükgekehret ſeyn.

kerſchaften, beſonders denen die von arabiſcher Abkunft ſind, mit Wahrheit, nach, daß ſie zum Rauben ſehr aufgelegt ſind; daß ſie die Reiſenden oft ausplündern, ihre mehr civiliſirte Nachbarn überfallen, und ihre Länder verwüſten. Da dieſe Horden keine Häuſer, Dörfer und Städte unter ſich haben, ſondern dergleichen verachten und verabſcheuen, ſo iſt es eben kein Wunder, wenn ſie die ihren Nabarn zugehörigen zerſtören, und ihre angebaueten Länder verwüſten. Sie ſehen dergleichen bürgerliche Einrichtungen, als Dinge an, die der Freiheit des Menſchen nachtheilig und gefährlich ſind, daher ſie ſich kein Bedenken daraus machen ſie zu vernichten. Indeſſen vergreiffen ſie ſich ſelten an dem was Andern, von ihrer eigenen Völkerſchaft, zugehöret; und wenn ſie gleich unbekante Fremde und Reiſende, die ihnen in die Hände gerathen, ohne Umſtände ausplündern, ſo beweiſen ſie doch gegen die, welche ihnen empfohlen ſind, oder um ihren Schutz bitten, die Gaſtfreiheit in einem hohen Grade, und ſorgen ſogar, wenn ſie weiter reiſen, für ihre fernere Sicherheit. Auf ſolche Weiſe, wird das einigermaſſen wieder vereiniget, was durch entſtandene Völkerſchaften, und durch Verſchiedenheit der Sprachen, von einander getrennet wurde, und die Naturrechte des Menſchen werden wieder geltend, gegen die,

wilkürlich und nach Umſtänden, eingeführten Rechte und Gewohnheiten der Geſellſchaft.

Dritte Vorleſung.

Ueber den Charakter der Wilden.

Um, meine Brüder, den Charakter des ſogenanten Wilden näher kennen zu lernen, müſſen wir unſere Augen beſonders auf diejenigen unter ihnen richten, bei denen die natürliche Menſchheit, durch Einführung eines erkünſtelten Geſellſchaftszuſtandes, noch am wenigſten iſt verändert worden. (Anmerk. 56.) Die amerikaniſchen Wilden und die Bewohner mancher neuentdekten Inſeln im Südmeere, ehe ſie noch von den Europäern verderbet worden, mögten wol vorzüglich hieher gehören. Diejenigen die durch Kriege, Handel und einigen Umgang, mit den Sitten und Laſtern civiliſirter Völker, ſind bekanter geworden, müſſen wir davon ausnemen, ſo wie die Einwohner einiger Societäts- und freundſchaftlichen Inſeln. Auf Taiti fand man ſchon Rangordnung, verfeinerte Ueppigkeit, ja eine Art von Ariſtokratie und Deſpotie, davon der eigentliche Wilde, der durchaus für Freiheit

iſt, nichts wiſſen will. Von dieſem Leztern ſagt Forſter: *) „der Hang zur Unabhängigkeit, verurſacht bei ihm, ein beſtändiges Mistrauen; die geringſten Kleinigkeiten werden Beleidigungen, und die Rache entbrennet gar bald.“

Dieſen ſtarken Trieb des Wilden zur Freiheit, mögte ich als das Erſte in ſeinem Charakter anſehen. Er will von keinen groſſen Aufopferungen derſelben etwas wiſſen, die, wie man ſagt, zum allgemeinen Beſten nöthig ſind und daher gemacht werden müſſen, obgleich der groſſe Hauffe wenig oder nichts dabei gewinnet, ſondern vielmehr ſtark dabei verlieret, und nur eine kleine Anzahl, auf Koſten der Uebrigen, ſich dadurch erhebt, ſich Bequemlichkeiten, Ueberfluß, Anſehen und Macht verſchaft. Der Wilde wird, von Kindesbeinen an, zur Freiheit gewöhnet und dazu erzogen. Die Mutter die ihre Kinder aufs Aeuſſerſte liebt, und ſie bis ins fünfte oder ſechste Jahr zu ſäugen pflegt, behandelt ſie äuſſerſt zärtlich und nachſichtsvoll, als ob ſie die Unabhängigkeit derſelben ſchon anerkenne; wie Lafiteau ausführlich erzehlet. (Anmerk. 57.) Man ſucht ſie durch Vorſtellungen zu lenken, aber auch dann nicht wider ihren Willen. An Schläge, Einſperren, an Schelten

*) Am a. O. S. 284.

und an bittere Verweiſe iſt gar nicht zu denken. Sie können herumlauffen und thun wie ſie wollen, ohne von Seiten der Eltern, oder ſonſt jemandes, Verweiſe und Vorwürfe zu beſorgen. Was ſie zu lernen haben iſt äuſſerſt wenig, und die Belehrung die ſie erhalten, geſchiehet mehr durch Beiſpiele, die ſie vor ſich ſehen, als durch mündlichen Unterricht. Auf dieſe Weiſe, iſt ihre Kindheit und Jugend die glüklichſte; ſie fühlen ihre Unabhängigkeit, und wachſen als freie Menſchen heran. Natürlicher Weiſe muß hieraus bei ihnen eine Liebe zu ihrem Vaterlande entſtehen, und zu dem Volke, unter welchem ſie geboren wurden. Hart, ſehr hart, muß es ihnen daher vorkommen, von Fremdlingen, von Europäern, die bei ihnen ohnehin in Verachtung ſtehen, aus den weiten Grenzen ihrer Heimat, welche ihnen die Natur anwies, vordrängt zu werden. Die Liebe zu ihren darin begrabenen Vorfahren, die Liebe zum Lande ihrer Geburt, worin ſie glükliche Tage verlebten, kan ihnen dergleichen nicht anders als äuſſerſt empfindlich machen. Wer einige Gefühle der Menſchlichkeit beſizt, wird nicht ohne Achtung für die Wilden, und ohne Mitleid über ihr Schikſal, ſich an die groſſe und ſchöne Antwort erinnern, die eines ihrer Oberhäupter den Engländern gab, die ihnen anmuten waren das Land ihrer Väter

zu räumen. „Wie, ſagte der gute Indianer, könt ihr dergleichen verlangen? Wir ſind in dieſem Lande geboren, unſere Väter ſind darin begraben. Sollten wir zu den vermoderten Gebeinen unſerer Vorfahren ſagen: Stehet auf und wandert mit uns in ein fremdes Land?" Wie ſehr rechtfertiget dieſe Vaterlandsliebe ihren Haß und ihre Kriege gegen die Europäer, ihre Unterdrücker!

Der Stolz der Wilden, und das innere Gefühl ihres Vorzuges, vor Völkern die ſich civiliſirt nennen, muß man aus dieſer Freiheits- und Vaterlandsliebe herleiten. Man könte wol ſagen, daß ihnen ihr Troz, ihr Abſcheu ſich von andern bändigen zu laſſen, ihr Hang zur Unabhängigkeit und zum Herumirren, ohne an einen beſtimten Ort gebunden zu ſeyn, gewiſſermaſſen angeerbet werde, und ihnen im Blute ſtecke. Kinder der Wilden, die ihren Eltern früh entriſſen, und unter cultivirten Menſchen erzogen wurden, behalten immer noch etwas Wildes und die Neigung den Ort ihres Auffenthaltes oft zu verändern. Eben dieſe Bemerkung kan man bei den Jungen wilder Thiere machen, die wenn ſie auch gleich früh gezähmet und erzogen werden, dennoch vielfältig etwas von ihrer wilden Natur hervorbrechen laſſen. Eine junge wilde Katze, die früh gezähmet wurde, zeigt immer noch vie-

les von ihrer Wildheit, und es iſt vielleicht erſt die dritte Generation, bei der ſich die Spuren davon verloren haben. Man mögte auch wol, umgekehrt, ſagen, daß auf der andern Seite die Folgen der Erziehung, im civiliſirten Zuſtande des Menſchen, ſich auf eine ähnliche obgleich entgegengeſezte Weiſe, äuſſern, und ſich von den Eltern auf die Kindern fortpflanzen. Wer in einem Lande, wo bürgerliche Freiheit Statt hat, geboren iſt, wird auch den Trieb zur Freiheit fühlen, wenn er gleich früh in ein Land verſezt wurde, wo Sklaverei und Despotismus zu Hauſe gehören. Menſchen deren Eltern und Vorfahren, kriechend und furchtſam, unter dem drückenden Joche der Tyrannei lebten, und deren bange Gefühle, in langer Unterwürſigkeit gewiſſermaſſen zur andern Natur geworden, werden dem Blute ihrer Kinder, durch die Zeugung, dergleichen gewiſſermaſſen mittheilen, und es wird ſich bei dieſen auch alsdenn noch äuſſern, wenn ſie, in ein glüklicheres Land verſezt, keine Urſach mehr zur Bangigkeit haben, und freier Odem ſchöpfen können. Es giebt freilich Ausnamen hievon; allein, im Allgemeinen wird ſich die Wahrheit dieſer Beobachtungen, ſo ſonderbar ſie auch manchen vorkommen mögte, dennoch beſtätigen. Ein Füllen, von der Abkunft wilder Pferde,

läſſet ſich, wenn es gefangen iſt, ſchwer bändigen; aber wie leicht gehet es dagegen mit dem zu, deſſen Eltern und Voreltern, unter der ſchweren Hand des Menſchen, ſchon längſt zum Sattel und zum Lauffen, zum Pflügen und zu ſchwerer Arbeit gewöhnet wären? Die Analogie zwiſchen der Naturgeſchichte des Menſchen und der übrigen Thiere, zu denen er gehört, äuſſert ſich, bei einigem Nachdenken, auffallend. Der wahre Wilde alſo, mit ſeinem Hange zur Freiheit, wird ſeine Unabhängigkeit, bis aufs Aeuſſerſte behaupten, und es wird ſchwer halten ſeine erſte Nachkommenſchaft zu bändigen, wenn man auch in ihrer zarten Jugend den Anfang dazu machte.

Wilde Völkerſchaften, oder auch kleine Stämme, die dem Naturſtande noch ziemlich nahe ſind, haben wol eine Art von Oberhäuptern, allein ihr Anſehen und ihre Macht ſind von keiner Bedeutung. Wenn eine Fehde, worin man ſie zu Anführern wählte, geendiget iſt, ſind ſie gemeiniglich weiter nichts mehr als Andere, und zeichnen ſich weder durch äuſſeres Anſehen, noch durch reichere Beſitzungen aus. „Der afrikaniſche Wilde, ſagt Vaillant *), ob er gleich unter einem Oberhaupte lebt, iſt den-

*) Vaillant am a. O. Th. 3. S. 72.

noch immer ein freier Menſch, und ſein Ober=haupt hat über ſein Eigenthum keine Gewalt." Die Caraiben ſind, nach Labat *), völlig freie und unabhängige Leute. Niemand hat das Recht einem Andern etwas zu befehlen. Ihr zartes Gefühl, das ſie, in dieſem Stücke, haben, iſt unbeſchreiblich. Sie ſind, wie er bald her=nach hinzuſezt, äuſſerſt eifferſüchtig auf ihre Freiheit, und der geringſte Angrif auf dieſelbe ſezt ſie in Feuer. Sie ſpotten über die Euro=päer, weil ſie Höflichkeit und Gehorſam, gegen ihre ſogenante Obern beweiſen, und nennen ſie darum Sclaven, ja wol gar Vieh, weil ſie ſich von andern befehlen laſſen. Die Wilden können ſich auch gar keine Vorſtellung von dem Rechte machen, welches jemand über einen Strich Lan=des ausſchließlich haben ſoll, weil ſie glauben, die Erde gehöre allen Menſchen zu. Bei Vie=len iſt daher ſelbſt der Ackerbau in Verachtung, weil er ſie an einen Flek feſſelt; und wenn ſolche, die ſo denken, ihren Feinden Böſes wünſchen, heißt es: „Mögeſt du genöthiget ſeyn den Acker zu bauen." Wegen ihrer Gleichheit unter ein=ander, können auch Reichthümer und Beſitzun=gen, keinen Werth unter ihnen haben. Die

*) Labat, Voyage aux isles de l'Amerique. T. IV. p. 321.

Handlung, die Schiffarth, und den Fleiß oder die Indúſtrie der Europåer, ſehen ſie als Zeichen ihrer Armut an, und halten es für eine Art von Tollheit, den Werth des Menſchen, nach ſeinen angemaßten Beſitzungen, die ſeiner eigenen und anderer Freiheit nachtheilig ſind, zu berechnen.

Da die Wilden ein ſo ſtarkes Gefühl von Freiheit haben, ſich ihrer Unabhångigkeit bewußt, und darauf ſtolz ſind, ſo entſtehen daraus, ganz natürlich, ziemlich hohe Gedanken, die ſie von ſich ſelbſt, und ihren wahren oder auch vermeinten Vorzügen unterhalten. So glaubten die Irokeſen, daß ſie das erſte und vornemſte Volk der Erde wåren, und nanten die Europåer, welche über die See zu ihnen kamen, Meerſchaum und Nichtswürdige. Dr. Franklin, der ſelbſt in Amerika geboren war, und die urſprünglichen Einwohner des Landes wohl kante, ſagt: „Wir nennen ſie Wilde, weil ihre Sitten von den unſrigen, die wir für den Gipfel der Verfeinerungen halten, abweichen. Sie glauben eben dergleichen von den ihrigen.“ *) Freilich wird der groſſe Hauffe der civiliſirten

*) The Works of the late Dr. Franklin, 2 Vols. London, 1793. Nach der deutſchen Ueberſetzung, im zweiten Bande, S. 214.

Menſchen, dergleichen hohe Meinung, welche die Wilden von ſich und ihren Vorzügen unterhalten, leere Einbildung und Unwiſſenheit nennen; allein, es iſt doch ausgemacht, daß ſie ſich bei dieſem Selbſtgefühl ſehr wohl befinden, und in vieler Rükſicht mehr Grund, zu ſolcher Erhebung ihrer ſelbſt haben, als manche andere Völker, die andere Nationen weit unter ſich zu ſeyn glauben.

Weil unter den Wilden eine völlige Gleichheit Statt findet, und alſo keiner, im Geringſten, mehr iſt als der andere, ſo darf er auch von ihm nicht mehr Höflichkeit und mehr Achtung erwarten, als er ſelbſt äuſſert. Ihr Betragen unter einander, zeichnet ſich daher durch gegenſeitige Beſcheidenheit, aus. Sie haben auch von Wohlthaten eben ſo wenig Begriffe, als von Dultung. Was wir Gaben und Geſchenke nennen, werden unter ihnen gar nicht als Dinge angeſehen, die Dankbarkeit und Verpflichtung erfordern. Tacitus *) ſagt von den alten Deutſchen, daß, ob ſie gleich gerne Geſchenke annamen, ſie dennoch nicht glaubten daß der Geber ſie deswegen unter eine Verbindlichkeit lege, oder daß der Empfänger dadurch zu Erweiſen ſeiner Dankbarkeit verbunden ſey. Bei den wil-

*) Tacitus de moribus Germanorum, c. 14. in fine.

den amerikaniſchen Völkern verhält es ſich eben ſo, und lohnſüchtige Beſtechungen, haben unter ihnen nicht Statt, es wäre denn bei denen vielleicht, die in der Nachbarſchaft europäiſcher Abkömmlinge wohnen.

Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, die dem Naturmenſchen eigen ſind, laſſen ſich ebenfals an dem Wilden auffallend bemerken. Sie ſtarren neue Gegenſtände an, greiffen auch wol darnach; allein das iſt auch gemeiniglich Alles. Sie denken nicht weiter daran, es wäre dann eine wirkliche, oder auch nur vermeinte, ſie angehende Beleidigung, in welchem Falle ſie nicht unempfindlich und gleichgültig bleiben. Der Hang zur Rache, der dem Menſchen eigen iſt, erwacht alsdenn, und ſucht, wenn auch lange Zeit darüber hingehen ſollte, eine Gelegenheit, den Beleidiger es empfinden zu laſſen, daß er in die Rechte des Menſchen Eingriffe gethan, ſie mögen nun eingebildet ſeyn, oder ſich auf ein angebornes Gefühl gründen, daß es unrecht ſey, einen andern ſo zu behandeln, als man ſelbſt nicht behandelt ſeyn will. Es iſt Schade, daß dieſe Rache, bei dem Wilden oft in Grauſamkeit übergehet, der ſich gleichwol damit entſchuldigen mögte, daß es vielfältig unter denen die ſich geſittet nennen, nicht beſſer hergehe. Bei alle dem iſt es nicht wenig auffallend, wenn

verſchiedene Europåer, die ſich lange unter den Wilden in Amerika aufgehalten haben, behaupten, daß ſie nie in Zorn gerathen. Unter andern ſagt Lafiteau *) von ihnen: „Sie gehen auf ſichererem Wege zu ihrem Zwecke; ſie handeln kaltblütig, und mit einer Gedult, welche die unſrige ſehr ermüden würde; ſie zeigen ſich allemal als Herren über ſich ſelbſt, und gerathen nicht in Zorn.“ Wenn ich auch annemen will, daß dieſes Leztere bei ihnen nur ſehr ſelten geſchehe, ſo zeichnen ſie ſich doch ſchon dadurch, von den Bewohnern der alten Welt, ſehr aus, bei denen der Zorn auf die geringſte und unbedeutendſte Veranlaſſung auszubrechen pflegt. Ich wüſte, bei weiterem Nachdenken über dieſe Verſchiedenheit, keine andere Urſachen anzugeben, als, einmal, die oben erwähnte Gleichgültigkeit der Wilden, nach welcher ſie nicht ſehr reizbar ſeyn können; hernach aber, welches ich für die vorzüglichſte Urſach halte, — ihre Erziehung. Sie werden ſo äuſſerſt nachſichtsvoll erzogen, daß ſie durch keine ſtrenge Behandlung, unmuthsvoll und erbittert gemacht werden, folglich die Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, nicht Veranlaſſung erhält, in ihren jüngern Jahren hervorzubrechen, wodurch dieſes Gute, auch in

*) Meurs des Sauvages, Tom. I. p. 105.

den ſpäteren fortdauernd wird. Da ſie überdem keine Beiſpiele erbitterter Menſchen vor ſich ſehen, und von Kindheit auf finden, daß ſie ihres Gleichen, eben die Freiheit und Rechte zugeſtehen müſſen, die ſie ſelbſt verlangen, und darauf andere eben ſo eifferſüchtig ſind, wie ſie ſelbſt, ſo lernen ſie ſich auf einen hohen Grad mäßigen. Von Kindesbeinen an, wenn ich ſo ſagen mag, zu Philoſophen erzogen, iſt ihnen, freilich nicht durch Nachdenken, aber durch Gewohnheit, die Ueberwindung ihrer ſelbſt zur andern Natur geworden. Sie üben ſie aus, ohne ſie zu kennen, und erhalten dadurch ihren inneren und äuſſeren Frieden. Ihre Gemütsruhe, und die davon ſo ſehr abhängende Geſundheit, bleibt ungeſtöret, und ſie genieſſen eines Glüks, das den civiliſirten Menſchen fliehet, weil er es durch, das Aufbrauſen ſeiner Leidenſchaften, von ſich treibt. Wie vieles läßt ſich hieraus, in der Geſchichte des Menſchen erklären, und wie vieles lieſſe ſich aus der Erziehung und Lebensweiſe der Wilden nicht lernen, wenn uns nicht Unwiſſenheit, Stolz, Eigendünkel und Vorurtheile daran hinderten!

Wer ſich über die Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit des wilden Menſchen wundert, der bedenkt nicht, daß das Gegentheil davon, und die gröſſere Reitzbarkeit und Thätigkeit des

mehr cultivirten Menſchen, von ſeiner Erziehung und vom Umgange abhängen. Giebt es aber nicht, unter dieſen Leztern, hundert gegen einen, die bei dem, worüber einige Wenige Geſchrei und Lärm machen, es bewundern oder verachten, es loben oder tadeln, ſo gleichgültig und unempfindlich bleiben, als es die Wilden nur immer ſeyn können? Dergleichen iſt auch kein Wunder, wenn wir bedenken, daß der Bauern und der geringern Leute, weit mehr ſind als der Edelleute und der Vornemen; der Ungelehrten und Einfältigen, in allen Ständen, weit mehr als den wahren Gelehrten und Klugen; der Kunſtverſtändigen weit weniger als der Unwiſſenden und Geſchmakloſen. Sehen wir es nicht als ein Zeichen eines geſezten und klugen Mannes an, wenn er, bei allen Vorfällen, gelaſſen und kaltblütig bleibt; wenn er nichts anſtaunet und bewundert? Bemühen ſich nicht vernünftige und denkende Menſchen es ſoweit zu bringen? Solte man daher den Wilden nicht glüklich nennen, der, wenn ihm die Nachricht gebracht wird, daß ſein Sohn ſich im Treffen als einen herzhaften und guten Krieger bewieſen, mit der größten Kaltblütigkeit, und ohne weiteres Fragen, blos ſagt: „das iſt gut!" oder wenn ihm gemeldet wird, ſein Sohn ſey im Treffen erſchlagen, gelaſſen, ohne Zeichen der Bekümmerniß

und der Ueberraſchung zu äuſſern, erwiedert: „Es iſt nichts daran gelegen!" Der Menſch iſt glüklich, der bei angenemen und unangenemen Vorfällen und Nachrichten, ſtets gelaſſen und in gehöriger Faſſung bleibt.

Es iſt gemeiniglich die Noth, die den Nichtwilden, oder den gezähmten Menſchen zur Arbeit treibt, damit er ſich des Hungers erwehre; es ſind mehrentheils Eigennuz und Eitelkeit, ſo wie andere, nicht viel beſſere, Urſachen, die ihn zu Unternemungen und Handlungen treiben, wodurch er ſeinen Geld- und Ehrgeiz befriedigen will. Hiedurch wird er reitzbar und thätig; er bleibt nicht mehr gegen Alles gleichgültig. Auſſer den Bedürfniſſen, um des Hungers willen, thätig zu ſeyn, weiß der Wilde, glüklicher Weiſe, von keinen andern, und ſeine Ruhe bleibt ungeſtöret. Sein Nachdenken und ſeine Vorſorge, erſtrecken ſich kaum vom Morgen bis zum Abend. Er ſehnt ſich nicht nach Reichthum; er fühlet keine Neigung andern, die ihn nicht beleidigen, die Freiheit die er ſelbſt ſo hochſchäzt und ſie ſo heftig begehret, aus Herſchſucht zu nemen. Die Künſte und Wiſſenſchaften der Europäer verachtet er; ihre Sitten gefallen ihm nicht; ihre Rangordnung, ihr auf Reichthümer und Geburt beruhendes Anſehen, ſcheint ihm die Menſchheit zu erniedrigen und zu entehren; ihre Moden,

ihre beſondere Kleidung, ihre Ordensbänder, ſind ihm lächerlich. Iſt es alſo Wunder, daß er gegen das was wir hochſchätzen, und ihm einen, oft ganz ungegründeten, Werth beilegen, ſehr gleichgültig iſt.

Die Verehrung und Anbetung des andern Geſchlechtes, in den Frühlingsjahren des Lebens, die ſo viele Unruhe und ſo vieles Nachtheilige unter cultivirten Völkern hervorbringt, kennet er nicht, weil ſie gegen die Natur iſt, und weil er die Weiber, die er haben kan wenn er will, in Unterwürfigkeit hält. Seine Einbildung entflamt auch ſein Herz, und verwirret ſeinen Kopf nicht, wie es bei dem verfeinerten Menſchen, durch Thorheit der Liebe leicht zu geſchehen pflegt, die ſich, wenn der ſüß geſchienene Traum verfliegt, in Gleichgültigkeit, langer Weile, wo nicht in Reue und Verdruſſe, endiget. Der Wilde kennet, nach der Natur, nichts weiter als das phyſiſche und ſinnliche der Liebe, wenn man die Regungen des Begattungstriebes ſo nennen will. *) Glüklicherweiſe iſt er alſo auch, in dieſem Stücke von Unruhe frei, bleibt, wenn gleich nicht ganz kalt und gleichgültig, doch kühl und ohne Ungeſtüm. Dieſes hat er der Natur zu verdanken, die ihn mit ihrer getreuen Hand,

*) Man erinnere ſich der Anmerkung 39.

richtig leitet. Dagegen verkünſtelt die Erzie=hung den cultivirten Menſchen ſo, daß beide Geſchlechter, wegen des eingeführten Zwanges, in vieler Rükſicht, übel daran ſind. Mag doch nun, wer von Vorurtheilen frei iſt, entſcheiden, welcher von beiden mehr Menſch, und welcher am glüklichſten iſt?

Mit jener Unempfindlichkeit und Gleichgül=tigkeit, iſt der Hang zum Müßiggange und zur Trägheit verbunden. Er gehöret in den Cha=rakter des Naturmenſchen, ſo wie des Wilden; ja, er iſt allen Menſchen eigen. Finden ſich Ausnamen, ſo ſind es Folgen der Erziehung und der Umſtände, denn die Arbeit, wie ſie im Geſellſchaftsſtande Statt hat, iſt dem Menſchen nicht natürlich. Der Bedürfniſſe des Wilden ſind nur wenige, und wenn er durch Jagd, durch Fiſchfang, durch Nahrungsmittel aus dem Gewächs= und Thierreiche, ſeinen Hunger geſtillet hat, überläßt er ſich der Ruhe, allerlei Spielen und dem Schlafe. Darum hält es ſchwer, daß er ſich zum Ackerbau bequeme, den er, wie ich ſchon geſagt habe, als eine Erniedri=gung und als eine Art der Dienſtbarkeit anſie=het. Unter den alten Deutſchen waren auch viele Völkerſchaften, die ſich damit nicht abge=ben wollten, und ihn, wie er hernach in Gang kam, nach Art der Spartaner, durch Leibeigene

beſorgen lieſſen. Unter den amerikaniſchen Wilden, überläſſet man dieſe Mühe den Weibern. Ueberhaupt beweiſet die Abneigung gegen Ackerbau und Handwerke, die ſich anfänglich der Ausbreitung derſelben entgegenſezte, wie ungern ſich der Menſch, vom Naturſtande und dem Stande der Wildheit hat entfernen wollen. Es läſſet ſich auch hieraus gleich abnemen, daß, in Beziehung auf Künſte und Wiſſenſchaften, wenig oder nichts unter ihnen Statt finden könne. Bei vernünftig Denkenden, die den Menſchen genauer kennen, und ihn ohne Vorurtheile betrachten, wird ihnen dieſes zu keinem Vorwurfe gereichen. Vielmehr mögte es beweiſen, daß die Wilden mehr Vernunft und Enthaltſamkeit äuſſern, als die civiliſirten Völker, indem jene vom Luxus und dem Unnöthigen entfernt, ſich mit der einfachen Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe genügen laſſen. Sie lachen über die Europäer, deren Leben ſo kurz, vielleicht kürzer als das ihrige iſt, daß ſie ſich hohe Häuſer, ſo gros und ſo dauerhaft bauen, als ob ſie Jahrhunderte zu leben hätten, und zehnmal gröſſer wären, als ſie wirklich ſind. Würde es nicht beſſer ſeyn, wenn wir in dieſem Stücke, ſo dächten als die Wilden?

Der Widerwille gegen die Arbeit, iſt eine von den Urſachen, warum der Wilde die Euro-

päer und andere civiliſirte Völker, mit Verachtung anſiehet; ſie, wie Franklin ſagt, für Sclaven hält, und ihre mühevollen Künſte und Wiſſenſchaften geringſchäzt, Er erzehlet, daß im Jahre 1744, wie zu Philadelphia, mit ſechs wilden Nationen, ein Vertrag geſchloſſen wurde, man ihnen anbot, ſechs junge Indianer auf dem Collegio zu Williamsburg, unentgeltlich, in europäiſchen Künſten und Wiſſenſchaften zu erziehen. Die Indianer aber lehnten dieſes Anerbieten, mit vieler Höflichkeit, ab. „Vor Zeiten, ſagten ſie, ſind mehrere unſerer jungen Leute, in euren Schulen unterrichtet worden; allein, bei ihrer Rükkunft zeigten ſie ſich als ſchlechte Läuffer, waren ungeſchikt in den Wäldern zu leben, konten Kälte und Hunger nicht ertragen, wuſten keine Hütte zu bauen, kein Wild zu fangen, oder einen Feind zu erlegen. Sie redeten unſere Sprache nur dürftig, ſie taugten weder zu Jägern, noch zu Kriegern, noch zu Rathgebern; kurz ſie waren zu nichts nütze. Indeſſen ſind wir euch für euer Anerbieten verbunden, ob wir es gleich nicht annemen können; und um unſere Dankbarkeit zu bezeigen, erbieten wir uns, ein halbes Duzend junger Virginier ſorgfältig zu erziehen, und ſie in Allen dem, was wir wiſſen, zu unterrichten, und M ä n n e r aus ihnen zu ma-

chen!" *) Wenn gleich dieſe Rede der Wilden, in den Ohren eines von ſich ſelbſt und den Vorurtheilen ſeiner Landsleute eingenommenen Europäers, ſehr ſtolz klingen mögte, ſo iſt ſie doch völlig auf Wahrheit gegründet. Wer die Beſtimmung des Menſchen, aus dem Nachforſchen ſeiner Natur, hat kennen gelernt, wird ſagen, daß die einfache Erziehung unter den Wilden, zur Entwickelung ſeiner natürlichen Fähigkeiten, und zur richtigen Anwendung derſelben, um dadurch glüklich zu werden, weit ſchiklicher ſey, als die zwangvolle Erziehung unter den civiliſirten Völkern, welche die natürlichen Fähigkeiten, nicht allein, bei ihrer Entwickelung, zurükhält, ſondern ſie auch früh ſchon ſchwächt und abſtumpft, daß die wohlthätige Abſicht, warum die gütige Natur ſie uns verlieh, nicht erreicht wird, und das Glük des Lebens darüber verloren gehet. Daß es aber auch unter den Wilden, keinesweges an Aeuſſerungen ihrer Verſtandeskräfte fehle, wenn nothwendige Bedürfniſſe, und unerwartete Vorfälle, ſie auffordern davon Gebrauch zu machen, iſt unleugbar. Sie zeigen ſich, in ſolchen Fällen, originel, wenn dagegen der Geſellſchaftsmenſch, faſt immer ſeine Vorgänger copiret, und ſeinen gewieſenen

*) Franklin am a. O. S. 214 ff.

Weg vor ſich hat, der Wilde aber, aus ſich ſelbſt, faſt Alles herzunemen und zu ſchaffen weiß. Zu den vielen Zeugniſſen, die dieſes beſtätigen, gehöret ihre Art zu jagen und zu fiſchen. Die Böte der Grönländer und der Esquimeaux, in welche ſie ſich, mit der Hälfte des Leibes eingeſchloſſen, zu jeder Zeit auf ein ungeſtümes Meer wagen, wenn ein Europäer dergleichen nicht thun würde, ſind gewis ein Beweiß, daß es ihnen eben ſo wenig, an Fähigkeit des Nachdenkens und des Erfindens, als an der Geſchiklichkeit fehle ihr Boot zu regieren und ſich gegen Gefahr zu ſichern.

Da das Bewuſtſeyn bei dem Menſchen vorzüglicher iſt, als bei andern Thieren, zumal wenn es, in der Folge, von einem guten Gedächtnis unterſtüzt wird, ſo entſtehet daraus die Fähigkeit, die Beziehungen der uns bekanten Dinge und Vorfälle gegen einander leicht einzuſehen, darnach zu urtheilen und darüber richtig zu entſcheiden. Grade dieſe Fähigkeit iſt wol das was man Gemeinen- oder Menſchenverſtand *) zu nennen pflegt. Je ſchärfer und richtiger das Gefühl des Bewuſtſeyns bei dem Menſchen iſt, je vertrauter er mit den Gegenſtänden geworden, welche daſſelbe erwecken, um ſo viel

*) Sensus communis.

richtiger und ſicherer wird auch ſein geſunder Menſchenverſtand ſeyn. Da die Sinne der Wilden gemeiniglich ſchårfer ſind als ihrer gezähmten Brůder; da bei der Wenigkeit ihrer Bedůrfniſſe und bei dem Genuſſe ihrer Freiheit, ihre Beziehungen auf andere Dinge und åuſſere Gegenſtånde, weit weniger ſind, folglich ihre Kentniſſe deren ſie bedůrfen, glůklicher Weiſe, einen geringen, aber doch fůr ſie hinlånglichen, Umfang haben, ſo kŏnnen ſie auch, da wo es erfordert wird, ihren Menſchenverſtand richtiger und beſſer åuſſern, als Menſchen, die durch ihre Erziehung, in ihren Lagen, ſehr verwickelt ſind, und oft, weil ſie ihrem eigenen Willen nicht folgen kŏnnen oder důrfen, beinahe wie Maſchinen handeln můſſen. Man ſage nicht, Wo iſt der Menſchenverſtand des Caraiben, der am Morgen ſeine Hångematte verkauft, und erſt am Abend, wenn er keine Schlafſtåtte findet, ſeinen Verluſt inne wird und ihn beweinet? Oder wo iſt der Menſchenverſtand des Wilden auf Neuholland, deſſen ich oben erwåhnt, der am Strande des Meeres, ein Stůck Fleiſch, das den Englåndern zur Mahlzeit dienen ſollte, im Topfe ſieden ſiehet, es herausnemen will, ſich die Hand verbrennet und beſtůrzt davon låuft? Allein, eben dieſe beiden Vorfålle beweiſen, daß der Menſchenverſtand ſich da nur zeige, wo die

Dinge,

Dinge, bei welchen er ſich äuſſern ſoll, in dem Zirkel unſerer Kentniſſe liegen. Der Caraibe hatte nie zuvor mit einen unbarmherzigen und eigenmüthigen Europäer zu Thun gehabt, der ihm einen ſo böſen Streich geſpielet hätte, und der neuholländiſche Wilde, war bisher mit einem Topfe, der über dem Feuer ſiedet, unbekant geweſen, ſonſt würde er ſich nicht verbrant haben. Schwerlich mögte ſich der Caraibe, auf ſolche Weiſe, wieder anführen laſſen, und der Neuholländer würde ſich die Hand, gewis nicht, zum zweiten Male verbrennen.

Vierte Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Den Mangel der Neugier, kan man als eine Folge der Gleichgültigkeit des Wilden anſehen, die ihm angeboren iſt. Ich muß indeſſen hiebei erinnern, daß die ſchnell erwekte Aufmerkſamkeit, auf einen ſich unerwartet darſtellenden, neuen, unbekanten Gegenſtand, von der Neugier, oder dem Verlangen etwas Neues zu ſehen oder zu hören, ſehr unterſchieden iſt. Die erſte wird uns angeboren und findet ſich bei dem Wilden ſo wie bei den Kindern. Von der Lez-

tern, die eine Folge der geſellſchaftlichen Verbindung iſt, weiß er nichts. Sie iſt eine Schwachheit, damit er, glüklicher Weiſe, nicht angeſtekt iſt, um ſeine Ruhe dadurch zu ſtören. Er wird bei einem unerwarteten, ungewöhnlichem Anblicke, wol, der Natur gemäs, etwas ſtutzig werden; allein, wenn keine Beſorgniſſe einer Gefahr damit verbunden ſind, wendet er ſich, nach einem leeren Staunen, gleichgültig davon weg; grade ſo wie die ganz kleinen Kinder, jedes glänzende und Bunte wol angaffen, und die Hände darnach ausſtrecken; aber in wenigen Augenblicken, ſich nicht weiter darum bekümmern. Bei denen Wilden, die auch nur auf dem niedrigſten Grade geſellſchaftlicher Verbindung ſtehen, iſt ſchon eine Art der Aufmerkſamkeit, auf fremde Gegenſtände, zu bemerken, die zunächſt an Neugier grenzt.

Der Wilde iſt nicht wißberig, um ſich unnöthige Mühe, Gedanken und Zweiffel machen zu laſſen; er will ſich nicht hunderterlei Mährchen und Vorurtheile aufbürden laſſen, die Argwohn und Mistrauen erwecken, und zulezt ungegründet befunden werden. Man reitzet uns in dem civiliſirten Geſellſchaftsſtande, von Kindheit an, auf mancherlei Art, um unſere Aufmerkſamkeit, durch Ausrufe, rege zu machen, welche die Leidenſchaften des Mitleids, der Liebe, des Haſſes,

des Ehrgeitzes, der Furcht und der Hofnung erwecken. Man zeiget uns neue Gegenſtände und äuſſert dabei Bewunderung oder Verachtung, Freude oder Schrecken, Hofnung oder Furcht, und theilet uns zugleich dieſe Empfindungen mit. Auf ſolche Weiſe werden wir immer, auf Koſten unſerer Ruhe und Zufriedenheit, empfänglicher zu allen Arten von Eindrücken, welche Gegenſtände und Vorfälle auf uns machen, und wodurch die Neugier, mehr und mehr rege wird. Der Wilde, bei ſeiner Gleichgültigkeit, richtet ſeine Aufmerkſamkeit nie lange auf etwas, das nicht ihn ſelbſt unmittelbar angehet. Er bewundert nichts, er erſchrikt, er fürchtet ſich nicht leicht, und iſt in Anſehung deſſen, das keine nähere Beziehung auf ihn hat unbekümmert. Wenn er ſich indeſſen auf der Jagd, beim Fiſchfange, oder im Kriege befindet, iſt er auf Alles was eine Beziehung auf dieſe Geſchäfte hat, ſehr aufmerkſam. Bei mislichen Lagen, in welche er dabei gerathen mögte, braucht er ſeinen natürlichen Verſtand, gemeiniglich beſſer und ſchneller, als der in der Geſellſchaft abgerichtete und gezähmte Menſch, der in ſolchen Fällen, an Gegenwart des Geiſtes, faſt immer von ihm übertroffen wird. Man kan Beweiſe genug, um ſolches zu beſtätigen, in den Nachrichten ſolcher Schriftſteller finden, die

Glauben verdienen und unter den Wilden ſelbſt geweſen ſind. In Allem dieſen, hat der Wilde blos die Natur zur Lehrerin, und Erfahrungen machen ihn geübter. Er iſt nicht verkünſtelt, wie der durch Unterricht abgerichtete Menſch, der da, wo ſeine erlernte Kunſt nicht hinreicht, und wo ſie ſich nicht will anwenden laſſen, oder wo ihm ſein Gedächtnis untreu wird, in Verlegenheit geräth und ſich nicht zu helfen weiß; dagegen der Wilde, aus ſich ſelbſt, nach den Umſtänden, ſeine Maasregeln ſehr geſchwind hernimt, und ſie verändert, je nachdem es die Bedürfniſſe erfordern. Fehlet es ihm gleich, zum Glücke für ſeine Zufriedenheit, an reger Einbildungskraft; hat er ſich gleich, durch Kunſt und Mühe, kein ängſtliches Gedächtnis erworben, daß ihn zu Zeiten unterſtützen, aber auch nicht ſelten furchtſam und irre machen könte, ſo erſetzen doch ſeine unverderbten Naturfähigkeiten, ſeine ſcharfen Sinne, ſeine, im kalten Blute, wirkſamen Naturtriebe, das Meiſte von der Kunſt, wodurch ſich der civiliſirte Menſch, über die welche er Wilde nennet, hinwegſetzen will, ob er ſich gleich, in mehrerer Hinſicht, von ihnen übertroffen, und ſeinen Stolz, durch ihre Ueberlegenheit, beſchämt findet.

So wie der Naturmenſch, ſtill, in ſich ſelbſt gekehret und verſchloſſen iſt, ſo iſt es der Wilde

größten Theils auch; auſſer wenn er auf ſeinen frohen Feſten, beim Tanzen, Singen und Trinken, ſich, nach geſellſchaftlicher Art zu urtheilen, einer ausgelaſſenen Freude überläßt. Ganze Tage kan der Nordamerikaniſche Wilde, mit kreuzweiſe über einander geſchlagenen Beinen, in ſeiner Hütte, auf den Ferſen, ſitzen, ohne den Mund zum Reden zu öfnen, woraus indeſſen keinesweges folgt, daß er traurig, niedergeſchlagen und ſchwermüthig ſey, denn von langer Weile, übler Laune und Gemütsunruhe weiß er nichts, wenigſtens unendlich weniger als der civiliſirte Menſch. Wenn ihrer Mehrere, zur Verfolgung des Wildes, oder eines Feindes ausgehen; wenn ſie in ihren Kähnen oder Canoten, gemeinſchaftlich rudern, gehet es dabei gewöhnlich ungemein ſtill zu. Zänkereien und Beleidigungen werden dadurch ſehr verhindert. Mit dem Vergnügen der geſitteten Menſchen, welches ſie im Verläumden und Anſchwärzen anderer, im Lobe oder Tadel fremder Handlungen und dergleichen Arten von Unterhaltungen finden, ſind die Wilden wenig bekant, und es iſt bei ihnen weniger im Gebrauch, als in der ſich geſittet nennenden Geſellſchaft.

So wahr die Bemerkung iſt, daß der Wilde keine ſolche Neigung zum Verläumden und Anſchwärzen Anderer äuſſere, als der Menſch im

civiliſirten Zuſtande, ſo richtig iſt auch eine andere, von der ich nicht weiß, ob ſie ſchon vor mir gemacht worden iſt, ungeachtet ſie keinesweges unerheblich in der Geſchichte des Menſchen iſt, — ich meine die Neigung zum Nekken und Aufziehen Anderer. Es ſcheint als ob ihm die Luſt angeboren ſey, ſowol ſeines Gleichen als auch andere Thiere zum Beſten zu haben, und ihre wahren oder auch vermeinten Schwächen blos zu ſtellen, um ſie zum Gegenſtande des Gelächters zu machen. Man werfe ſeine Augen, ſelbſt nur auf ein Kind, das auf den Armen getragen wird, und ſehe wie es ſich, bei guter Laune, vergnügt, wenn ſich ihm jemand, um es zu beluſtigen, zum Beſten giebt. Nichts iſt ſo gewöhnlich, als daß Kinder, wenn ſie mehr heranwachſen, ſich untereinander ſelbſt nekken. Es ſchmeichelt der Eigenliebe deſſen, der die Oberhand dabei hat, gar ungemein, und thut dem der unterliegt ſehr wehe; er wird dagegen ſo empfindlich, als ob die größte Ungerechtigkeit ihn verwundete. Die welche, als lachende Zuſchauer, dabei gegenwärtig ſind, finden ſich ebenfals ſehr unterhalten, und bleiben auch nicht immer unthätig, wenn ſie das Gelächter, auf Koſten eines Dritten, vermehren können. Auch für den erwachſenen Naturmenſchen, wird es eine Quelle ſeines Vergnügens, wie wir der:

gleichen an dem dreißigjährigen wilden Manne, in den Pyrenäen geſehen haben, dem es ein groſſes Gelächter verurſachte, wenn er die furchtſamen Schafe, denen er kein Leid zufügen wollte, nekken und ſie zum Lauffen bringen konte; oder wenn er einen der Hirten, der ihn zu haſchen ſuchte, ſich ſo nahe kommen ließ, daß jener ihn zu ergreiffen hoffte, er ihn aber, in dem Augenblicke, da er ihm entwiſchte, verlachte, weil dem betroffenen Hirten, ſeine ausgedachte Liſt mislungen war. Unter den Wilden, von denen wir jezt reden, äuſſert ſich dieſer Hang zum Nekken und zum lächerlich machen, auf eine ſehr auffallende Weiſe. Ich will aus Vielen, das ich zum Beweiſe davon anführen könte nur das Folgende ausheben. Laſiteau *) berichtet von den amerikaniſchen Wilden „daß ſie ſich ungemein gern, wiewol nicht hinter dem Rücken, durchziehen, und dazu auſſerordentlich geſchikt ſind. Sie haben auch eine Art ſatiriſcher Tänze unter ſich, bei welchen einer der den andern zum Beſten geben will, ihm, aus der Mitte der Verſammlung, bei der Hand nimt und ihn zum Tanze führet, wozu jener ſich auch, ohne Widerſtreben, bequemet. Der Tänzer wirft ihm ſingend, oder auch ſo daß er ſeinen

*) Am a. O. T. I. p. 525.

Geſang unterbricht, von Zeit zu Zeit, mit beiſſender Ironie, ſeine Fehler vor, welche jener gedultig, und ohne Widerrede anhöret. Bei jedem witzigen Einfalle, brechen die Gegenwärtigen in lautes Gelächter aus, und muntern den Tänzer in ſeinen Spöttereien auf, ſo daß der Verſpottete oft den Kopf hängen läßt, und ſein Geſicht zu verbergen ſucht. Es iſt unerhöret, daß der der ſo zum Beſten gegeben wird, darüber böſe werden und ſich beleidiget zeigen ſollte. Vielmehr werden dergleichen Tänze für ein groſſes Vergnügen gehalten, und der ſo durchgezogen wurde, kan den der ihn zum Beſten gab, in der Reihe wieder auffordern, und ihn ebenfals dem Gelächter preißgeben. Selbſt die Jugend, die an ſolchen Nekkereien groſſes Vergnügen findet, verſamlet ſich zur Beluſtigung, unter ſich, ſtellet ſich in zwo Reihen gegeneinander über, und ſagt ſich bittere Wahrheiten ſo ins Geſicht, daß man darüber vor Lachen auſſer ſich kommen mögte. Dergleichen Spiel dauert ſo lange, bis einer von den beiden, gegen einander über ſtehenden Spöttern, nachgeben, den Kopf hängen, und dadurch erklären muß, daß er überwunden ſey, weil er nichts mehr zu ſagen weiß." (Anmerk. 58.) Von den Negern auf den weſtindiſchen Inſeln, ſagt Labat *), „ſie ſind äus-

*) Nouveau voyage etc. Tom. IV. p. 172,

ſerſt aufgelegt zum Spotten und zum Aufziehen. Es giebt wenige Menſchen, die ſo geſchikt ſind, die Fehler anderer, beſonders der Weiſſen zu entdecken, und ſich darüber, unter einander, anhaltend zu beluſtigen, als grade dieſe Schwarzen. Sobald ſie etwas Lächerliches an jemand ausgeſpüret haben, bezeichnen ſie ihn nicht mehr mit ſeinem eigenen wahren Namen, ſondern durch einen Beinamen, der ſich auf die entdekten Fehler beziehet. Dergleichen Spottname iſt unter ihnen allein bekant, ſo daß es den Weiſſen ſchwer wird zu errathen, wer der ſey, über den ſie ſich luſtig machen, und von dem ſie, mit beiſſenden Spotte, der aber gewöhnlich ſehr gegründet iſt, reden. Oft bin ich über die Fehler in Verwunderung geſezt, die ſie ausgeſpähet hatten, und über die Art mit welcher ſie dieſelben durchzogen. Dieſes war für mich ein Bewegungsgrund, die Sprache der Aradas zu lernen." Auf den Inſeln des Südmeeres, finden die dortigen Wilden ebenfals ein groſſes Vergnügen daran, auf einer lächerlichen Seite, dem Spotte etwas blos zu ſtellen. Sie haben auf den Freundſchaftlichen- und auf den Geſellſchaftsinſeln, eine Art dramatiſcher Vorſtellungen, die ſie Heivas nennen. *) Die Unterhaltung welche

*) Vielleicht waren die erſten Schauſpiele der Griechen, von denen es bei dem Horaz heißt:

ſie verſchaffen, wird mehrentheils durch panto- mimiſche und comiſche Vorſtellungen hervorge- bracht. Ein neuerer, engliſcher Reiſender, der mit ſeinen Begleitern ſolche Heivas auf Taiti, mehrmals mit anſah, ſagt, „ich bemerkte bei mehreren Gelegenheiten, daß wir ſelbſt, öfters die Gegenſtände ihres Spottes waren, und daß, wenn ſie einige unſerer Handlungen und unſer Benemen, am Bord des Schiffes bemerkten, das ihnen lächerlich vorkam, ſie niemals erman- gelten, derleichen auf ihrer Schaubühne, mit beigefügten Verzierungen, nach ihrer Art, vor- zubringen." *) Dobrizhoffer ſagt von den Abi-

Dicitur; et plaustris vexisse poëmata Thespis:
Quae canerent, agerentque peruncti faeci-
bus ora.
de Arte poetica v. 276. 77.

nicht ſo gut als dieſe Heivas. So viel ſcheint wenigſtens gewis zu ſeyn, daß der Grieche, nicht ſo gutmüthige und gutdenkende Zuſchauer vor ſich gehabt habe, als die Taitiſchen waren; denn der erſte muſte ſeine Schauſpieler, mit beſchmierten und verſtekten Geſichte auftreten laſſen, damit ſie nicht übel behandelt würden. Dergleichen zu thun hatten die Taitiſchen Schauſpieler nicht nöthig.

*) Mortimer's observations and remarks, made during a voyage to the islands of Teneriffa, Amsterdam, Otaheite, Sandwich-islands etc. London 1791. 4to.

ponern, daß auch ſie zu Scherzen und witzigen Einfällen ſehr aufgelegt ſind.

Das Erwähnte und noch mehreres dieſer Art, worauf ich mich berufen könte, beweiſet daß die Neigung des Menſchen zur Spötterei, und etwas Lächerliches aufzuſuchen, im Zug ſey, den die Natur in ſeinen Charakter gelegt hat, und der ſich nach der Beſchaffenheit ſeines leichteren Blutes und ſeiner ſchärfern Säfte, nach der Heiterkeit ſeines Kopfes, ſeines leichteren oder ſchwereren Herzens, nach dem Grade ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Vergleichungsvermögens, ſtärker entwickelt und äuſſert. Wie ich ſchon bemerket habe, ſtehet dieſe Neigung in genauer Verbindung mit der Eigenliebe, mit den Gewohnheiten und Sitten, in welchen man aufgewachſen iſt, und ſie gemeiniglich für die vollkommenſten hält. Man nimt dieſe als das Muſter an, mit dem Andern, die man beurtheilen will, verglichen werden müſſen. Findet ſich alsdenn etwas Mangelhaftes, und gegen das Gewöhnliche Abſtechendes, ſo beluſtiget man nicht allein ſich ſelbſt damit, ſondern ſucht auch Andern zum Lachen zu bewegen, die nach demſelbigen Maasſtabe, das vermeinte Richtige und Wahre zu meſſen gewohnt ſind. Bei den Wilden ſehen wir, daß ſie das Blosſtellen der Fehler Anderer, in lachendem Muthe, nicht allein

für erlaubt halten, ſondern daß es auch die nicht übel nemen, die ſich dabei leidend verhalten müſſen. Es iſt offenbar, daß bei ihnen, durch dergleichen freimüthigen Witz, der ſich, nach ihren Grundſätzen, wenn er Beifall finden ſoll, auf Wahrheit gründen muß, Fehler nicht allein verbeſſert, ſondern auch verhütet werden. Die Natur, und der Menſch der ihr treu verbleibet, kennet das Hirngeſpinſt falſcher Ehre, und ihrer empfindlichen Berührungspunkte nicht. Dergleichen iſt ein Wechſelbalg, den die verfeinerte Geſellſchaft, der wahren Ehre untergeſchoben, welche die begangenen Fehler, erkant und verbeſſert haben will. Indeſſen beweiſet die Erlaubnis, die ſich jeder nemen darf, Thorheiten und Fehler anderer zu rügen, die Freiheit darin dieſe Menſchen leben, und auf die ſie, mit Recht, ſo eifferſüchtig ſind, und die unter ihnen ſelbſt, eine Art der Höflichkeit und eines anſtändigen Betragens in der Geſellſchaft, erzeuget und erhält. Wie ſehr ſich aber die Wilden, hiedurch von einem civiliſirten Menſchen vortheilhaft und zu ihrem Glücke unterſcheiden, können diejenigen leicht beſtimmen, die ohne Vorurtheile darüber nachdenken. Es erhellet hieraus auch, daß die Meinung, weil ſie ſich auf Natur ſtützet, nicht ganz ungegründet ſey, daß das Lächerliche, als ein Prüfeſtein der Wahrheit angewant werden

könne, und daß Horazens Frage „ob es erlaubt ſey, mit lachendem Munde, die Wahrheit zu reden?" *) bejahet werden müſſe, weil es die Natur des Menſchen mit ſich bringt, und daß die entgegengeſezte Frage: Kan man einen Andern, wider ſeinen Willen, zur Anname einer Meinung, gegen ſeine Ueberzeugung, zwingen? ſchlechtweg zu verneinen ſey, weil nichts ſo lächerlich gemacht werden kan, als ein ſo thörigtes und ungerechtes Unternemen. Ueberhaupt wäre es wol nicht ſchwer zu erweiſen, daß aus dieſem in die Natur eingewebten Hange zur Ironie, der von wenigen, die den Menſchen wollen kennen lernen, der Aufmerkſamkeit iſt werthgeachtet worden, ſich Vieles in der Geſchichte des Menſchen, in ſeiner Handlungsart, und verſchiedenen Auftritten des menſchlichen Lebens, die man entweder als gut oder böſe anſiehet, entwickeln und erklären laſſe.

Ich will bei dieſer Gelegenheit nur noch anmerken, daß die Wilden zur Mimik ſehr aufgelegt ſind, und daß ſie durch Gebärden eine Sache beinahe ſo deutlich als durch Worte vorſtellen können; zum Beweiſe, daß die Zeichenſprache dem Menſchen durch die Natur gelehrt

*) — — — Ridentem dicere verum,
Quid vetat?
Hor. Sat. Lib. I. Sat. I. v. 24.

werde, und er es darin ſoweit bringen könne, daß er der artikulirten Sprache kaum bedürfe. (Anmerk. 59.) Bei ihren Reden, denn es giebt auch Redner, und noch dazu von feuriger Einbildungskraft, unter ihnen, brauchen ſie viele und lebhafte Geſtus- oder Leibesbewegungen.

Da Heiterkeit, Frohſinn, und Hang zur Luſtigkeit, nicht allein von der Geſundheit, ſondern auch einer angenemen Witterung und der Leichtigkeit herrühren, ohne Mühe und Sorgen Unterhalt zu finden, ſo iſt es auch ſehr natürlich, daß die Wilden, die unter einem angenemen und fruchtbaren Himmelsſtriche wohnen, der beinahe freiwillig die Lebensbedürfniſſe des Menſchen hervorbingt, vorzüglich eine zum Frohſinn geſtimte Laune haben ſollten. Bongainville *) ſagt daher von den Taitern: „Sie haben einen beſondern Trieb ſich luſtig zu machen. In ihrem Charakter zeigt ſich groſſe Leichtſinnigkeit. Alles ſcheinet ſie auſſerordentlich zu rühren; aber nichts erhält ihre Aufmerkſamkeit auf viele Minuten. Das geringſte Nachdenken ſcheint ihnen eine unerträgliche Arbeit zu ſeyn.“

*) Am a. O. S. 184.

Fünfte Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Es iſt eine Bemerkung, die allerdings in die Geſchichte des Menſchen gehöret, daß es ihm ſehr angenem vorkomt, wenn durch gewiſſe Dinge aus dem Gewächsreiche, ſein Blut in eine ihm behagende Wärme und in ſchnellere Bewegung geſezt wird; wenn ſein Gehirn eben dadurch gefällige Bilder der Einbildungskraft erzeuget, über welchen er ſein Unangenemes vergißt, und ſeine gereizten Nerven, eine behagliche Spannung erhalten; wenn er bemerkt, daß in dieſem Zuſtande, ſeine Lebensgeiſter ſtärker und kraftvoller werden, daß er munterer, muthvoller und geſprächiger wird. Wunder iſt es daher nicht, wenn er die Mittel, ſich in dieſen Zuſtand zu verſetzen, nachdem er ſie gefunden, ſchätzet und ſie gebraucht. (Anmerk. 60.) Schade nur daß er die geſunden von den nachtheiligen nicht abſondert, und in dem Gebrauche derſelben, ſehr oft die Mäßigung vergißt, um davon nicht mehr zu genieſſen, als grade nur jene angeneme Stimmung und jene behaglichen Empfindungen hervorzubringen, ohne durch Uebermaaß, wie betäubt, ſein Bewuſtſeyn zu verlieren, und Dinge

zu begehen, die ihm, wenn er wieder zu ſich ſelbſt komt, unmöglich angenem ſeyn können.

Der Naturmenſch hat indeſſen einen Widerwillen gegen ſtarke Getränke, und verlangt, um ſeinen Durſt zu löſchen, nichts als Waſſer; ja, es giebt noch heut zu Tage Völkerſchaften, die eben ſo ſind, weil ſie ſich von der Natur noch nicht weit entfernet haben. Bongainville ſagt von den Einwohnern der Inſel Taiti, daß ihnen der bloſſe Geruch von Wein und Brantwein, von Tobak und Gewürze, ja von Allem was ſtark riecht und ſchmekt, zuwider iſt, und daß ſie einen Widerwillen dagegen äuſſern. Cook in ſeiner lezten Reiſe *), meldet ein Gleiches, von den Einwohnern von Weihie. Vaillant **) fand eben dergleichen unter den Kabobiguas. Bei verſchiedenen denn er von ſeinem Brantwein zu koſten anbot, hatte er Mühe ſie dazu zu bereden; und wenn gleich einige, halb und halb, Geſchmak daran zu finden vorgaben, ſo zeigten doch die Meiſten eine groſſe Abneigung dagegen, welche blos ein Angewöhnen überwinden kan, das anfänglich mit Zwange, den man ſich anthun muß, verbunden iſt. Es kan ſogar geſchehen, daß ein zu ſtarken Getränken ſchon gewöhnter Menſch,

*) S. Abridgment of Cap. Cooks voyage. p. 295.
**) Am a. O. 3ter Band. S. 145.

zur

zur Natur wieder zurükkehre, und ſie ihm wieder zuwider werden, obgleich ſolche Fälle nur ſehr ſelten ſind. Indeſſen iſt hier ein Beiſpiel welches auffallend iſt. Alexander Selkirk, deſſen ich ſchon Erwähnung gethan *), wolte, wie er nach mehr als vier Jahren, durch ein engliſches Schif, aus ſeiner Einſamkeit, auf der Inſel Juan Fernandes, erlöſet wurde, den Brantwein den man ihn anbot nicht trinken; ſelbſt der Geruch davon war ihm zuwider, weil er auf ſeiner Inſel nichts als Waſſer zu trinken gehabt, und ſich ganz an daſſelbe gewöhnet hatte. **)

Unter den amerikaniſchen Wilden, ſind die meiſten Völkerſchaften, die man hat kennen gelernt, ſchon vor ihrer Entdeckung, mit einigen Arten ſtarker Getränke, bekant geweſen. Es iſt aber warlich nicht die Natur, welche ſie dieſes gelehret hat, ſondern die geſellſchaftlichen Verbindungen, haben dergleichen zuerſt erfunden, und den Hang zur Trunkenheit erwekt, den die Natur nicht mittheilet. Man wirft es den Wilden vor, daß ſie den ſtarken Getränken ſehr ergeben ſind, und dieſelben ſehr misbrauchen; allein, man bedenkt nicht, daß unter hundert civiliſirten Menſchen, die Zahl deren denen man derglei-

*) In der 36ſten Anmerkung.

**) Woodes Roger's Voyage round the world, in Barrow's Collection of Voyages, Vol. II. p. 96.

chen nachſagen kan, gröſſer iſt, als unter hundert Wilden. Man erinnert ſich auch bei dieſem Vorwurfe nicht, daß es die Europäer, und beſonders die Engländer, ſind, welche die Wilden, mit den ſtärkſten der berauſchenden Getränke zuerſt bekant gemacht haben; daß ſie ihnen dieſelben zuführen und alſo die Trunkenheit, um des Gewinſtes und des Wuchers willen, zum Nachtheile der Geſundheit und der Sitten, unter ihnen befördern. Haben gleich die Amerikaner, vor ihrer Bekantſchaft mit den Europäern, ſchon, wie ich eben geſagt habe, berauſchende Getränke, von ihrer eigenen Erfindung, ſo waren ſie dennoch nicht ſo ſchädlich (Anmerk. 61.) und die Ausſchweiffungen welche die Trunkenheit erzeugt, war nie zuvor ſo gros und ſo weit getrieben, als bis die Europäer ſie mit Brantwein und Rum, ſo wie mit europäiſchen Laſtern bekant machten, und ſie durch ihr Beiſpiel darin unterrichteten. Die Folgen davon beſchreibt uns Liancourt, als Augenzeuge in der ſchon angeführten Stelle *) ſo: „Ich erfahre hier, (an den Grenzen von Canada,) daß der Rum die Indianer ſchwäche und ihr Leben verkürze, die Ehen täglich unfruchtbarer mache, daß nur elende Kinder geboren werden, und daß die Nationen, durch dieſes Gift, das man ihnen jezt

*) S. Die ein und funfzigſte Anmerkung.

weder entreiſſen, noch nach ſeinen Folgen, unſchädlich machen kan, merklich vermindert werden."

Wieviele phyſiſche und wieviele moraliſche Uebel, waren den Wilden unbekant, ehe ſich die civiliſirten Europäer bei ihnen einfanden! Die glüklichen Bewohner der Inſeln des Südmeeres, haben von ihnen die Blattern und die veneriſchen Krankheiten, nebſt vielen anderen Uebeln erhalten. Die Verwüſtungen, welche beſonders die erſteren unter den armen Wilden, auf Neuholland, anrichteten, laſſen ſich ohne Schaudern nicht leſen. *) Sie geben dieſer Krankheit zwar einen Namen, woraus aber gar nicht folgt daß ſie ihnen zuvor bekant geweſen, denn das Schrecken, welches dieſelbe unter ihnen verbreitete, zeiget, daß ſie dergleichen nie zuvor geſehen oder erlebt hatten. Die neueſten Nachrichten, die wir vom Jahre 1798 von der Inſel Taiti erhalten haben, melden daß die Zahl der Einwohner, dieſer, vor der Ankunft der Europäer, ſo glüklichen Inſel, die, wie Bongainville und Cook dieſelbe beſuchten, auf 100,000 geſchäzt wurde, bis auf etwa 20,000 herabgeſun-

*) S. Collin's Account of the English colony in new South-Wales, London 1798, 4to. Vol. I. p. 596.

ken ſey, daran das Einbringen europäiſcher Krankheiten, beſonders der Venusſeuche, ſchuld iſt. Werden dieſe Menſchen, die bisher, ſeit Jahrtauſenden nur Waſſer und einige unter ihnen, die vornem ſeyn wollten, Ava zu trinken gewohnt waren, noch zum Genuſſe, aus Europa und Weſtindien kommender Getränke, wie es ſchon geſchiehet, angeführet, wie wird es denn um ihren phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand ausſehen? *) In Wahrheit, die Uebel und das Unglük, welches die Europäer, dieſen vorher glüklichen Menſchen zugeführet haben, laſſen ſich

*) Ich habe oben geſagt, daß wie Cook zuerſt nach Taiti kam, die Einwohner die ſtärkſte Abneigung gegen die ſtarken Getränke äuſſerten, welche die Engländer bei ſich führten. Wie etwa zwanzig Jahre nachher, Vancouver mit engliſchen Schiffen wieder da war, ſoffen die Taiter, beſonders ihre Häuptlinge, ſchon Rum, Wein, und Brantwein mit Vergnügen, und einer ihrer ſogenanten Könige, wie er am Bord mit den Engländern ſpeiſete, nam eine ganze Flaſche Rum, bei der Mahlzeit, zu ſich, welches ihn völlig betrunken machte und ihn in Colvulſionen warf. Vancouver, wie er dieſes erzehlet, ſezt hinzu daß die Taiter die Engländer gerne nachahmten und daß die Einfuhr ſtarker Getränke in Taiti, mit der Zeit, ein guter Handlungsartikel werden könne!!

nicht berechnen. Womit werden ſich die geſitte⸗ten chriſtlichen Regierungen rechtfertigen kön⸗nen, auf deren Befehl und Anordnung, ent⸗fernte Völker, die Jahrtauſende hindurch, unter der Leitung der gütigen Natur, zufrieden lebten, durch Einführung europäiſcher Laſter, Krankhei⸗ten und Diebescolonien, unglüklich gemacht werden! Es fehlte nur noch, durch das Zufüh⸗ren religiöſer Meinungen und das Stiften wi⸗derſinniger Secten, das Bisgen übriggebliebene Glük, dieſer unſchuldigen Menſchen, welche von ihren ausgearteten und verdorbenen Brüdern Wilde genant werden, auf immer zu ſtören. Schon ſind ſogenante Heidenbekehrer, von un⸗vernünftig eiffernden Zeloten und albernen Schwärmern, von England aus, nach Taiti und den freundſchaftlichen Inſeln geſchikt, um unter dieſen, vor zwanzig Jahren noch glükli⸗chen Menſchen, europäiſches Elend, auch in die⸗ſer Rükſicht, zu verbreiten, davon man, in die⸗ſen frohen Ländern, ſeitdem ſie bewohnet wur⸗den, nichts wuſte. So mögen denn ihre Nach⸗kommen, wenn man ſie dereinſt um ihren Zu⸗ſtand, in vorigen Zeiten, befragt, wie die armen Californier antworten: „Wir haben ſeit undenk⸗lichen Zeiten, ohne Misvergnügen und ohne Verdruß, in unſern Einöden gelebt, bis die Mißionarien zu uns kamen.“ Die Einwohner

von Taiti aber bewohnen keine Einöden, ſondern, wenn ich ſo ſagen mag, eine Art von Paradies; ihr Unglük und ihr Elend alſo, das die Europäer über ſie gebracht haben, iſt, in Vergleichung mit dem was den Californiern begegnet iſt, unendlich gröſſer.

Man ſagt es den Wilden nach, daß ſie der Spielſucht ſehr ergeben ſind; allein, dergleichen Hang, iſt weder allgemein noch ſtark. Das Glükſpiel, ſofern es als ein Mittel angeſehen wird, etwas dadurch zu gewinnen, iſt durchaus eine Erfindung der Geſellſchaft, weil es ſchon Eigenthumsrecht vorausſezt. Wo Spiele unter den Wilden Statt haben, ſind es keine die Kunſt und Nachdenken erfordern, ſondern ſolche die blos vom Glücke und Zufalle abhängen. Die müßige Lebensart und die Trägheit verleiten zu ſolchen Zeitvertreiben. Wo ſich indeſſen etwas dem Eigenthume und dem Rechte dazu, auch nur einigermaſſen Aehnliches, unter den Menſchen befindet, wird es immer ſolche geben, die ohne Mühe und Arbeit, und ſo geſchwind als möglich, zu dem Beſitze desjenigen, dem man, in dem Geſellſchaftsſtande, einen Werth beigelegt hat, zu gelangen trachten. Da das Glük des Spiels, zu Zeiten, in einem Augenblicke dazu verhilft, ſo iſt es kein Wunder, daß ſelbſt rohe Menſchen, wenn ſie ein ſolches Mittel,

ihren Wunſch zu befriedigen haben kennen gelernt, ſich deſſelben bedienen. Der Hang zum Spiele mit Würfeln, der unſern alten Deutſchen zugeſchrieben wird, läßt ſich hieraus, wenn man einige Rükſicht auf ihre müßige Lebensart und ihre Trägheit nimt, leicht erklären. Erwägt man überdem, daß der rohe Menſch, ſelbſt nicht einmal an das gedenkt, was ſich, in wenigen Minuten, ereignen kan, und nach der größten Wahrſcheinlichkeit ſich ereignen wird, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn er bei ſolchen Vorfällen, zumal von der Hitze der Leidenſchaften gereizt, alles wagt, und, wie mancher Deutſche, zu Tacitus Zeiten, ſelbſt ſeine Freiheit, gegen einen elenden Gewinn, aufs Spiel ſezt. Er handelt hierin, ohngefähr wie der vorhin erwähnte Caraibe, der ſeine Hänge- oder Schlafmatte, am Morgen für einige Glaskügelchen, oder eine Flaſche Brantwein, dahingiebt, und erſt am Abend, in Klagen und Thränen ausbricht, weil er findet daß er kein Bette mehr hat. So handelt indeſſen der Menſch, der es in den Künſten und Ränken des geſellſchaftlichen Lebens, noch nicht weit gebracht hat! Folgte er, als Thier, blos ſeinem Inſtinkte, ſo würde er weder ſeine Freiheit noch ſeine Lagerſtätte aufgeben, es wäre dann daß ihn Hunger und Noth, Gewalt oder Gefahr dazu trieben. So aber hat er in der

Geſellſchaft darin er lebt, künſtliche Bedürfniſſe und Dinge kennen gelernt, darauf man einen, oft nur von Thorheit und Willkühr beſtimten Werth ſetzet. Da er nun aus Unerfahrenheit, denſelben nicht, nach der Wahrheit, zu berechnen weiß, ſo opfert er, zur Befriedigung ſeiner augenbliklichen und heftigen Wünſche, das Erſte das Beſte auf, deſſen Verluſt er nur alsdenn erſt fühlet, wenn er deſſelben, als ſchon dazu gewöhnt, entberen ſoll. Wären ſeine Naturfähigkeiten nicht, wie man ſich ausdrükt, durch die geſellſchaftliche Verbindung verbeſſert worden, ſo würde er nicht ſo handeln, und alſo ſolcher Reue überhoben ſeyn. Allein, dieſes iſt die eigentliche Geſchichte des Menſchen und der Quellen ſeines Elendes.

Zu dieſer Neigung der Wilden zum Spiel, mögte man den Hang zu einer andern Thorheit hinzuſetzen, ich meine die, ſich auf eine ſonderbare Art zu putzen. Sie iſt gleichwol nicht allen wilden Völkerſchaften gemein. Indeſſen ſcheint es in der Natur des Geſellſchaftszuſtandes zu liegen, ſich, ſobald man in denſelben eintrit, mit andern zu vergleichen, und ſich durch gewiſſe Vorzüge auszeichnen zu wollen. Gewöhnlich werden dieſe in Dingen geſezt, die man als eingebildete Zierathen, ſeinen Körper anhenkt. Der civiliſirte Menſch, treibt, in dieſem Stück,

ſeine Thorheit weiter als der Wilde. Beide ſind, im Grunde, einerlei, ob ſie gleich in verſchiedenen Geſtalten erſcheinen, und der ſich geſittet nennende Menſch, die Zierathen und den Schmuk der Wilden, als Kindereien verachtet, obgleich die ſeinigen, im Geringſten nicht beſſer ſind, ſondern, in den meiſten Fällen dieſen Namen gradezu verdienen. Unter den Europäern gehen die, welche ſich für die civiliſirteſten halten, in ihren Narrheiten am weiteſten. Unter den Morgenländern, hat in dieſer Rükſicht, die Vernunft weit mehr die Oberhand, denn ihre Tracht, iſt bei den meiſten, ſeit mehr als tauſend Jahren dieſelbe. Viele wilde Völker, gehen noch heutiges Tages, ganz, und andere gröſtentheils nakt. Einige beſchmieren ſich den Leib mit fettigen Dingen, die nicht ſelten mit Farben vermiſcht ſind, oder ſie punktiren ihre Haut, und ſchnitzen auf derſelben, nicht ohne Schmerzen, mancherlei Formen ein, wie ſchon ehemals die Picten, und auch, zum Theil, die Briten thaten. Andere durchboren ſich die Ohren, den Naſenknorpel und die Lippen, um Ringe, Muſchelſchaalen und andere unnütze Dinge, in die gemachten Oefnungen einzuſtecken, die eben ſo läſtig als abgeſchmakt ſind. Dergleichen Narrheiten kommen indeſſen nicht auf die Rechnung der Natur, als ob ſie es wäre, die

den Menſchen dazu aufforderte, ſondern ſie ſind Folgen der Geſellſchaft, in die er eingetreten iſt. Die Natur pflanzte ihm ein Gefühl von ſeinem eigenen Werthe ein, nach welchen er eben ſo gut und eben ſo viel ſeyn will, als ein anderer ſeines Gleichen. Der Geſellſchaftszuſtand, er befinde ſich auch auf einer noch ſo niedrigen Stufe, iſt vermögend dieſes reine und edle Gefühl ſchon abzuſtumpfen, und erzeugt, vermittelſt deſſelben, durch eine falſche Richtung die er ihm giebt, jene Misgeburt, welche Eitelkeit heißt, die den Menſchen verleitet, ſich durch allerlei Verkünſtelungen, ein Anſehen und einen Werth zu geben, um ſich vor andern, durch ſolche vermeinte Zierathen auszuzeichnen. Dieſes iſt die kurze Geſchichte der Narrheit der Wilden, in ihren Trachten und Verzierungen, die wir belachen, und ſie iſt es ebenfals, mit weniger Veränderung, wenn von civiliſirten Menſchen und ſeinen Verfeinerungen die Rede iſt. Der Naturmenſch kennet keine Eitelkeit, denn er vergleicht ſich nicht mit andern, und begehet alſo ſolche Thorheiten nicht.

Zuſagen und Verſprechungen können nur im geſellſchaftlichen Leben, wegen gegenſeitiger Verpflichtungen und Dienſte Statt haben. Das dunkele, aber leicht rege werdende Gefühl, welches uns angeboren wird, andere ſo zu behan=

deln, als wir wünſchen und erwarten, daß man uns behandeln möge, iſt der eigentliche Grund, worauf die Erfüllung unſerer Zuſagen, in der geſellſchaftlichen Verbindung, gebauet iſt. Unter den Wilden äuſſert ſich die Befolgung deſſelben ſtärker und herzlicher als bei den meiſten die ſich für geſittet halten, weil daſſelbe bei dieſen, durch das in der Geſellſchaft eingeriſſene Verderben, welches ſich ſchon bei der Jugend, als ein Gift einſchleicht, abgeſtumpfet wird. Faſt alle Reiſende, die unter den amerikaniſchen Wilden geweſen, ſtimmen darin überein, daß man ſich auf ihre Zuſagen verlaſſen könne, und daß die Wahrheitsliebe in ihren Charakter hervorſteche. Forſter ſagt *) „Begriffe der Ehrlichkeit, Treue, Unabhängigkeit und Freiheit, ſind bei den Wilden beinahe romantiſch." Die Abweichungen davon, und die Aeuſſerungen der Falſchheit ſind gröſtentheils eine Folge ihrer Bekantſchaft mit den Europäern, von denen ſie dergleichen erlernet haben. Vaillant **) ſagt von den afrikaniſchen Wilden, „daß er, zu ihrer Ehre, rühmen müſſe, daß, ſo wie man ſich weiter von der holländiſchen Colonie entfernt, mehr Rechtſchaffenheit und Herzlichkeit bei ihnen finde. Man be-

*) Bemerkungen rc. S. 284.

**) Am a. O. Th. 3. S. 84.

merke bei ihnen eine ſehr interreſſante Einfalt, und nicht mehr Mistrauen, als jedes vernünftige Weſen, (dieſe Benennung werden viele ſtolze Europäer den guten Wilden nicht zugeſtehen) haben muß, um ſich vor Gefahr zu ſichern und ſein Leben zu erhalten. Freilich iſt ihr Charakter voll Apathie und ihr Kopf iſt beſchränkt; aber da ſie nie Gelegenheit haben zu betrügen, und betrogen zu werden, (dieſes Leztere wäre noch wol die Frage) ſo brauchen und kennen ſie auch keine Lüge." Von den Negern auf den weſtindiſchen Inſeln ſagt Labat *) „ſie lieben ſich untereinander gar ſehr, und helfen ſich mit groſſer Bereitwilligkeit in ihren Bedürfniſſen. Es trägt ſich oft zu, daß wenn einer von ihnen ein Vergehen begangen hat, ſie gemeinſchaftlich kommen, Vergebung für ihn zu erbitten, und ſich zu erbieten, einen Theil ſeiner verdienten Strafe zu übernemen." An einem andern Orte heißt es, „ſie ſind einander ſo getreu, und wollen eher die rauheſten Züchtigungen ausſteſtehen, als einander verrathen." Freundſchaften welche einzelne Wilde mit einander errichten, dauern auf Lebenszeit. Die Treue und Ergebenheit, womit ſie einander zugethan ſind, grenzt faſt an Schwärmerei. Die Beiſpiele die

*) Am a. O. Tom. IV. p. 152.

man dazu als Belege anführen könte, ſind ſehr häuffig. Man darf nur leſen, was Lafiteau *) hierüber ſagt. Wunder iſt dieſes auch für den Menſchenkenner nicht, denn die Freiheit und Gleichheit, darin ſich die Wilden befinden, da kein Vorzug, in Beziehung auf Rechte und auf Eigenthum, unter ihnen Statt hat, ſondern ſie ſich völlig gleich ſind, machen daß kein Eigennuz, und keine Schmeichelei, unter ihnen vorgegebenen Freundſchaften erzeugen, ſondern daß gegenſeitige Zuneigung, Uebereinſtimmung der Gemüter, und gute, blos von der Natur hergeleitete Grundſätze, die Stifter ewiger, und bis an den Tod dauernder Freundſchaften ſind.

Dobrizhoffer rühmet die Treue der Wilden, im ſüdlichen Amerika, an mehrern Orten in ſeinen Nachrichten, und erzehlet Beiſpiele genung, wo er dieſelbe ſelbſt erfahren habe. Auch die roheſten Völker, ehemaliger Zeiten, hatten einen Abſcheu vor der Unwahrheit und Falſchheit. Sie warfen den Römern, wenn ſie Nachbarn derſelben waren, dieſe Laſter öfters vor, und es hieß bei ihnen, wenn ſie einen lügenhaften und

*) Tom. I. p. 609. Les amities vieilliſsent avec eux, et elles ſont ſi bien cimentées, qu'il ſe rencontre ſouvent l'heroiſme, comme éntre les Oreſtes et les Pylades.

treuloſen Menſchen bezeichnen wollten: Er iſt ein Römer! Die Klagen der Wilden in Amerika über die Europäer, daß ſie von ihnen hintergangen und treulos behandelt werden, ſind ſo gerecht, daß ſelbſt die, über welche ſie dieſelben ausſchütten, den Vorwurf nicht ableugnen. Ich habe gutdenkende Engländer, die ſich lange in Amerika aufgehalten, über dergleichen unverantwortliches Verfahren ihrer Landesleute gegen die Wilden, ihren gerechten Unwillen bezeugen gehört. Und was für Vertrauen konten wol die armen Wilden, auf die Treue und Redlichkeit der chriſtlichen Ankömlinge, die ſich für ſo geſittet hielten, ſetzen, wenn man blos an die Behandlung gedenkt, welche die Amerikaner von den Händen ihrer Eroberer erfahren haben? Iſt es Wunder, daß jene dieſe aufs Aeuſſerſte verabſcheuen, und wenn ſie Gelegenheit dazu haben, ihre Rache an ihnen ausüben? Ohne Schaudern kan man die Grauſamkeiten nicht leſen, welche Menſchen, die Bekenner einer wohlthätigen Religion zu ſeyn vorgaben, gegen ihre Brüder ausübten, die ſie Wilde hieſſen, obgleich die Sitten derſelben unſchuldiger und milder waren, als der Barbaren, von welchen ſie, bei Tauſenden und Millionen, im kalten Blute, oder auch in wilder Wuth ermordet, und durch ihre Hunde zerriſſen wurden. In

Wahrheit, Treuloſigkeit und Falſchheit, Grau=ſamkeit und Unmenſchlichkeit, ſind in Amerika, ſo lange es von Menſchen bewohnet wurde, nie frecher und zahlloſer ausgeübet worden, als ſeit=dem Europäer ſeinen Boden betraten. Wenn es wahr iſt, was Las Caſas, Biſchof von Chiappa, der dort an Ort und Stelle war, mel=det, daß in vierzig Jahren, funfzig Millionen Amerikaner, durch die Spanier ſind ums Leben gebracht worden, wer mögte denn nicht auf die Gedanken verfallen, daß, ſeitdem das Land, von uralten Zeiten her, bevölkert geweſen, nicht ein Fünftheil von Mordthaten darin iſt ausgeübet worden, als während des vorhin erwähnten Zeit=raums. Im Durchſchnitte müſſen innerhalb zwölf Monaten, eine Million, zweihundert und funfzigtauſend Morde geſchehen ſeyn!! Welche von den beiden Gattungen dieſer Menſchen, iſt demnach wol die ſchlechte? Der Wilde, der der Natur getreuer blieb, oder der welcher ſich geſit=tet nennet, und jene als Treuloſe und Grauſame ausſchreiet? (Anmerk. 62.) Iſt der Natur=menſch, iſt der Wilde ſo verderbet und ſo ver=worfen, als ſich der oft zeigt der ſich verfeinert zu ſeyn glaubt und Gefühle der Menſchlichkeit, ſo wie Religion, zu beſitzen vorgiebt?

Sechste Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Daß die Wilden ungeſchliffene Menſchen, von grobem Betragen, ſeyn müſſen, wird von den Europäern gemeiniglich geglaubt; allein, meine Brüder, es verhält ſich nicht ſo. Vielmehr mögte es ſich, bei näherer Unterſuchung, und mehrerer Bekantſchaft mit ihnen, zeigen, daß unter manchen wilden Völkerſchaften, ein höfliches Betragen, und Sitten die ihnen als Menſchen Ehre machen, mehr zu Hauſe ſind, als bei denen die mit Verachtung über ſie hinwegſehen. „Wenn es noch einen Winkel auf der Erde giebt, ſagt Vaillant, *) wo Anſtand im Betragen und Sitten geehret werden, ſo muß man ihn in den tiefſten Wüſten ſuchen. Der Wilde hat ſeine Grundſätze, weder aus der Hand der Erziehung noch der Vorurtheile; er verdankt ſie der Natur.“ Die welche zu einerlei Stamme gehören, ſuchen auf das ſorgfältigſte, ſich nicht mit Worten, ja nicht einmal mit Mienen zu beleidigen. Um es zu beweiſen, daß ſie höflich und geſittet ſind, will ich nur auf einige ihrer Ge-

*) Am a. O. Th. 1. S. 273.

wohnheiten

wohnheiten aufmerkſam machen, die uns von ſehr glaubwürdigen Männern, die mit ihnen ſehr wohl bekant waren, berichtet werden. Wer einigermaſſen weiß, was die Pflichten des Umgangs, bei Unterredungen, über gewöhnliche, oder auch über wichtige Gegenſtände erfordern, der wird es für ein unleugbares Kennzeichen der Ungeſchliffenheit halten, wenn jemand einen Andern in ſeiner Rede unterbricht, oder ihn nicht zu Worte kommen läßt. Franklin, der als ein geborner Amerikaner ſeine indianiſchen Nachbarn wohl kante, ſagt uns, *) Wenn mehrere von ihnen beiſammen ſind und geredet wird, unterbricht keiner den Redenden, weil ſie dergleichen für unanſtändig halten. In ihren Verſammlungen, darin man ſich über Angelegenheiten berathſchlaget, ſtehet der, der reden will auf, und die Uebrigen beobachten ein tieffes Stillſchweigen. Hat er ſeinen Vortrag geendiget, und ſich wieder niedergeſezt, ſo läßt man ihm noch fünf bis ſechs Minuten Zeit, um ſich zu beſinnen, und wenn er noch etwas zu ſagen haben ſollte, es hinzuzuſetzen. Wenn etwas geredet iſt, das ſie nicht glauben, oder nicht billigen, ſo widerſprechen ſie dem der es ſagt, nicht grade zu, oder augenbliklich, ſondern thun es erſt nach

*) Franklin am a. O. Th. 2. no. 34.

kalter Ueberlegung und mit Beſcheidenheit.“ Die Geſchichte der Unterredung über Glaubensartikel, zwiſchen einem ſchwediſchen Mißionar und den Oberhäuptern der Suſquahanna Indier, die der erſtere, um ſie zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, hatte einladen laſſen, und welche Franklin, bei dieſer Gelegenheit erzehlt, iſt ſehr auffallend, und die Geſpräche, ſtechen wahrlich ſehr neben einander ab. Die Indianer zeigen ſich als beſcheidene und geſittete Menſchen; dagegen wird der chriſtliche Heidenbekehrer ſehr entrüſtet, und drükt ſich ſo unbeſcheiden aus, daß einer der Indianer ihn anredet: „Mein Bruder, wie es ſcheint, haben deine Freunde dich in deiner Erziehung vernachläßiget, und dich in den Regeln der allgemeinen Höflichkeit ſchlecht unterrichtet. Du ſaheſt daß wir die wir dieſe Regel verſtehen und ausüben, alle deine Erzehlungen, (wie Satan ſich in eine Schlange verwandelte, und die Eva zum Biſſe in einen Apfel verführte u. ſ. w.) glaubten; warum weigerſt du dich alſo die unſrigen zu glauben?“ — Was mögten ſolche Wilden von unſern Sitten wol denken, wenn ſie — nicht in eine Dorfſchenke, wo die Tiſche mit lärmenden Bauern beſezt ſind, ſondern — in eine ſich viel höher, verfeinert, ja wol gar für gelehrt haltende Geſellſchaft kämen, wo, bei aller vorgege-

benen Geſittetheit, einer dem andern in der Rede unterbricht; wo ein dritter, der reden will, kaum zu Worte kommen kan, wo man ſich nicht ſelten Grobheiten und Ungezogenheiten ins Geſicht ſagt, oder durch elenden Witz, durch bittere Schraubereien, durch niedrige Verläumdungen, Zank und Feindſchaften veranlaßt? Mag doch, wer unpartheiiſch und ohne Vorurtheile zu entſcheiden fähig iſt, den Ausſpruch thun, wem das Lob eines anſtändigen und vernünftigen Betragens zukomme — dem Wilden oder dem ſich geſittet nennenden Menſchen? Dobrizhoffer *), der Glauben verdient, erzehlet uns von den Abiponern, daß ſie in ihren Zuſammenkünften, ſittſam und gefällig ſind. Ihre Handlungen verrathen nichts von Ausgelaſſenheit, Muthwillen und Rohheit. Sie ſcherzen gern, aber ohne Frechheit und Bitterkeit, ſie miſchen auch keine Zoten mit ein. Entſtehet zuweilen Streit, ſo ſagt jeder mit ungerunzelter Stirne, und mit der gröſten Gelaſſenheit ſeine Meinung; ſie brechen nie in Drohungen und Schmähungen aus. Kaum unterſtehet ſich einer, den andern in ſeiner Rede zu unterbrechen. Bei Erzehlungen und Vorträgen, wenn ſie auch eine ganze halbe Stunde dauerten, hören die Anweſenden mit

*) Geſchichte der Abiponer, Th. 2. S. 168.

Aufmerkſamkeit zu. Sie geben bei vorkommenden Stellen, wenn ſie ihnen gefallen, ihren Beifall zu erkennen, ſelbſt bei dem Predigen der Mißionaren thaten ſie dergleichen. Labat *) ſagt von den Caraiben, die gewöhnlich, von den Europäern, unter die roheſten Wilden gezählet werden, „In ihrem Umgange und in ihren Zuſammenkünften, ſind ſie ſehr beſcheiden und friedſam. Es redet immer nur einer zur Zeit. Die Uebrigen hören ihm, wenigſtens dem Anſcheine nach, mit groſſer Aufmerkſamkeit zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ihm zu widerſprechen und zu antworten. Alles was ſie thun iſt, daß ſie ihren Beifall, durch eine Art von Gemurmel, dabei ſie den Mund nicht eröfnen, zu erkenneu geben. Hat der eine zu reden aufgehöret, ſo fängt der andere an, und wird eben ſo aufmerkſam angehöret als der erſte. "Labat ſezt noch hinzu, daß er ſie nie ſtreiten oder zanken gehöret, und daß er ihre Zurükhaltung bewundert habe." Stimmen nicht alle dieſe Zeugniſſe mit dem was Franklin zum Ruhme der Wilden ſagt, vollkommen überein? Und gleichwol ſind jene Abiponer die, welche die Grauſamkeiten der Spanier vielfältig erfahren haben, und denſelben noch jezt ausgeſezt ſind.

*) Am a. O. Tom. IV. p. 317.

Die Wilden die nicht im Kriege, oder in Feindſchaft mit einander leben, begegnen ſich daher mit Beſcheidenheit, und jeder hütet ſich den Andern, mit Worten oder Handlungen zu beleidigen, weil er weiß daß der andere gleiche Rechte hat, und ſich, wegen der Eingriffe in dieſelben rächen wird. Da die Wilden die Freiheit über Alles ſchätzen, und ſie, von Kindheit auf, in ihrem Buſen ernähren; da keiner unter ihnen dieſelbe einem andern ſtreitig machen will, ausser wenn dieſer ſich einfallen lieſſe, ſich mehr herauszunemen, als ihm gebüret; da ſie ſich Alle gleichachten, und ſich hüten einander zu nahe zu treten, ſo hat dieſes ſchon einen groſſen Einfluß auf ihre Verträglichkeit und ihr Betragen, gegen einander. Sie ſchleiffen ſich untereinander ſelbſt zur Höflichkeit. Ihre Beſcheidenheit iſt alſo nicht kriechend, erzwungen, verſtellt und leer, wie der Chineſen und vieler Europäer, die eine Folge ihrer harten Erziehung iſt; ſondern ſie rührt aus inneren Gefühlen und aus Vernunft her, die ſie dabei zu Rathe ziehen; daher ſich ihre Höflichkeit der Natur und der Würde des Menſchen gemäß äuſſert. Man vergleiche mit dieſem ſittlichen Betragen der Wilden, das Benemen der Reichen, Vornemen, Gewalthabenden, gegen Aermere, Geringere und Unterworfene, unter den Völkern die ſich

geſittet nennen, und frage alsdenn, Ob die Lebensweiſe der Wilden, oder die Unſrige, die wahre, reinere und unſerm Geſchlechte anſtändige Geſchichte des Menſchen ſey, ſofern ſie das Betragen unter- und gegeneinander, der Natur gemäß, darſtellen ſollte? Unſtreitig iſt das Herſchen und Tyranniſiren über einander, nicht der natürliche Charakter des Menſchen, ſondern es iſt eine Folge der zuweit getriebenen Geſellſchaftsverbindung.

Die Achtung welche viele wilde Völkerſchaften für das Alter bezeigen, kan als ein Beweiß angeſehen werden, daß ſie, in dieſer Hinſicht, tauſende unter den cultivirten Menſchen, denen man, bei ihrer Erziehung, die Ehrerbietung gegen das Alter, als Pflicht einzuprägen ſucht, ſehr beſchämen. Der iſolirt lebende und herumirrende Naturmenſch, der bei ſeinen Bedürfniſſen der Hülfe anderer nicht bedarf, und keine Begriffe von den in der Geſellſchaft erzeugten Tugenden, die man Ehrerbietung und Dankbarkeit nennet, erhalten hat, wird davon nichts wiſſen. Der Wilde dagegen, der nicht auf der allerniedrigſten, ſondern einer ſchon etwas höhern Stufe geſellſchaftlicher Verbindungen ſtehet, fängt an es zu fühlen, daß er Beiſtand bedürfe, und daß der ſo ihm dergleichen leiſtet, etwas Aehnliches von ihm erwarten dürfe. Unter den

Wilden, bei denen man Achtung für das Alter und Erweiſe davon antrift, rühret es von den häußlichen Verbindungen her, darin ſie erzogen wurden und aufwuchſen. Sie ſahen daß die Bejahrten, wegen der Erfahrung, die ihnen das Alter verſchaft hatte, für weiſer und zum Rathgeben geſchikter gehalten werden als die Jüngeren, welches bei ihnen eine Art der Ehrerbietung erzeugen muſte. Daß dieſes ſich wirklich ſo verhalte, können, auſſer mehrern andern, die folgenden Zeugniſſe beſtätigen. Labat *), ſagt von den Negern: „Sie haben insgeſamt groſſe Ehrerbietung für das Alter und für Greiſe. Sie nennen ſie nie bei ihrem Namen, ohne die Benennung eines Vaters hinzuzuſetzen. Gehören die Alten gleich nicht zu ihren Verwanten, ſo gehorchen ſie ihnen doch ſehr bereitwillig, und thun Alles um ihnen gefällig zu werden, und ihnen, in allen Stücken, Dienſte zu leiſten." Beim Vaillant **) heißt es: „Haabas, (das Oberhaupt der Gonaqua Hottentotten,) bat mich, im Namen verſchiedener kraftloſen Greiſe, die nicht mehr aus ihren Hütten gehen konten, daß ich ſie doch beſuchen mögte. Wir gingen zuſammen zu ihnen hin. Sie waren alle mit Kindern

*) Am a. O. Tom. IV. p. 147.
**) Am a. O. Th. 2. S. 222.

von acht bis zehn Jahren umgeben, und bekamen von ihnen Nahrung und alle Bequemlichkeiten zugereicht, deren das hinfällige Alter bedarf. Dieſe ehrwürdige Einrichtung unter wilden Völkern, machte ſtarken Eindruk auf mich."
Bei den Wilden in Amerika, zeigt ſich die Achtung für hohe Jahre, beſonders in ihren Verſammlungen, wo die Alten die erſten ſind von denen man Reden und Rath erwartet und beides befolget.

Indeſſen iſt es doch eine, durch Erfahrung beſtätigte Wahrheit, daß gemeiniglich bei denen Völkern, die für cultivirt gehalten werden, und bei welchen eine üppige Lebensart hochgeſtiegen iſt, das Alter gewöhnlich in Geringſchätzung ſtehet. In dem Charakter mehrerer europäiſchen Nationen dieſer Art, iſt dieſes ſehr ſichtbar. Ja, auf der Inſel Taiti, deren Bewohner man als cultivirt anſehen mag, ſind alte Leute ſehr verachtet. In der engliſchen Mißionsreiſe *) zu dieſen Inſulanern heißt es: „Unter die allerungewöhnlichſten Sitten gehöret die, daß man gegen das Alter nicht die mindeſte Ehrfurcht und Achtung äuſſert. Einer unſerer alten Seeleute, war oft ein Gegenſtand ihres Gelächters. Wenn im Geſpräche irgend eine unbedeutende Sache

*) S. 295. der deutſchen Ueberſetzung.

erwähnet wird, ſo heißt ſie in ihrer Sprache „ein alter Mann.“ „In Tongatabu (einer der freundſchaftlichen Inſeln) bemerkten wir grade das Gegentheil. In der Geſellſchaft eines Alten, beobachteten die Jüngeren ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen.“ Es iſt indeſſen wol nicht zu bezweiffeln, daß die üppige und über alle Maaßen ſchändliche Lebensart der Arroys, oder wie wir ſie nennen mögten, Edelleute, auf Taiti, die nach den Berichten der Reiſenden, eine äuſſerſt verworfene Menſchenclaſſe ſeyn muß, ſo wie ihr Stolz und ihr Geſchmak, an dem was ſie Lebensgenuß nannten, zu dieſer unnatürlichen Verachtung des Alters die nächſte Veranlaſſung gebe und ſie unterhalte. Bei der gemeinern Volksclaſſe, die freilich, ſo wie unter andern Nationen, zur Nachahmung der vermeinten beſſeren und vornemeren Menſchen ſehr geneigt iſt, äuſſert ſich dieſe Verachtung zwar auch wol, aber doch nicht ſo ſtark. Daß ein ſolches Betragen gegen das Alter, eine Folge verderbter Sitten ſey, welche im Geſellſchaftszuſtande erzeuget werden, iſt unleugbar.

Ich weiß wohl, daß man einigen wilden Völkern nachſagt, ſie erſchlügen die ſehr alten unter ihnen, damit ſie dieſelben von den Beſchwerden und der Laſt hoher Jahre befreien und ſich ſelbſt Erleichterung dadurch verſchaffen

mögten. Wenn dergleichen wirklich Statt haben ſollte, ſo geſchiehet es gewis nicht ſelten aus einem vermeinten religiöſen Bewegungsgrunde, den der Aberglaube an die Hand giebt. Manche Völkerſchaften hatten, und haben zum Theil noch, die ſonderbarſten Vorſtellungen von den Freuden des Auffenthaltes und des Ortes in welchen ſie, nach dieſem Leben, eingehen würden, daher alte und auch kranke Leute, ihre Kinder oder Freunde baten, ihnen das Leben zu nemen, damit ſie bald zu dem Genuſſe dieſes erwarteten Glüks gelangen mögten. Was Herodot *) von den Pädäern, einem indiſchen Volke ſchreibt, daß ſie die kranken Männer und Weiber unter ihnen, ehe ſie von der Krankheit ganz abgezehret würden, erſchlugen und ſie darauf verzehrten, gehöret vermutlich zu den Fabeln, dergleichen man bei dieſen alten Schriftſteller nicht wenige antrift. Wäre es indeſſen wahr, ſo mögte man es als einen traurigen Beweiß anſehen, wie tief die Menſchheit, bei ihrem Eintritte in den Geſellſchaftszuſtand, auf der erſten Stuffe deſſelben, ſinken kan. Ein Naturmenſch wird weder den andern freſſen, noch wird er ihn erſchlagen, um ihm dadurch eine vermeinte Gefälligkeit zu erweiſen. Von den

*) Lib. III. c. 49.

Esquimeaux, an der Hudſonsbay, erzehlet Ellis *), daß bei ihnen die Gewohnheit iſt, „daß die abgelebten Alten, ihre Kinder, oder in Ermangelung derſelben ihre Freunde bitten, ihnen ihr Grab zu machen, und ſie darin zu verſcharren. Sie legen ſich hinein und rauchen, während einer Unterredung mit den Umſtehenden, noch eine Pfeiffe, und trinken dabei noch wol einen Schluck. Alsdenn zeigen ſie an daß ſie fertig ſind ſich erdroſſeln zu laſſen, und wenn dies geſchehen iſt, wird die Gruft mit Erde angefüllet, und darüber ein rohes Denkmal von Steinen errichtet.“ Man muß ſich hiebei erinnern, daß der Wilde, weil er von einer Furcht des Todes wenig weiß, auch gegen ſein Ende ſehr gleichgültig iſt, und daß bei den meiſten wilden Völkerſchaften, eine ſolche Art der Gefälligkeit, nicht wider den Willen des zum Sterben Entſchloſſenen, ſondern auf ſein eigenes Erſuchen erwieſen wird. Unter Völkern, die eine bürgerliche Verfaſſung unter ſich eingeführet haben, kan und darf dergleichen nicht allzuwol erlaubt werden, weil ſonſt die Anzahl derer ſehr groß ſeyn würde, die einen ſolchen Erweiß der Gefäl-

*) Ellis voyage for the discovery of a North-west passage, in Barrow's collection. Vol. III. p. 201.

ligkeit verlangen mögten, um von dem Elende und Beſchwerlichkeiten, davon der Wilde wenig oder nichts weiß, frei zu werden. Ein ganz neuerer Reiſender *) erzehlet uns, wiewol nicht als Augenzeuge, etwas Aehnliches, von einigen Nordamerikaniſchen Völkerſchaften, und fügt ſeinem Berichte, eine Bemerkung bei, die, wenn man ohne Vorurtheile darüber nachdenkt, das Verhalten der Wilden, wo nicht rechtfertigen, doch gewis entſchuldigen wird. Was er ſagt iſt Folgendes: „Diejenigen unter den Wilden, die alt und ſchwach geworden, werden von ihren Kindern getödtet, die dieſes für ihre Schuldigkeit halten, um ihren Eltern die Leiden des Alters zu erſparen. Indeſſen erfüllen ſie dieſe Pflicht nicht immer. Ueberlegt man dieſen barbariſchen Gebrauch gehörig, ſo wird man ihn ziemlich vernünftig finden. Wozu hilft das Leben, wenn man nichts als Elend und Kummer erwarten darf?" Vielleicht hat Liancourt vergeſſen zu erwähnen, daß dergleichen nicht anders als auf Verlangen derer geſchiehet, die zu ſterben wünſchen.

Rechnet man Freigebigkeit, Gaſtfreiheit, und uneigennützige Gefälligkeit, zu den Kennzeichen

*) De la Rochefaucauld Liancourt, am a. D. Th. 1. S 321.

guter Menſchen, ſo mögte ſich, bei näherer Unterſuchung, und bei mehrerer Kentniß der Sitten der Wilden, vielleicht auch zeigen, daß ſie bei ihnen ſich ſchöner und ungeheuchelter äuſſeren, als bei denen die ſich höherer Cultur rühmen und darauf ſtolz ſind. Wir wollen nur ein paar Zeugen darüber hören. Franklin ſagt, an dem vorhin angeführten Orte: „Wenn jemand ſich, als ein Fremder, einem indianiſchen Dorfe nähert und in daſſelbe eingehen will, würde es für ſehr ungeſchliffen gehalten werden, in daſſelbe einzutreten, ohne vorher ein Zeichen ſeiner Annährung zu geben. Man ruft: Holla! und wartet bis man eingeladen werde hineinzukommen. Gemeiniglich kommen alsdann zween alte Männer heraus und führen den Fremden hinein. In jedem Dorfe iſt eine leere Hütte für Fremde, in welche man ſie einführet. Den Einwohnern wird alsdenn angezeigt, daß Fremde angekommen ſind, die wahrſcheinlich hungrig und müde ſeyn mögten. Nun ſchikt jeder ſogleich was er von Lebensmitteln, und Häuten zum Nachtlager, entberen kann. Hat ſich der Fremde erfriſcht, ſo werden Pfeiffen und Toback gebracht, und nun erſt fängt die Unterhaltung an. Man fragt die Fremden wer ſie ſind? wohin ſie reiſen? was es Neues giebt? und dergleichen. Die Unterredung endigt ſich gewöhn-

lich mit Anerbietung gefälliger Dienſte, und der Erkundigung, Ob der Fremde einen Wegweiſer, oder ſonſt etwas, zur Fortſetzung ſeiner Reiſe, nötihg habe? Für die Bewirthung, wird nicht das Mindeſte gefordert." Von den Abiponern ſagt Dobrizhoffer *) „daß er zum Beweiſe der Herzensgüte dieſer Wilden, noch hinzuſetzen wolle, daß gemeine Spanier, Neger und chriſtliche Indianer, die ihren Herrn entlauffen, oder von dem rechten Wege abgekommen ſind, oder ſonſt durch einen Zufall, auf einen Wohnplaz der Wilden ſtoſſen, ſehr freundſchaftlich von ihnen aufgenommen werden; daß ſie ihnen zu eſſen geben und ſonſt alle möglichen Gefälligkeiten erweiſen. Dieſe guten Leute, fähret er fort, ob ſie gleich nicht zur chriſtlichen Religion bekehret waren, namen dennoch die ſpaniſchen Miſſionare, die ſie vermutlich als gute, friedfertige Leute anſahen, wenn ſie zu ihnen kamen, willig auf, leiſteten ihnen alle nützlichen Dienſte, und ſorgten für ihre Sicherheit. Dieſes zeiget um ſoviel mehr die Guthmüthigkeit dieſer Wilden, da ſie gegen die Spanier, als ihre ärgſten Feinde, äuſſerſt erbittert, und in einem beſtändigen Kriege mit ihnen waren." Dobrizhoffer

*) Am a. O. Th. 2. S. 179 ff.

ſezt hinzu: „Wenn ſie glaubten, daß entweder von Seiten auswärtiger Feinde, oder ihrer eigenen betrunkenen und aufgebrachten Landsleute, eine Gefahr drohe, ſo gaben ſie uns gleich Nachricht davon, und ſtanden uns redlich bei. Es iſt unglaublich, mit welcher Willfährigkeit, ſie uns auf Reiſen, in der Pflege unſerer Pferde, bei dem Ueberſetzen über Flüſſe, bei den Nachſtellungen der Feinde, oder bei dem Zurükſchlagen derſelben, überall an die Hand gingen. So gutherzig, ſo menſchenfreundlich denken dieſe Wilden!" Ja wohl, mogte dieſer ehrliche Mann ſo ausrufen, denn wahrlich unter den Völkerſchaften der alten Welt, die man civiliſirt nennet, dürfte die Zahl derer, die ſo menſchenfreundlich als dieſe Wilden denken, und ſo treu und dienſtfertig, noch dazu ohne alle Vergeltung, handeln, wol nicht groß ſeyn. Freilich ſehen ſie, wie ich ſchon oben angemerkt habe, jeden der ihre Sprache nicht redet, als einen Fremden, oder welches beinahe einerlei iſt, als einen Feind an; allein, wenn der Gaſt vorgeſtellet wird, oder wenn er ruhig, ſtill und, nach ihrer Art, unter ihnen leben will, nimt man ihn, nach der Sitte vieler wilden Völkerſchaften bereitwillig auf, und wenn er blos als Gaſt und Reiſender empfohlen iſt, weiß man kaum wie viel Gutes und Gefälliges man ihm erzeigen

ſoll. Vergleicht man hiemit die Gaſtfreiheit der Europäer, die Aufname der Fremden und Reiſenden in Schenken und Gaſthöfen, wie ſie da geſchunden und noch wol obendrein übel behandelt werden; erinnert man ſich an die rauhen Fragen, welche den Fremden, in den Thoren, bei dem Eintritte in unſere Städte, vorgelegt werden; denkt man an das Durchſuchen ihres Reiſegeräthes, und an andere Behandlungen denen ſie ausgeſezt ſind — wird man da noch lange ſich zu beſinnen nöthig haben, wenn man die Aufname der Fremden, von Seiten der Wilden, dagegen hält, ob man dieſen den Namen und das Lob guter und geſitteter Menſchen beilegen ſolle, oder dem ſtolzen Europäer, der auf ſie mit einer unwiſſenheitsvollen Verachtung herabſiehet, die Mitleid verdienet? Der Menſch iſt von Natur nicht geizig, er lernt dieſes Laſter erſt in der Geſellſchaft kennen. Die Wilden die ſich von der Natur noch nicht weit entfernet haben, ſind aus dieſer Urſach nicht habſüchtig, ſondern theilen gern mit, darum weil ſie keine Reichthümer beſitzen, die ſie geizig machen würden. Unter vielen wilden Völkerſchaften, ſtehen, weil ſie keine Riegel und Schlöſſer kennen, ihre Hütte beſtändig offen, und die Nahrungsmittel die darin vorhanden ſind, werden niemanden verſagt. Man ſorget für die Wittwen und

Waiſen, und giebt ihnen von dem Ertrage der Jagd und der Fiſcherei ab.

Um die Ausübung der Pflichten der Menſchlichkeit, Gaſtfreiheit und uneigennüzigen Gefälligkeit, die man unter den ſo verachteten Wilden antrift, mit der in Vergleichung zu ſtellen, deren ſich europäiſche Nationen rühmen, will ich hier noch ein paar Thatſachen anführen, die wol nicht beſtritten werden können. Von einem franzöſiſchen Schiffe, das an der unbewohnten Inſel Anticoſti, im Meerbuſen der vom Lorenzfluſſe den Namen hat, verunglükte, retteten ſich einige der Manſchaft, auf einem aus den Trümmern des Schifs gemachten Floſſe, und kamen, nach vielem ausgeſtandenen Elende, halbtod auf dem veſten Lande an. Nicht weit vom Strande erblikten ſie eine armſelige Wohnung einer wilden Familie, der ſie ſich mit Beſorgniß näherten. Die guten Wilden namen ſie gleichwol mit groſſer Menſchenliebe auf, leiſteten ihnen alle Hülfe und unterſtüzten ſie nach allem ihren Vermögen, darum weil ſie, wie ſich der Haußvater ausdrükte, Unglükliche wären, und Recht hätten auf ihr Mitleid Anſpruch zu machen. Wir ſind Menſchen ſagte er und das Unglük Anderer rühret uns, ſo wie das Unſrige." *) Nun halte man

*) S. Raynal Histoire philosophique etc. T. VI. p. 205.

gegen dieſe Wilden, die Engländer an der Hudſonsbay, von welchen uns Ellis *), ſelbſt ein Brite, das Folgende, als eine bekante, wahre Geſchichte erzehlet. „Ein Indianer, ſagt er, kam mit ſeiner Familie, aus einer ſehr entfernten Gegend, nach einer der engliſchen Factoreien, um mit ſeinen bei ſich habenden Fellen Handlung zu treiben. Auf ſeiner Reiſe hatte er wenig Glück, mit der, zu ſeinem Unterhalte, nöthigen Jagd, und gerieth mit ſeinem Weibe und Kindern in die äuſſerſte Noth. Sie waren genöthigt, die Felle die ſie zum Verkauffe bei ſich führten, ja ſelbſt die womit ſie bekleidet waren, aus Hunger, nach dem ſie die Haare davon abgeriſſen, zu zernagen. Zulezt ging es ſoweit, daß ſie zwei ihrer Kinder tödten muſten, um ſie zu verzehren. Bei ihrer Ankunft in der Factorei, erzehlten ſie, mit einem Herzen das vom Kummer überfloß, ihre traurige Geſchichte, mit den rührendſten Umſtänden, den Engländern und ihren Vorgeſezten. Zur Schande unſerer Nation, ja ſelbſt des menſchlichen Geſchlechts, ſezt Ellis hinzu, brach man darüber in ein lautes Gelächter aus, worauf der arme Vater, mit einem Geſichte, voll von Erſtaunen, in gebrochenen Engliſchen, ausrief: Wahrlich das iſt keine

*) Ellis am a. O. Th. III. p. 205.

Geſchichte um Gelächter zu erwecken! und ging ſogleich davon, ohnzweiffel ſehr erbauet durch ſolche Sitten der Chriſten." Ich enthalte mich, über dieſe beiden Erzehlungen einige Bemerkungen zu machen. Wer einige Gefühle der Menſchlichkeit beſizt, wird, ohne vieles Nachdenken, entſcheiden können, ob jene Wilden oder die Engländer, die von ihrer Grosmuth und ihrem Edelſinne, ſo viel Rühmens machen, ſich zur Ehre der Menſchheit und ihres Herzens, in ihren Betragen äuſſerten.

Noch eins will ich hier anführen. Die Uneigennützigkeit und Redlichkeit der Wilden, zeigt ſich bei Vielen, in der Art wie ſie ihre öffentlichen Angelegenheiten, und das allgemeine Beſte ihrer Völkerſchaft betrieben. In ihren deswegen angeſtellten Zuſammenkünften, gehet alles auf das anſtändigſte zu. Ernſthaftigkeit und Stille, zeigen ſich darin ſo, daß ſie bei einem Europäer Verwunderung erwecken. Niemand unterhält dabei Abſichten, die ſeine perſönlichen Vortheile, oder einiger mit ihnen Verbundenen, auf Koſten des Ganzen, befördern ſollten. Das Wohl und das Beſte ihrer ganzen Nation, iſt das Augenmerk. *) Wenn unter europäiſchen

*) No ſelfiſh views influence their advice, or obſtruct their conſultations. Carver's Travels, p. 412.

Völkern, die welche an der Staatsverwaltung Antheil haben, zu oft, ſich und ihre Freunde zu bereichern und zu erheben ſuchen, und nicht ſelten dabei das öffentliche und allgemeine Beſte aufs Spiel ſetzen, ſo findet man bei den Wilden nichts das dieſem ähnlich wäre. Das ſo vielfältig, von civiliſirten Menſchen, gemisbrauchte Wort, Patriotismus, iſt ihnen zwar ganz und gar unbekant; aber die Pflichten und Handlungsart die es erfordert, erfüllen ſie, ohne es zu wiſſen, uneigennützig und ohne damit zu prahlen, oft auf eine ſehr glänzende Weiſe.

Siebente Vorleſung.

Fortſetzung des Vorhergehenden.

Man giebt den Wilden ſchuld, daß ſie zum Rauben und Stehlen ſehr geneigt ſind. Dieſe Behauptung bedarf aber vieler Einſchränkung, und iſt nach den Berichten glaubwürdiger Europäer, die ſich lange unter ihnen aufgehalten haben, wenigſtens in Beziehung der Wilden unter ſich ſelbſt, und auf ihre eigene Völkerſchaft, ungegründet. Einige Zeugniſſe die ich hernach anführen werde, können dieſes hinlänglich beweiſen.

Nach der Natur kan der Menſch nicht ſtehlen oder rauben, den ſie hat ihm, auſſer ſeinem Ich, kein Eigenthum gegeben, und er will andern dergleichen nicht zugeſtehen, weil er die Meinung unterhält, die Erde, mit Allem was ſie hat, gehöre Jedem zu. Durch Einführung des Eigenthums entſtand der Diebſtahl, als eine Tochter der Geſellſchaft, welche ihn erzeugte.

Der Wilde in Nordamerika, der ſich, in Vergleichung mit uns, noch auf einer ſehr niedrigen Stuffe des Geſellſchaftszuſtandes befindet, hat nur ſehr wenig, das er als ſein Eigenthum anſehen mögte. Eine armſelige Hütte, einige Felle zur Bekleidung und zum Nachtlager, einige Geräthſchaften um ſich damit ſeine Nahrung zu verſchaffen, und ſich dieſelbe zuzubereiten; vielleicht auch einen kleinen Flek, auf den er Toback, Mais, oder andere Kleinigkeiten geſäet oder gepflanzet hat, und ihn, ſo lange Früchte auf demſelben wirklich ſtehen, als ihm zugehörig anſiehet, mögten wol alles ſeyn, was er, nach unſern Begriffen von Eigenthum, das Seinige nennen könte. Der Werth den er darauf ſezt, iſt nicht gros, zumal wenn er ſeine Wohnſtätte oft verändert, und Raum genug hat, ſie, ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten, anderswo aufzuſchlagen. Er iſt ſeines Eigenthums wegen

unbeſorgt, verläßt ſeine Hütte, die ohne Schloſſer und Riegel iſt, auf mehrere Tage, und findet, bei ſeiner Rükkunft, keinen Verluſt, auſſer wenn etwa wilde Thiere, während ſeiner Abweſenheit, einigen Schaden angerichtet haben ſollten. Hätte auch unterdeſſen jemand von ſeinen Nachbarn und Bekanten, von dem in ſeiner Hütte vorräthigen Mais, oder andern Nahrungsmitteln, etwas genommen, weil er Mangel daran litt, ſo würde er, nach dem Zeugniſſe vieler Europäer, die ſich unter den amerikaniſchen Wilden aufgehalten haben, im Geringſten nicht ungehalten darüber werden. Dobrizhoffer ſagt von den Abiponern: „Todſchlag und Rauben, ſind bei ihnen, ſo lange ſie nüchtern und ihrer ſelbſt mächtig ſind, etwas äuſſerſt Seltenes, oder beſſer zu ſagen, etwas Unerhörtes. Sie ſind oft lange von Hauſe abweſend. Während dieſer Zeit laſſen ſie alle ihre Kleider, und ihr übriges Geräthe unverſchloſſen und unverwahrt, vor Aller Augen, ſtehen und liegen, ohne deswegen im Mindeſten beſorgt zu ſeyn. Kommen ſie, von ihrer langen Reiſe, wieder zu Hauſe, ſo finden ſie daſelbſt alles unangetaſtet. Alle Thüren, Riegel, Schlüſſel, Schränke, Wachen, welche die Europäer brauchen, um ihr Eigenthum in Sicherheit zu ſetzen, ſind den Abiponern eben ſo unbekant als entberlich, weil

man ſich vor keinen Dieben fürchtet und auch nicht zu fürchten Urſach hat." *) Dieſes wäre denn doch wol ein befriedigendes Zeugniß, daß es ſogenante wilde Völkerſchaften gebe, die von dem Vorwurfe des Hanges zum Raube und zur Dieberei, ja ſelbſt von der Habſucht, die unter den civiliſirten Völkern ſo allgemein iſt, frei ſind. Es iſt auch von vielen andern Wilden bekant, daß ſie untereinander ſelbſt ſich nicht beſtehlen. Die welche zu einerlei Völkerſchaft gehören, ſind unter ſich die verträglichſten Menſchen. Man höret bei ihnen keine Klagen über Betrügereien, Diebereien, Schlägereien und Mordthaten. In allen dieſen Dingen ſind ſie, hinter die civiliſirten Völker, ſehr zurük. Selbſt von den Einwohnern der Inſel Taiti, über welche von den Europäern, die ſie beſuchten ſo viele Klagen geführet werden, ſagt Bougainville **) „der Diebſtahl ſcheint, unter ihnen ſelbſt, nicht gewöhnlich zu ſeyn. In ihren Häuſern iſt nichts verſchloſſen; Alles liegt und hängt umher, ohne Schloß oder daß jemand darauf Acht giebt. Doch die fremden Dinge und Gegenſtände, der angekommenen Europäer reizten ſie." Egede ſagt von den Grönländern eben dergleichen: „Sie leiden

*) Dobrizhoffer am a. O. Th. 2. S. 180.

**) Bougainville am a. O. S. 163.

keinen Diebſtahl unter ſich; aber die Fremden zu beſtehlen, daraus machen ſie ſich kein groſſes Bedenken." *) Man muß, bei dieſem ehrlichen Betragen der Wilden gegen einander, beſonders eingedenk ſeyn, daß dergleichen von keinen bürgerlichen Geſetzen herrühre, die es ihnen anbefehlen; nicht von Strafen die ihnen gedrohet wären, wenn ſie dagegen handelten: Nein, es findet keines von beiden Statt. Sie üben dieſe Tugend nach ihren Gefühlen, ungezwungen und mit gröſſerer Genauigkeit aus, als in andern Ländern, deren Einwohner durch angedrohete Leibes- und Lebensſtrafen, und durch errichtete Galgen, dazu, oft ohne Wirkung, angehalten werden. Blos Gefühle der Natur, lehrten ſolche Wilden das groſſe Geſez der Natur „was du nicht wilſt das man dir thue, ſollſt du auch andern nicht thun" und ſie befolgen es ohne Zwang.

Ueber die Bewohner der Inſeln des Südmeers, beklagen ſich zwar die Europäer die bei ihnen geweſen ſind, daß ſie ihre Neigung zur Dieberei ſehr oft erfahren haben; allein, iſt es wol Wunder, daß ſie das was unbekante Fremde mit ſich führten, theils wegen ſeines Reitzes der Neuheit, theils wegen des Nutzens, den es,

*) Egede, Beſchreibung von Grönland. S. 146.

wie unter andern Eiſen und Nägel, ihnen verſchaffen konten, zu haben wünſchten, und, wenn ſie Gelegenheit dazu fanden, es entwanten? Der Wilde nach der Natur, gleicht einem Kinde, bei dem ſich das Wahrnemungsvermögen zu äuſſern anfängt und welchem die Mutter, oder ſonſt jemand, etwas Buntes, Glänzendes oder auch Eßbares zeigt. Es greift gleich zu, wirft aber das Genommene, es wäre dann von der lezten Art, bald weg. So machten es die Wilden auf Taiti. Man ſtohl ein mathematiſches Inſtrument, das man gar nicht brauchen konte, blos weil es glänzend war; man ſuchte aber auch eiſerne Geräthſchaften zu entwenden, weil man ſie nüzlich fand.

Da die Bewohner der Südmeerinſeln, ſchon weit in dem Geſellſchaftszuſtande fortgerükt ſind, ſo ſind auch die Laſter welche er erzeugt, in ihrem Wachsthume ſchon ziemlich weit gedien. Perouſe ſagt, bei Gelegenheit der diebiſchen Bewohner der Paque- oder der Oſterinſel, „Niemand wird, wenn er die Berichte der lezten Seefahrer geleſen hat, die Indier des Südmeers für Wilde halten; ſie haben hingegen ſchon groſſe Fortſchritte in der Civiliſation gemacht, und ich halte ſie für ſo verdorben, wie ſie es, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ſeyn können, in welchen ſie ſich befinden. Die frecheſten Schur-

ken in Europa ſind minder Heuchler als dieſe Inſelbewohner. Alle ihre Liebkoſungen waren verſtellet, ihre Minen zeigten nicht eine einzige wahre Geſinnung. Denen welchen man ein Geſchenk gemacht hatte, durfte man am wenigſten trauen." *) Gleich vorher ſagt er: „Gewis iſt es, daß dieſe Völker nicht die nämlichen Begriffe vom Raube haben, wie wir. Sie verbinden damit wahrſcheinlich keine Schande; aber ſie wuſten aus Erfahrung, daß ſie eine in unſern Augen, ſträfliche Handlung begingen, denn ſie namen gleich die Flucht, um die Züchtigung zu vermeiden." Vermutlich hatten ſie dieſe warnende Erfahrungen, vorzüglich den Europäern zu verdanken; allein, da ſie nichts von den, unter weiter civiliſirten Völkern, eingeführten Eigenthumsrechten und von den deswegen gemachten Geſetzen wiſſen, ſo ſcheint es nicht ſo ganz billig zu ſeyn, ihre Handlungen, die dagegen ſtreiten, darnach zu beurtheilen. Noch vielweniger würde ſich dergleichen auf die guten, der Menſchheit Ehre machenden Wilden anwenden laſſen, unter denen ſich Vaillant in Afrika befand, und von welchen er ſagt: „Sie haben

*) Perouſens Entdeckungs-Reiſe ꝛc. Th. I. S. 89. der deutſchen Ueberſetzung, Leipzig 1799. und im franzöſiſchen Originale, Tom. II. p. 93.

den Grundſaz, Niemand iſt ausſchlieſſenderweiſe, berechtiget, etwas für ſich ſelbſt zu behalten, welches Allen zugehöret. Die mindeſte Ungleichheit würde bei ihnen das gröſste Unglück verurſachen." An ſich ſelbſt iſt dieſes freilich wahr und in der Natur des Menſchen gegründet; allein, ſobald wir in geſellſchaftliche Verbindungen treten, und Einrichtungen machen, die ihre Kraft davon herleiten, höret die Gleichheit auf. Man ſiehet indeſſen, daſs in allen bürgerlichen Verfaſſungen, grade durch diejenigen Einrichtungen, am erſten und am gewöhnlichſten durchgebrochen wird, welche das, im Geſellſchaftszuſtande entſtandene Eigenthum ſchützen ſollen, und man mögte ſagen, daſs es zur Beſchämung civiliſirter Völker gereiche, daſs das Bischen Eigenthum eines Wilden, unter ſeiner eigenen Völkerſchaft, unangetaſtet bleibe und weit ſicherer iſt, als das Eigenthum eines Menſchen, unter ſeinen geſittet ſeyn wollenden Mitbürgern. Nimt man auf dieſe, unleugbar wahren, Bemerkungen Rükſicht, ſo muſs es uns nothwendig etwas auffallend vorkommen, daſs beſonders die neuern engliſchen und franzöſiſchen Seefahrenden, in den Nachrichten von ihren Entdeckungsreiſen, grade die ſind, welche die bitterſten Klagen über die Wilden führen, bei denen ſie nicht immer Sicherheit ihres Eigenthums fanden. Unter welcher Nation giebt

es aber wol mehr Räubereien und Diebe aller Art, und unter allen Menſchenclaſſen, als unter den engliſchen? Unter Heinrich den achten, wurden, während ſeiner Regierung, nicht weniger als 72,000, wegen Diebſtähle und Räubereien hingerichtet. *) Nach den neuern Berichten eines Mannes der in London eine Magiſtratsperſon iſt, beläuft ſich der Werth deſſen was in dieſer Hauptſtadt jährlich geſtohlen wird, auf mehr als zwo Millionen Pf. St!! **) Hierin ſind die ungeheuern Summen gar nicht eingeſchloſſen, welche ſich die zueignen, durch deren Hände die Einkünfte des Staats gehen, und deren gewiſſenhaften Verwaltung der Schatz der Nation anvertrauet iſt. Was die Franzoſen betrift, ſo iſt es gewis, daß ſie die Völker welche ſie, während des Revolutionskrieges überwältigten, nicht ſo ſehr gegen ſich aufgebracht haben würden, wenn ſie, verhältnismäßig, wie die indiſchen Inſelbewohner, ihnen etwas abgenommen hätten. Solten die Engländer und Franzoſen, wenn man auf dieſe Thatſachen Rükſicht nimt, wol grade die ſeyn, welche die armen Indianer als Erzdiebe vorſtellen, ſie mit einem angebornen Hange

*) Hume's History of England, Vol. IV. p. 275. London 1786. 8vo.

**) Colquhoun, on the Police of the Metropolis etc. Fourth. edition, London 1797. p. 42. follow.

zum Stehlen brandmarken, und ſich darum berechtigt zu ſeyn glauben, weil ſie europäiſchen Fremdlingen, die uneingeladen zu ihnen kamen, einige Nägel, altes Eiſen und andere Kleinigkeiten entwanten! Es gehet aber mit ganzen Völkerſchaften, wie mit einzelnen Menſchen: Man ſiehet die Fehler und Gebrechen anderer und vergrößert ſie; aber gegen die ſeinigen, iſt man entweder blind oder ſucht ſie zu bedeken. Das Reſultat aus dem was ich über dieſen Gegenſtand geſagt habe, würde, in Beziehung auf die Geſchichte des Menſchen oder der Menſchheit, kurz dieſes ſagen: Naturmenſchen können nicht ſtehlen, denn ſie haben kein Eigenthum, und ſind weder verſchwenderiſch noch geitzig; die ſogenanten Wilden vergreiffen ſich nicht an dem was ihrer eigenen Völkerſchaft zugehöret, dagegen ſind unter civiliſirtern Völkern, Raub und Diebſtahl überall zu Hauſe.

Man beſchuldigt die Wilden der Grauſamkeit, zu der ſie ſehr geneigt ſeyn ſollen. Dieſer Vorwurf den man ihnen macht, kan nicht ganz abgeleugnet werden, aber er trift nicht alle die man mit dem Namen der Wilden belegt. Vielleicht könte er, mit noch größerem Rechte, denen gemacht werden, die im Grade einer höhern Cultur zu leben glauben. Was ſind die kleinen Kriege der Wilden unter einander, was ſind die

Scalpereien, wenn ſie ein Stük der Haut, vom Hirnſchädel ihres erſchlagenen Feindes, als Siegeszeichen abreißen, gegen die Tauſende und Myriaden, die ein einziger Feldzug, unter cultivirten Völkern, hinraft, verkrüppelt, und zugleich ganze wohlbebaute Gegenden, zu Wüſteneien macht? Sind nicht ſchwere Todesſtrafen, die in manchen Ländern, oft um verſchiedener Religionsmeinungen willen, ausgeübet werden, die höchſten Grauſamkeiten in ihrer Art? Der Menſch iſt, von Natur, nicht grauſam, er wird es erſt im Stande der Geſellſchaft. Mit einem ſtarken Triebe, angethane Beleidigungen zu rächen, wird er freilich geboren; aber er weiß im Naturſtande von wenigen Beleidigungen, ſeine Empfindlichkeit und ſein Hang zur Rache, werden wenig gereizt, und er bleibt daher ruhiger, gutmüthiger, froher und verträglicher, als der Menſch im Stande der Cultur. Der Eintrit in die geſellſchaftliche Verbindung, erwekt, durch die vielen Berührungspunkte, die wir alsdenn unter einander haben, die Leidenſchaften; wir ſtoßen oft auf einander; die Rachſucht erhält Nahrung, und Grauſamkeit iſt nicht ſelten die Folge davon. Durch Sprache, Sitten, Religion, Regierungsformen und Meinungen von einander abgeſonderte Völkerſchaften, hören auf, ſich einander als Brüder, oder wol gar als ihres Gleichen anzu-

ſehen. Sie halten es nicht für Unrecht, ſich in Fehden zu verwikeln, und ſich gegenſeitig, ſo viel Schaden und Verdrus als möglich zuzufügen. Sie brennen, rauben, morden, verwüſten, und halten aus Unwiſſenheit, und einer mangelhaften und fehlervollen Erziehung es für ihre Pflicht dergleichen zu thun, wenn ſie von einem Andern, gezwungen oder gedungen ſind, auf ſeinen Befehl einen Dritten, der ſie nie beleidiget hat, und den ſie gar nicht kennen, zu ermorden. Die ſich ſelbſt überlaſſene Natur, leitet zu dergleichen nicht, ſondern dieſer Unſin, muſte erſt, durch die geſellſchaftliche Verbindung, durch Zwang, durch Herabwürdigung des menſchlichen Geſchlechts, ausgebreitet werden.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit, auch etwas von der Menſchenfreſſerei reden, die unter einigen wilden Völkern Statt hat, denn allgemein iſt ſie keinesweges, und viele werden für Canibalen gehalten, die es nicht ſind. Man hat die Bewohner der Südſee-Inſeln für Menſchenfreſſer gehalten, und Cook hatte ſie deswegen im Verdachte. Wie er aber auf der Inſel Weyhie erſchlagen wurde, gab ſich der Capitain King, der ſeinen Tod rächte, alle Mühe, um ſich von der Sache genau zu unterrichten. Er that zuerſt verſchiedene ſchiefe Fragen, an die, welche einige wenigen Uberreſte des Erſchlagenen, ihm über-

brachten; ſie blieben aber immer dabei, daß man das Fleiſch von den Knochen abgelöſet, und es, nach Gewohnheit, verbrant habe. Wie King hernach gradezu fragte; Ob ſie einiges davon verzehret hätten? bezeugten ſie den äuſſerſten Abſcheu dagegen, und fragten, ob etwa bei den Engländern es Sitte ſey, Menſchenfleiſch zu eſſen? Perouſe, der einige Jahre ſpäter, ſeine Reiſe um die Welt antrat, ſpricht ſie ebenfals von dieſer Anklage frei. Er ſagt auch, daß man ihn, in der ſpaniſchen Mißion zu Montovi, auf der Weſtküſte von Nordamerika, verſichert habe, daß die dortherum wohnenden Indier, keine Menſchenfreſſer wären, daß ſie, weder ihre Gefangenen, noch ihre im Kriege getödteten Feinde verzehren.

Noch merkwürdiger iſt der Vorfall, der dem Vancouver, auf ſeiner, in den Jahren 1790 bis 1795 gemachten Reiſe um die Welt, auf der weſtlichen, nordamerikaniſchen Küſte, unter den ſieben und vierzigſten Grade N. B. begegnete, und den er ſelbſt (*) ſo erzehlet: „Etwa ein Duzend

*) A Voyage round the world, in the years 1790-95, in the Discovery Slop of war, and armed tender Chatam, under the command of Capt. George Vancouver. 3 Vols 4to. London 1798. Vol. 1. p. 269.

zend unſerer freundſchaftlichen Wilden hatten ſich eingefunden, um unſerm Mittagseſſen zuzuſehen, unter deſſen Gerichten ſich auch eine Wildprets-paſtete befand. Zween von ihnen zeigten ein Verlangen, über die Abſonderungslinie, die wir um uns her gezogen hatten, treten zu dürfen. Wie wir ihnen dieſes erlaubt hatten, ſezten ſie ſich bei uns nieder und aßen von dem Brode und den Fiſchen, die wir ihnen gaben, ohne einiges Bedenken; allein, das Wildpret, welches ſie uns mit Vergnügen eſſen ſahen, wollten ſie durchaus nicht koſten, ſo ſehr wir ſie auch dazu nöthigten. Sie namen es zwar, wiewol mit großem Widerwillen, von unſern Händen an, reichten es aber immer ihren andern Freunden zu, die eine genaue Unterſuchung darüber anſtellten. Ihr Betragen dabei, ließ uns gar nicht zweifeln, daß ſie es für Menſchenfleiſch hielten. Wir glaubten nun, daß es äuſſerſt nothwendig ſey, ihnen dieſen Argwohn zu benemen. Um ſie zu überzeugen daß es Fleiſch von einem Reh ſey, wieſen wir ihnen die Häute dieſer Thiere, womit ſie bekleidet waren. Zur Antwort hierauf, zeigten ſie einer auf den andern, und gaben deutlich zu verſtehen, daß ſie das Gegebene für Menſchenfleiſch hielten, und warfen es, mit Gebärden des Abſcheues und Widerwillens auf die Erde. Endlich waren wir ſo glücklich, ſie von dem Ungrunde ihres Verdachts

zu überzeugen, da wir ihnen eine Rehkeule zeig- ten, die wir, unzugerichtet, bei uns hatten. Die- ſes riß ſie aus ihrem Irthume, und einige von ihnen lieſſen ſich nun unſere Wildpretpaſtete wohl ſchmecken.„ Sehr richtig ſezt Vancouver hinzu: „Wenn gleich das Betragen dieſer Leute gewiſ- ſermaſſen beſtätigte, daß ſie es wuſten, oder we- nigſtens den Verdacht unterhielten, daß Men- ſchenfreſſerei vorhanden ſey, ſo bewies es uns doch, daß das was man den Wilden des nord- weſtlichen Amerika, allgemein, in dieſem Stück, nachgeſagt hat, nicht allen Völkerſchaften zu Schulden komme. Man hat ſie insgeſamt für Menſchenfreſſer ausgeſchrien, die nicht allein das Fleiſch ihrer überwundenen Feinde verzehren, ſon- dern auch Knechte, oder vielmehr Sclaven ihres eigenen Stammes, eigentlich dazu nähren, da- mit ihr Fleiſch zu den vornemſten Speiſen, bei den Gaſtmalen und Freſſereien ihrer Oberhäup- ter dienen möge, wenn ſie einander beſuchen. Hätten dergleichen Barbareien, wie man vorgiebt, auch nur einmal im Monate Statt, ſo würden dieſe guten Leute, keinen Widerwillen gegen ir- gend eine Art vom Fleiſche geäuſſert haben. Al- lein, es iſt nicht möglich, ſich den hohen Grad des Abſcheues vorzuſtellen, den ſie ſo lange äuſ- ſerten, bis ſie vollkommen überzeugt und beru- higet waren, daß es kein Menſchenfleiſch ſey,

welches wir ihnen anboten. Wir müſſen alſo wenigſtens dieſen Stamm, von der Beſchuldigung der Menſchenfreſſerei losſprechen; und da dieſe Wilden, in ihren Sitten und in ihrer Lebensart, jenen am Nutkaſunde, und denen die weiter hinauf, nach Süden zu, an der Küſte wohnen, ſehr ähnlich ſind, ſo kan man von den Lezteren eben ſo denken.„

Nichts-deſtoweniger iſt es durch glaubwürdige Nachrichten, hinlänglich beſtätigt, daß ſowol in alten Zeiten Menſchenfreſſer geweſen, als auch daß es noch jezt dergleichen gebe. Nur wenige Thierarten freſſen ihres Gleichen, und es iſt zu bedauern, daß man den Menſchen zu dieſen wenigen rechnen muß. Der Naturmenſch, wird ſich mit ſeines Gleichen niemals nähren, und wäre denn daß ihn der äuſſerſte Hunger nagte, und er grade alsdenn einen Todten fände, denn einen Lebendigen anzugreifen, um ſich mit ſeinem Fleiſche zu ſättigen, thut er gewis nicht; die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Natur, iſt keinesweges ſo böſe. Die meiſten menſchenfreſſenden Wilden, thun dergleichen aus Rachſucht, um ihre Wuth an ihrem erſchlagenen Feinde zu befriedigen, und es gehört ein hoher Grad der Verderbtheit dazu, wenn es mit Völkern, wie man dergleichen, bei der Entdekung von Amerika, gefunden haben will, ſo weit komt, daß ſie, wenn anders den Berich-

ten der Spanier, von Peru und Mexiko, zu trauen wäre, Menſchenfleiſch auf Märkten öf- fentlich feil geboten, und es, wie andere Lebens- mittel, ohne Umſtände, und ohne Widerwillen, zur Nahrung gebraucht hätten. Ich bekenne, daß mir ſolche Nachrichten der Spanier, die auf alle Weiſe die armen Amerikaner anzuſchwärzen ſuchen, um damit, wo möglich, ihre gegen ſie ausgeübten Grauſamkeiten zu rechtfertigen, ver- dächtig vorkommen. Solten ſie indeſſen Grund haben, ſo ſind ſie eine Entehrung der Menſch- heit, daran die Natur nicht ſchuld iſt. Sie leg- te uns zwar, wie ich oben angeführet, einen Hang zur Geſelligkeit bei, der aber, in ſeiner Unſchuld, das menſchliche Geſchlecht, nie auf der häßlichen Seite der Menſchenfreſſerei würde gezeigt haben; dazu gehört der Eintrit in eine zahlreichere und genauere Geſellſchaftsverbindung, die ſich noch auf ihrer niedrigſten Stufe befindet, denn in ſol- cher findet Menſchenfreſſerei im buchſtäblichen Verſtande zu Zeiten Statt. Unter civiliſirten Menſchen iſt ſie, wie ich gleich zeigen werde, zwar allgemeiner, aber, wegen der eingeführten Sitten, weniger ſichtbar und auffallend, ſelbſt für die Unglücklichen, die bei Tauſenden ihre Opfer werden.

Die erſten Veranlaſſungen zur eigentlichen Menſchenfreſſerei, ſind wol eine übertriebene

Rachſucht und der Aberglaube. Der leztere iſt ein Kind des Geſellſchaftszuſtandes in welchem er zu⸗erſt erzeuget iſt, wie ich hernach erweiſen werde. Die erſtere entſtehet zwar aus dem Unwillen des Naturmenſchen gegen eine angethane Beleidi⸗gung; aber eine weitgetriebene Rachſucht, leitet ihr Daſeyn ebenfals aus einer geſellſchaftlichen Verbindung her. Eine Anzahl von Menſchen, die ſich als ein eigener Stam oder Völkerſchaft vereinigte, und ſich von andern trennete, die mit ihnen nicht einerlei Sprache redete, durch welche ſie ſich mit einander hätten vergleichen können, gerieth bald in Fehden, Feindſchaften, und Krie⸗ge, die oft mit gröſter Verbitterung, von beiden Seiten, geführet wurden, ſo daß man aus wü⸗thender Rachſucht, von dem Fleiſche der Erſchla⸗genen oder Gefangenen aß. Der Aberglaube trug auch das ſeinige, wie in hundert andern Rükſichten, ſo auch in dieſer, zu der Entehrung der Menſchlichkeit bei. Man träumte von aller⸗lei Arten Gottheiten, die man durch mancherlei Opfer, ſogar durch Menſchenopfer, entweder ver⸗ſöhnen, oder ſich zu Freunden machen wollte. Es konte hiebei leicht geſchehen, wie es ſich auch wirklich gezeigt hat, daß man von dem aufs Feuer gelegten Fleiſche ſeiner Mitmenſchen, wel⸗ches man den eingebildeten Göttern, zur Speiſe und zum ſüßen Geruche, darbrachte, auch koſtete,

daran Geſchmak fand und ſo auf Menſchenfreſſerei gerieth. Scythen, Egypter, Phönicier, Indier und mehrere andere Völker, zu denen auch unſere alten Deutſchen gehören, hatten ehemals Menſchenopfer unter ſich, als Früchte des durch geſellſchaftlichen Verbindung erzeugten Aberglaubens. Wie leicht war es, unter ſolchen Umſtänden, zur Menſchenfreſſerei überzugehen! die, durch das Entſtehen von Völkerſchaften, erzeugten Verbitterungen der Menſchen gegen einander, machten daß ſie ſich, durch ihre Kriege, an Blut und Morden gewöhnten, und anfingen das rohe Fleiſch ihrer erſchlagenen Mitbrüder, mit eben der Gleichgültigkeit anzuſehen, als der Thiere, die ſie auf der Jagd erlegt hatten, und es gar zur Speiſe zu gebrauchen. In Wahrheit, es iſt kein Thier, das ſo leicht ausartet und ſeiner Natur ſo auffallend entſagen kan, als der Menſch. Man kan dieſe unleugbare Bemerkung, als einen neuen Beweiß, gegen das oben ſchon widerlegte Vorgeben, gebrauchen, daß Alles wozu der Menſch fähig iſt, entwickelt werden müſſe.

Die Lebensweiſe der Menſchen, die aus dem natürlichen Hange zur Geſelligkeit entſtehet, kan, wenn ſie nicht übertrieben wird, und nicht zu weit von der Natur abführet, ihren Zuſtand verbeſſern und ihn angenemer machen; allein, wenn unter Völkern, die ſich einer höhern Cultur rüh-

men, eine, verhältnißmäßig, ſehr geringe Anzahl, ſich durch Unterdrückung der Andern, Reichthümer und Uebermacht anmaßt, um von dem Schweiße und der Arbeit anderer, im Ueberfluſſe, verſchwenderiſch zu leben, während das jene in Kummer und in Dürftigkeit ſchmachten, und das Ende ihrer Tage, durch das Elend beſchleunigen, welches jene über ſie brachten — wird nicht der Ehrliche, der Billige, oder Nachdenkende, dergleichen eine, obgleich verfeinerte, Menſchenfreſſerei nennen, die der verachteſte Wilde nicht kennet? Wird man es leugnen können, daß es unter cultivirten Völkern mehr Anthropophagen gebe, als unter den ſogenanten Wilden, die ihre gefangene Feinde bald tödten und verzehren, dagegen die verfeinerten Menſchenfreſſer, nicht an ihren Feinden, ſondern an dem Innern derer, die ſie ihre Brüder nennen, Jahre lang nagen, bis endlich ein langſamer Tod ihrem Leben ein Ende macht? Wird man wol das vorgegebene ſympathetiſche Gefühl, das ein Menſch, von Natur, für den andern haben ſoll, für Wahrheit, oder blos für einen Traum einiger Wenigen halten müſſen, die ſich Philoſophen nennen? Wofür wird man endlich auch das öffentliche, feierliche Verbrennen, der ſogenanten Ketzer, um Meinungen willen, die oft die reinſte Wahrheit waren, erklären müſſen? Sind dergleichen grauſame

Feierlichkeiten, nicht wahre Menſchenopferfeſte? Iſt nicht noch in den lezt verfloſſenen funfzig Jahren, der Rauch von ſolchen Brandopfern, gen Himmel geſtiegen? Und wieviele Tauſende, ſind nicht in den Religionskriegen, welche die ſo ſich Chriſten nanten, unter einander führeten, aufgeopfert worden! Doch dieſes ſind nicht Züge aus dem Sittengemälde der Wilden, ſondern der civiliſirten Menſchen!

Achte Vorleſung.

Ueber den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter den Wilden.

Es ſind, meine Brüder, ehe wir die Betrachtung über die Wilden beſchlieſſen, noch ein paar Gegenſtände übrig, von denen ich reden muß. Einer derſelben betrift den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter ihnen. In der ganzen Natur, iſt, wie ich ſchon oben angemerkt habe, das männliche Geſchlecht, unter allen Gattungen des Thierreiches, dem weiblichen, ſowohl an Stärke als Schönheit, überlegen, und behauptet eine Art von Oberherſchaft über daſſelbe. (Anmerk. 63.). Im civiliſirten Zuſtande, hat der Mann dieſen Vorrechten, welche die Natur

ihn gab, gewiſſermaſſen, entſagt, und ſich dadurch eine Quelle vieler Uebel und Klagen eröfnet. Unter den Wilden die der Natur getreuer geblieben, iſt es nicht ſo. Die Weiber ſind bei ihnen, faſt durchgängig, in der Unterwürfigkeit. Sie müſſen während der Abweſenheit des Mannes, wenn er auf die Jagd oder den Fiſchfang ausgegangen iſt, oder auch ſelbſt, wenn er ſich müßig im Hauſe befindet, alle Geſchäfte, ſelbſt den Ackerbau, wenn derſelbe getrieben wird, beſorgen. Dieſes leztere wird ihnen gleichwol nicht aus Härte, ſondern aus Aberglauben aufgelegt, weil man glaubt, daß die Weiber, welche das Land bevölkern, auch daſſelbe, durch die Arbeit ihrer Hände, vorzüglich fruchtbar machen können. Sie müſſen ferner die Speiſen zubereiten, dürfen aber nicht in Gegenwart des Mannes eſſen, ſondern ihn zuerſt verpflegen, ihm aufwarten und bei der Mahlzeit unterhalten, und alsdenn erſt, wenn er ſich geſättiget hat, und ſie ihm die Tobakspfeife gereicht habe, mit ihren Kindern, in einer andern Abtheilung der Hütte, oder in einer Ecke derſelben ſpeiſen. *) (Anmerk. 64.) Im Naturſtande, wo keine ſolche Verbindung zum häuslichen Leben Statt findet, würde dergleichen nicht ſeyn; allein, der Wilde, auf

*) Labat am a. O. Tom. IV. p. 160.

der erſten Stufe des geſellſchaftlichen Lebens, will ſeine Vorrechte und ſeine Herſchaft, als Mann, behaupten, und jene Behandlung der Weiber iſt eine Folge davon. Nachdem Labat *) von den Caraiben geſagt hat, daß die Männer untereinander ſich mit großer Höflichkeit behandeln, um allen Verdacht zu verhüten, als ob ſie ſich mehr Anſehen anmaßten, als mit der Freiheit die jeder hat, und mit der Gleichheit unter einander beſtehen kan, ſo ſezt er hinzu: „Es ſind blos die Weiber unter ihnen, die ſich müſſen befehlen laſſen. Man thut es indeſſen ziemlich ſanft, weil das weibliche Geſchlecht, von Jugend auf, zum Gehorſam gewöhnet iſt. Sie geben freilich wol zu erkennen, daß ſie ihr Joch fühlen, aber ſie gehorchen ohne Widerrede. Sie kennen ihre Pflicht und üben ſie aufs genaueſte aus, ohne Murren, ſtillſchweigend, und mit einer Art von Ehrerbietung.„ (Anmerk. 65.) Eben dergleichen ſagt Leri **) von den Weibern der Braſilier. Dieſe oberherſchaftliche Gewalt, welche die Wilden über ihre Weiber gebrauchen, trägt zu ihrem Glücke und zu ihrer Ruhe, im häußlichen Leben, ungemein Vieles bei, zumal da die eheliche Verbindungen unter ihnen, blos eine ge-

*) Am a. O. p. 329.

**) Leri am a. O. cap. 13.

genſeitige Uebereinkunft und ein Vertrag ſind, daß ſie, als Mann und Frau, zuſammen leben wollen, ſo lange ſie mit einander zufrieden ſind. Da es von dem Manne vorzüglich abhängt, ob die Verbindung dauern ſoll, ſo ſiehet ſich die Frau genöthiget, ihm gefällig zu werden, und die größte Unterwürfigkeit zu erweiſen. Hierin liegt wol die vornemſte Urſach, warum ſich eine Art von Liebe in dem ehelichen Leben der Wilden vorzüglich äuſſert, und Zänkereien zwiſchen Mann und Weib, nicht ſo Statt haben als unter den geſitteten, chriſtlichen Völkern. Wie Labat *) die ſtrengſte Genauigkeit bemerkte, welche ein Negerzimmermann ſeines Kloſters zu Guadaloupe ~~war,~~ gegen ſeine Frau behauptete, und die Ehrerbietung welche dieſe ihm bezeigte, ſo hielt er ihm die Art vor, mit welcher der franzöſiſche Befehlshaber der Inſel ſeiner Gattin begegnete, und empfahl ſie ihm zur Nachahmung. „Das iſt, erwiederte der Neger kein Beweiß der Klugheit des Gouverneurs. Die Weißen oder Europäer mögen wol Urſachen haben, ihre Weiber ſo zu behandeln; aber die Schwarzen haben gleichwol auch die ihrigen. Wenn man nur darauf Acht giebt, wie ſtolz die weißen Weiber ſind, und wie ungehorſam ſie ſich gegen ihre Männer be-

*) Am a. O. Tom. IV. p. 160.

zeigen, ſo muß man ſchon eingeſtehen, daß die Neger, die ihre Weiber in Ehrerbietigkeit und Unterwerfung halten, in dieſem Stück, weit klüger und erfahrner ſind als die Weißen.“ Der Schwarze hatte wol Recht, und es würde weit ruhiger in unſern geſellſchaftlichen und häußlichen Verbindungen zuſtehen, wenn man die Kunſt, Weiber zu behandeln, den Negern ablernen wollte. Es ſind nur zwei Hauptmittel ſie in Ordnung zu halten, und die heißen Furcht und Aberglaube.

Was den Umgang beider Geſchlechter mit einander, zur Befriedigung des Fortpflanzungstriebes betrift, ſo iſt es ausgemacht, daß der Naturmenſch, wie ich oben geſagt habe, in dieſer Hinſicht, keine anderen Geſetze als der ſich ſelbſt gelaſſenen Natur, kenne und ihnen folge; daß der Urſprung der Tugend, die man Keuſchheit nennet, in dem geſellſchaftlichen Zuſtande zu ſuchen ſey, und daß bürgerliche Einrichtungen, Einführung der Eigenthumsrechte, Eiferſucht, ſo wie eine der Natur unbekante Schaam, die Quellen davon ſind. Bei den Wilden in Cayenne, gehen die jungen Mädchen mit einer Bedeckung der Schaamtheile, ſobald ſie ſich aber mit einem Manne verbunden haben, werfen ſie dieſelbe weg und gehen völlig nakt. Unter ihnen hat die Weibsperſon eben ſo gut das Recht, ihre Liebe

und eine Verbindung, dem Manne der ihr gefällt, anzutragen als dieſer ihr die ſeinige.

Die jungen Wilden geben dem Triebe zur Fortpflanzung Raum, ſobald er ſich bei ihnen zu regen anfängt, welches, zumal bei den jungen Negern, ſchon vor Ablauf der Jahre der Kindheit zu geſchehen pflegt. Man darf nur leſen, was der Pater Labat hievon als Augenzeuge erzehlt *), ſo wird man ſehen daß die älteren Mohren dergleichen der Natur gemäß, und für ſehr erlaubt hielten, daher ſie auch die Kinder vertheidigten. Die Itälmenen in Kamtſchatka denken eben ſo. **) Büffon ſagt ebenfals von den Kindern der Negern, daß ſie ſich, mit Genehmigung ihrer Eltern, der Wolluſt mit ſolcher Unmäßigkeit ergeben, daß ſie ſich von ihrer zarteſten Jugend an, allen wollüſtigen Ausſchweifungen ihrer hitzigen Natur, ohne Zurükhaltung, überlaſſen. Die gröſte Seltenheit unter den Bewohnern der Küſte von Guinea, ſagt er, iſt ein Mädchen welches ſich der Zeit erinnern könte, da es aufgehöret hat Jungfer zu ſeyn. ***)

Mit dem Zuſtande der Weiber und ihrer Keuſchheit, muß es auf den Inſeln des Süd-

*) Labat, am a. O. Tom. IV. p. 167.

**) Stellers Beſchreibung von Kamtſchatka. S. 350. in der Note.

***) Buffon Hist. generale etc. Tom. V. p. 108.

meers eine ähnliche Bewandnis haben. Sie haben ihre geilen Tänze, wie die Mohren ihre Calendas, und ſo lange ein Mädchen noch unverheiratet iſt, kan es dem Geſchlechtstriebe nachhängen und ihn befriedigen, ſo oft es Luſt dazu hat. Bongainville *) ſagt, ſie dürfen ihren verliebten Neigungen keinen Zwang anthun, und man ſcheint kein Bedenken zu tragen, eine Perſon zu heirathen, wenn ſie auch noch ſoviele Liebhaber zuvor gehabt hat. „Man lieſet in den Berichten der Reiſenden, daß ſich unter den Wilden, im ſüdlichen und nördlichen Amerika, Völkerſchaften befinden, bei denen die Sitten, in dieſer Rükſicht, von den Taitiſchen nicht unterſchieden ſind. Büffon **), wenn er die Chimäre, wie er es nennet, von eingebildeter Jungferſchaft, lächerlich macht, führet eine Menge afrikaniſcher und aſiatiſcher Völkerſchaften an, bei denen die Keuſchheit und das Bewahren der Jungferſchaft der Mädchen, vor ihrer Verheiratung, nicht allein als kein Vorzug oder eine Tugend, ſondern vielmehr als etwas Schimpfliches angeſehen wird. Die Tugend, welche man in dem mehr cultivirten Geſellſchaftsſtande, Schaamhaftigkeit nennet, die ſehr gerühmt, und gleichwol, ſo nöthig ſie

*) Bongainville, am a. O. S. 164.

**) Büffon Hist. generale Tom. IV. p. 187.

auch zur Aufrechthaltung der eingeführten Sitten iſt, dennoch zu ſehr aus den Augen geſezt wird, trift man, ſo fern ſie ſich auf Ausübung des Fortpflanzungstriebes beziehet, unter einigen wilden Völkern an, unter andern aber nicht. Leri ſagt von den Braſiliern *), bei denen beiden Geſchlechter ohne einige Bedeckung gingen, daß ſie gleichwol das Zeugungsgeſchäfte nicht in Gegenwart anderer vollzögen. Dobrizhoffer rühmt ebenfals die Anſtändigkeit, welche die Abiponer beobachteten, obgleich hier immer die Frage übrig bleibt, ob nicht dieſe Amerikaner, erſt nach der Bekantſchaft mit den Spaniern und Portugieſen, ſo zurükhaltend geworden? Bey den Taitern fand ſich das Gegentheil. Hawkesworth, der die erſte Reiſe Cooks um die Welt, ſo ſchön beſchrieben hat, erzählt, daß ein junges Mädchen, vor einer zahlreichen Verſammlung, in Gegenwart vieler Engländer, ihr erſtes Opfer, welches ſie der Cythäre brachte, öffentlich vollzog. Bongainville ſchreibt **) unſere Leute gingen täglich, entweder einzeln oder beyſammen, in kleinen Hauffen, unbewafnet, auf dem Lande herum. Die Wilden nöthigten ſie in ihre Wohnungen und gaben ihnen zu eſſen. Es blieb nicht bei der Be-

*) Leri am a. O. S. 239.
**) Am a. O. S. 164.

wirthung allein, ſondern man bot ihnen auch junge Mädchen an. Die Wohnung war gleich voll von Männern und Weibern, welche die Neugier herbeilokte. Man ſtreuete ein Lager von Laub und Blumen, und blies ein Hymenlied, auf der Flöte, dazu. Die Göttin der Liebe, iſt hier zugleich die Göttin der Gaſtfreiheit; ſie hat hier keine Geheimniſſe. Die Wilden wunderten ſich, wenn unſere Leute Bedenken trugen ihr öffentlich zu opfern. „Commerſon der als ein geſchikter Naturkündiger und Botaniker, ſich einen Namen erworben, und als ſolcher mit Bougainville die Reiſe um die Welt machte, ſagt eben dergleichen. Die Ausdrüke aber, die er gebraucht, ſind ſo ſtark, daß man das was er hierüber ſagt, lieber in ſeiner Mutterſprache nachleſen mag. (Anmerk. 65.) Er ſezt am Ende hinzu: „Man wird auf Taiti, nichts als den Zuſtand der Menſchen nach der Natur gewahr werden, der gut, ehrlich und ohne alle Vorurtheile iſt; der ohne Mistrauen, und ohne ſich Vorwürfe darüber zu machen, den ſüßen Antrieben eines Inſtinkts folgt, der allemal ein ſicherer Führer bleibt, ſo lange er nicht in Vernunft ausgeartet iſt.“ Mancher der in den Sitten der Europäer erzogen iſt, und nie, ohne Vorurtheile, über die Natur des Menſchen nachgedacht, und Beobachtungen darüber angeſtellet hat, wird, bei dieſen Gedanken

Com=

Commerſons, gewis den Kopf ſchütteln; allein ſie enthalten gleichwol vieles Wahre.

Collins *), der ſich als eine obrigkeitliche Perſon, gegen zehn Jahre, bei der engliſchen Diebescolonie zu Botany-Bay und Port Jakſon, in neu Holland, aufgehalten hat, behauptet von dem weiblichen Geſchlechte, unter den dortigen Wilden, daß die Keuſchheit nicht in das Regiſter ſeiner Tugenden gehöre.„ Die Weiber, ſagt er, gaben ſich Preiß für ein Brod, eine wollene Decke, oder ein grobes Hemde. Sie waren ſehr bereit, eine Nacht, am Bord unſerer Schiffe, mit den Matroſen zuzubringen, ob ſie gleich ſchon ſo viel von Schaam von uns gelernt hatten — denn von Natur war ihnen dieſelbe unbekant, — daß ſie die kleinen Geſchenke, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten erhalten hatten, wenn ſie zurůkkamen, zu verbergen ſuchten. Sie zeigten auch daß ſie bei uns bemerket hatten, es ſey, nach unſern Sitten, nicht anſtändig nakt geſehen zu werden, daher ſich manche, in dieſer Hinſicht, wenn ſie in unſerer Geſellſchaft waren, ſehr zurůkhaltend und

*) An account of the English colony in South-Wales, with remarks on the dispositions, customs, manners etc. of the native inhabitans of that colony etc. By David Collins late judge advocate and Secretary to the colony. London 1798. 4to. p. 560.

zart bewieſen, aber ganz gleichgültig waren, wenn ſie ſich, unter ihren eigenen Landsleuten, völlig nakt befanden.„ Wer bemerkt hier nicht, ohne mein Erinnern, den Unterſchied zwiſchen dem, was die ſich ſelbſt überlaſſene Natur, und eine gekünſtelte Erziehung, mit gegebenen Beiſpielen, bei Menſchen thun?

Ich weiß daß ein anderer Reiſender *) der Taiti beſuchte, die Grundſätze der weiblichen Bewohner dieſer Inſel ſehr rühmt, ob er gleich zu eben der Zeit ſagt: „man müſſe bedenken, daß unter einem Volke, welches der glüklichen und edlen Einfachheit der Sitten ſich erfreuet, und wo in großen Wohnungen, mehrere Familien zugleich leben, mitten unter ihren Kindern, gewiſſe Handlungen nicht verborgen werden können, die geſittete Europäer, in großer Geſellſchaft, nicht verrichten würden. Natürlicher Weiſe müſſen alſo die Kinder mit derſelben früh bekant werden; allein nie iſt auf dieſen glüklichen Inſeln, die Liebe mit ihren Entzückungen, mit ihrem höchſten Genuſſe, und den daraus entſtehenden Folgen, als etwas ſchändliches angeſehen worden.„ Wie indeſſen das was er in dieſer begeiſterten Beſchreibung ſagt, die Unſchuld erhalten und der taitiſchen Jugend, die Grundſätze der Keuſchheit

*) Forſters Bemerkungen rc. S. 340. ff.

beibringen könne, läſſet ſich nicht gar wol einſe= hen. Die Thatſachen und die Beiſpiele, die ſie vor Augen hatten, muſten gewis auf die frühe Entwickelung und Befriedigung ihres Fortpflan= zungstriebes ſehr wirken, auf eben die Art, ja wegen des ſchönen Clima, noch ſtärker als bei den Kindern der Jtälmenen, wie ich vorhin aus Stellers Beſchreibung ſchon angeführet habe. Es haben auch nachherige Reiſende, welche die Jn= ſel beſuchten, die Sitten ihrer Einwohner, in Beziehung auf den Hang zur Wolluſt, eben ſo beſchrieben als Bougainville und Commerſon. Es iſt zu bedauren, daß Reiſende, in Beſchrei= bung der Gegenſtände die ſie ſehen, oft ſo auf= fallend von einander abweichen, daß man an der Zuverläßigkeit ihrer Nachrichten irre, und in Anſehung der Scharfſicht ihres Beobachtungs= geiſtes, ja ſelbſt ihrer Wahrheitsliebe, bedenklich wird. Nach der Beſchreibung Cook's und ſeiner Reiſegefährten, mögte man Taiti für das Para= dies der Erde halten, wo Gaſtfreiheit und Gut= müthigkeit zu Hauſe gehören. Das dortige weib= liche Geſchlecht, wird durch Worte und offenbar übertriebene Kupferſtiche, die ſie begleiten, ſo reitzend vorgeſtellet, daß man glauben mögte, manches taitiſche Mädchen, könne ein Original der mediceiſchen Venus abgeben, und die Tu= genden der Weiber verdienten die größten Lob=

ſprüche. Wie ſehr iſt aber hievon die Schilderung unterſchieden, die Mortimer, der dieſe Inſel im Jahre 1789 beſuchte, in ſeiner oben ſchon angeführten Reiſebeſchreibung macht. „Die Weiber, ſagt er, ſind ſo bereitwillig gegen die Männer, als ſich nur immer denken läßt, von der Königin an bis zur Bettlerin. Sie ſind äuſſerſt geil und unzüchtig; dagegen ſind die Männer grob, feigherzig, niederträchtig und führen ihre Weiber, ſelbſt, gegen eine Kleinigkeit, in die Hände eines andern. Sie ſind Schwelger, Säuffer, Diebe; ſie ſind verſchlagen und zum Poſſenreiſſen aufgelegt.“ Welcher von dieſen ſo ſehr neben einander abſtehenden Nachrichten ſoll man nun trauen? Es bleibt nichts übrig als zu denken, daß auf beiden Seiten Uebertreibung Statt habe, und daß zulezt nichts anders gefunden werden mögte, als daß der allgemeine Charakter der Geſellſchaftsmenſchen, zu welchen die Taiten ſchon in einem ziemlich hohen Grade gehören, ſich überall ähnlich ſey, und daß die Beſchreibungen Bougainvilles und Commerſons, wol als die mögten befunden werden, die der Wahrheit am nächſten kommen. Forſter *), der ſo ſehr mit Lobeserhebungen von den taitiſchen Weibern ſpricht, ſagt gleichwol von den ſogenan-

*) Forſter am a. O. S. 284.

ten Wilden überhaupt, daß ſie die Unterdrücker ihrer Weiber wären, die, wie er ſelbſt geſehen, den Genuß ihrer Töchter und Anverwantinnen — und vermutlich auch ihrer eigenen Weiber — ohne Einwilligung derſelben, verkauften. Wahrſcheinlich hat er auf Taiti dergleichen zu ſehen, öfters Gelegenheit gehabt. Indeſſen iſt dieſes nichts Ungewöhnliches, ſondern vielmehr Sitte auf vielen Inſeln des indiſchen Meeres, und jenſeits des Ganges. Dampier *) ſagt, daß die Männer von Pulo Condore und andern benachbarten Inſeln, ihre Weiber den Fremden für eine große Kleinigkeit anbieten, und daß dieſes ein Gebrauch ſey, der nicht nur unter den Inſelbewohnern, ſondern auch unter denen von Pegu, Siam, Cochin, Cambodia und andern oſtindiſchen Gegenden Statt habe, ſo wie auf der Küſte von Guinea.

Die Unterwürfigkeit der Weiber, wird den Knaben unter den Wilden, ſchon von ihrer Kindheit an, gelehret. Forſter ſagt, **) daß er Zeuge davon geweſen, wie Knaben ihre Mütter ſchlugen, und der dabeiſtehende Vater nicht zugeben wollte, daß ſie dieſelben wieder züchtigten. Die-

*) Dampier's Voyage round the world, in Barrows collection Vol. II. p. 58.

**) Eben daſelbſt S. 282.

ſes, ſo wie das Vorhergehende, welches ich von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts, unter den Wilden geſagt habe, zeiget hinlänglich, wie ſehr, ſich das männliche, über daſſelbe erhoben halte. Dieſe Oberherſchaft iſt nicht eine Folge der Liſt und gewiſſer Kunſtgriffe, wie die ſind, deren ſich die Weiber unter den cultivirten Völkern bedienen, um eine Art von Vorzuge und Herſchaft über die Männer zu erhalten, ſondern ſie entſtehet bei den männlichen Wilden, aus dem Bewuſtſeyn ihrer Kraft und ihres Vorzuges, den ihnen die Natur, vor dem andern Geſchlechte, als ihr Geburtsrecht, einräumte. Die Anlage, welche ſie in der Bildung des Mannes und der ihm mitgetheilten Fähigkeiten, entwarf, iſt mit ſehr wenigen Ausnamen die, daß er ſtärker, herzhafter, entſchloſſener, ſtandhafter, geſezter, überlegender und beharrender ſeyn ſollte, als das weibliche Geſchlecht, bei welchem Schwäche, Furchtſamkeit, Unentſchloſſenheit, Unbeſtändigkeit, Eitelkeit, Mangel an gehöriger Ueberlegung, Leidenſchaften, Launen und kleine Ränke, beinahe durchgängig, mit wenigen Ausnamen, hervorſtechen. Gerne miſchen ſie ſich in Alles und verderben es gewöhnlich. Von den weiblichen Wilden, in der Gegend von Botany-Bay, ſagt Collins, *) „Ohnerachtet ſie eigentlich Sclavinnen

*) Collins am a. O. S. 583.

der Männer ſind, und ſo hart gehalten werden, daß ſie die Narben ihrer Wunden, am Leibe und am Kopfe tragen, ſo habe ich doch faſt immer gefunden, wenn ich den Urſachen der Schlägereien unter den Wilden nachgeforſchet habe, daß die Weiber die Anſtifter davon waren, obgleich in einigen Fällen nur auf eine entfernte Weiſe. Sie miſchten ſich in alle Zänkereien der Männer, und ich habe eine derſelben angeſehen, bei der es anfänglich noch ziemlich ordentlich herging, bis ein Weib die Schlägerei anfing.

Aus dieſen dem unbefangenen und ſorgfältigen Beobachter glich auffallende Verſchiedenheit der Charakter beider Geſchlechter, läſſet ſich, ohne Mühe, abnemen, daß, ſobald eine gemeinſchaftliche, nähere Verbindung derſelben Statt hat, der Mann darin, ſeiner Beſtimmung nach, der ſeyn müſſe, der in derſelben, ſowol die zu beobachtenden Geſetze machen, als auch den Gehorſam gegen dieſelben fordern, und wenn es nöthig ſeyn mögte, erzwingen kan. Eine Aufopferung ſolcher Rechte iſt alſo gegen die Einrichtung der Natur. Es iſt die Erziehung allein, welche in einem weiter getriebenen Geſellſchaftsſtande gegeben wird, die ihn ſeine Vorrechte gewiſſermaſſen vergeſſen lehret, und ihn nöthiget wenig Gebrauch davon zu machen.

Was die Ehe unter den Wilden betrift, ſo iſt ſie, wie ich ſchon vorhin erwähnet habe, blos eine Uebereinkunft, zwiſchen einem Manne und einer Frau, beiſammen zu leben; und wenn die Leztere Eltern hat, iſt es nicht ungewöhnlich, daß der Erſtere einen Kaufpreiß für ſie giebt. Vaillant erzehlt, *) daß einer ſeiner Hottentotten, einem Namaqua, ſeine Tochter, ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, für eine Kuh abgekauft habe, und ſezt hinzu, daß auf ſolche Weiſe, bei allen afrikaniſchen Völkerſchaften, Heirathen geſchloſſen werden; er meint auch, daß dieſes, urſprünglich, der Gebrauch auf der ganzen Erde geweſen. Er entſtand aber gewis erſt, nachdem ſchon eine Art von Eigenthum eingeführet war; denn ohne Begriffe von Eigenthum konten keine Ehen und kein Kauf einer Frau Statt finden.

Die Vielweiberei iſt unter manchen wilden Völkerſchaften eingeführet, aber nicht allgemein **). Leri ***) fand ſie unter den Braſiliern faſt allgemein. Unter einigen Nordamerikaniſchen Wilden, wird ſie auch angetroffen. Bei manchen Völkern waren die Weiber gemein, wie unter den oben angeführten Ichthiophagen.

*) Vaillant am a. O. Th. 3. S. 70.

**) Forſters Bemerkungen, S. 367.

***) Leri l. c. p. 36.

Cäſar *) berichtet ein, wiewol nichts ganz Aehnliches, von den ſüdlichen, und Dio Caßius von den nördlichen Britanniern **), daß eine Anzahl von Männern ihre Weiber unter einander gemeinſchaftlich hatten. Auf den neuentdekten Inſeln des Südmeeres, hat man ſo etwas ebenfalls angetroffen, wenigſtens unter den höhern Volksclaſſen, welche auf Verfeinerungen in der Befriedigung des Wolluſttriebes geſonnen hatten. Bougainville ***) ſagt, die Polygamie ſcheinet auf Taiti, unter den Vornemeren, faſt allgemein zu ſeyn. Es hat auch Völker gegeben, und giebt noch jezt dergleichen, unter welchen die Weiber mehrere Männer, und wenn es auch zehn wären, zugleich haben. ****)

Will man dieſe Beobachtungen, und dieſe Sitten, zur Geſchichte des Menſchen benutzen, ſo flieſſet daraus als Folge, daß das Paaren, beider Geſchlechter, wie man es bei einigen Thieren, zumal unter den Vögeln findet, für das menſchliche Geſchlecht nicht gehöre, und daß die Ehen ihren Urſprung, erſt in der geſellſchaftlichen Verbindung, und in dem daraus entſtandenen Rechte des Eigenthums, genommen haben.

*) Commentar. lib. V. c. 14.

**) Dio Cassius, lib. 63.

***) Bougainville, am a. O. S. 184.

****) Lettres edifiantes, Recueil. II. p. 188.

Wenn auch nicht ein ſorgfältiges und von Vorurtheilen freies Achtgeben, auf die Inſtinkte des Menſchen, dieſes ſchon unwiderſprechlich bewieſe, ſo würden es die verſchiedenen, und ſo häufig übertretenen Ehegeſetze unter den Völkern, nebſt den von einander ſo auffallend abweichenden Gebräuchen, die ſich darauf beziehen, ſchon hinlänglich zu erkennen geben.

Am Schluſſe dieſer kurzen Schilderung des Zuſtandes des weiblichen Geſchlechtes unter den Wilden, will ich nur noch hinzuſetzen, daß das eigentliche Weſen des Anſtändigen, des Beſcheidenen, des Unbefangenen, bei vielen wilden Völkern, ſich ſichtbarer, thätiger und natürlicher zeige, als unter den Völkern die ſich für cultivirt halten, bei denen gröſtentheils ein gezwungenes und geziertes Weſen, die Stelle des Anſtändigen, Heuchelei, die aufrichtige und wahre Beſcheidenheit, und ein freches Betragen die Unbefangenheit vertrit. Und was das Betragen des Wilden, in Beziehung auf die Befriedigung des Fortpflanzungstriebes betrift, ſo ſagt Vaillant *) „Die Liebe iſt bei ihm nur ein ſehr eingeſchränktes Bedürfnis. Er macht aus ihr, wie die Menſchen in civiliſirten Ländern, keine tobende Leidenſchaft, in deren Gefolge Unordnung und Verheerung ſind."

* Vaillant am a. O. Th. I. S. 273.

Eigenthum reizt die Begierden, und erwekt Eiferſucht. Es erfolgt nach erhaltenen Beſitze gar oft Gleichgültigkeit, und, nach dem Genuſſe, Ueberdruß; aber es erzeuget auch bei den Beſitzern gemeiniglich Stolz und Uebermuth, ſo wie bei denen, die leer ausgehen, Beſchämung und Verdruß. Die unverderbte Natur, die unmittelbar aus der Hand des höchſten Weſens komt, iſt unſchuldig und ohne Laſter. Wenn Völker ſich von ihr entfernen, ſo fängt die Unſchuld zu erlöſchen an; Laſter dagegen keimen auf, und da aus dem Gefühle einer Schwäche, oder einer Herabwürdigung, Schaam entſtehet, ſo findet auch ſie ſich ein, ohne ein eigentliches Kind der Natur zu ſeyn.

Leri *) macht eine Vergleichung, zwiſchen dem völlig naktgehenden weiblichen Wilden in Braſilien, und den verfeinerten Europäerinnen, die ſehr wahr und treffend iſt, aber zum Nachtheile der leztern ausfällt. Er behauptet „daß eine völlige, unverſtekte, unſchuldige, natürliche Naktheit, weniger zur Wolluſt reitze als der künſtliche Anzug, und die halbverſtekte Blöſſe, wodurch die europäiſchen Weiber mehr Nachtheil anrichten, als das weibliche Geſchlecht unter den Wilden mit ſeiner völligen Naktheit, ob es gleich

*) Man ſehe die Note, wo ich die Stelle aus dem Leri ganz angeführt habe.

in Beziehung auf ſeine Form und ſeinen Wuchs, von den Europäerinnen nicht übertroffen wird.“ An der Wahrheit dieſer Bemerkungen Leri's wird niemand, der den Menſchen genauer als gewöhnlich kennet, zweifeln. *) Das Alltägliche erwekt keine Aufmerkſamkeit oder großes Vergnügen; aber das Ungewöhnliche, das Verdekte, das Unterſagte, reizt die Neugier und erwekt das Verlangen es in ſeiner Gewalt zu haben, um es zu genießen. Der beſtändige Anblik einerlei Gegenſtandes, und die Freiheit, ſich zu aller Zeit mit demſelben beſchäftigen zu dürfen, macht bald gleichgültig.

Neunte Vorleſung.

Von der Religion der Wilden.

Ein anderer Gegenſtand, meine Brüder, davon ich noch etwas ſagen muß, betrift die Frage: Wie ſtehet es um die Religion der Wilden?

*) Man leſe hierüber das nach, was Bernoulli, im zweiten Bande ſeiner Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen, im Jahrgange 1781, S. 218 von der Schaamhaftigkeit der Frauensleute, auf dem Schwarzwalde ſagt. Seine Gedanken ſind ſehr wahr.

Der Naturmenſch, oder der echte Wilde kennet nichts von dieſer Art. Er lebt nach den Inſtinkten die ihm ſeine Schöpferin die Natur einprägte. Dadurch erfüllet er ſeine Beſtimmung und befindet ſich wohl dabei, welches, wie behauptet wird, der Zweck desjenigen ſeyn ſoll, was den Namen Religion führet. Die verſchiedenen ſich widerſprechenden Meinungen und Gebräuche, Aberglaube und Schwärmerei, die das Ungeheuer Religionshaß, mit ſeinen Begleitern, Verfolgungen und Mordthaten, Kriegen und Verheerungen, in ſchrecklicher Anzahl hervorgebracht haben, befördert ſolchen Zweck nicht, ſondern wirken ihm entgegen. Der Wilde weiß von allen dieſen Greueln nichts.

Bei mehrern wilden Völkerſchaften, die man ſeit der Entdeckung Amerika's und der Inſeln des Südmeers hat kennen gelernt, haben ſich nicht die geringſten Spuren gefunden, daß ſie auch nur einen Gedanken, vielweniger einen Begrif von einem höchſten Weſen ſollten unterhalten haben. Aus den vielen Zeugniſſen die dieſes beweiſen, will ich nur einige anführen.

Leri *) ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, traf vor mehr als zweihundert Jahren, unter den Braſiliern, die gleichwol keineswegs zu den ro-

*) Leri l. c. cap. 16.

heſten Wilden gehören, nicht das Mindeſte von Religion an. „Von dem wahren Gotte, ſagt er, wiſſen ſie nichts. Sie kennen auch keine falſche Götter, die entweder im Himmel, oder auf der Erde wohneten. Sie verehren nichts dergleichen, und haben daher auch keinen öffentlichen Ort, an dem ſie ſich, des Gottesdienſtes wegen, verſammlen ſollten.„ Er ſezt hinzu daß ſie die Meinung Cicero's *) widerlegen: „Es ſey kein Volk ſo roh und wild, das nicht wiſſe, daß man einen Gott haben müſſe, wenn es ihnen gleich unbekant ſeyn mögte, was für eine anſtändige Vorſtellung, man ſich von ihm zu machen habe.„ Daß der römiſche Redner, in dieſem Wahne ſtand, darf uns eben nicht wundern, da er von der ſogenanten neuen Welt, ſich nicht einmal etwas träumen laſſen konte; daß aber dergleichen Meinung, noch in unſerm Jahrhunderte als entſchieden wahr, von ſolchen die beſſer unterrichtet ſeyn könten, ſolte vorgetragen werden, iſt auffallend, da Leri's Reiſe nach Braſilien, ſchon vor mehr als zweihundert Jahren, im Druck erſchienen iſt. Schon unter Cicero's Freunden waren welche, die anders als er über dieſen Gegenſtand dachten. Cotta, einer von denen die im Dialog redend eingeführet werden, ſagt **)

*) Cic. de legibus, lib. I. c. 8.

**) Cicero de natura deoreum lib. I. c. 23.

„Der Saz: was alle Menſchen glauben muß wahr ſeyn, iſt nicht allein unbedeutend, ſondern auch falſch; denn vorher weißeſt du die Meinungen und den Glauben aller Völker? Ich, für meinen Theil, halte dafür, daß es viele Völker gebe, die nicht die entfernteſte Mutmaſſung, von dem Daſeyn eines Gottes unterhalten.„ Er hatte Recht, wie die neuern Erfahrungen beweiſen.

Frezier ſchreibt, daß ihm ein Jeſuit, der Procurator der Mißion in Chili war, verſichert habe: die Chileſen unterhielten keinen Gedanken weder von einem Gott, noch von Göttern oder Götzen. Was ihnen die Mißionaire davon predigten, erweckt bei ihnen Gelächter. *)

Vaillant ſagt von den Grosnamaquas, unter welchen er ſehr zufrieden gelebt hatte: „von Allem was die Religion betrift, vom Gottesdienſte, Prieſtern, Tempeln, Unſterblichkeit der Seele, wiſſen ſie gar nichts. Sie ſind, in dieſem Stück, wie alle andere Wilden in ihrer Nachbarſchaft, das heißt, ſie haben nicht den mindeſten Begrif davon. Die Natur ſagt ihnen beſtimt genug: was du nicht wilſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht. Aber die kleinen Geſellſchaften worin ſie leben,

*) Frezier, Relation du Voyage de la Mer du Sud. Tom. I. p. 99. Amsterdam 1717.

und die ſchon im Anfange der Civiliſirung ſind, bringen ſie, in dieſer Rükſicht, weiter als viele cultivirte Völker; ſie gebieten ihnen auch: Thue dem Andern was du wilſt daß er dir thun ſoll." *)

Perouſe **) ſpricht den Wilden, die er in der Nachbarſchaft von Montovi antraf, alle Begriffe von Religion ab. „Sie haben, ſagt er, keine Kentniß von einem Gott, oder einer Zukunft," und dennoch waren ſie, ſeinem Zeugniſſe nach, gute Menſchen, die groſſe Liebe zu einander trugen; die ihre Greiſe verſorgten und ihre Kinder, mit großer Zärtlichkeit erzogen. Mit den Wilden, die in ihrer Nachbarſchaft, von den ſpaniſchen Mönchen, in der Mißionsanſtalt zu Montovi erzogen wurden, gieng es nicht mit ähnlicher Liebe und Herablaſſung zu. „Die Neubekehrten Chriſten, ſagt Perouſe, werden grade wie die Negerſclaven auf St. Domingo behandelt. Wir ſahen Männer und Weiber mit Feſſeln beladen, und andere am Blocke. Geiſſelhiebe und Auspeitſchen, waren ebenfals eingeführet." Dennoch predigten dieſe Mönche oder Mißionaire, die dieſe väterliche Zucht an ihren Neubekehrten ausübten, daß der Charak-

ter

*) Vaillant am a. O. Th. 3. S. 64.

**) Perouſens Entdeckungsreiſe, Th. 1. S. 205.

ter der chriſtlichen Religion die Liebe ſey, und daß es ihre Moral, ſo wie die Natur, zum erſten Grundgeſetze mache: was du nicht willſt das dir von andern geſchehe, das thue du ihnen auch nicht.'

Collins *), deſſen ich ſchon oft erwähnet habe, macht uns von der Religion der Wilden in Neuholland, folgende Beſchreibung. „Die Einwohner von Neu-Süd-Wales (ſo nennen es die Engländer) machen die kühne Behauptung unſerer orthodoxen Gottesgelehrten unwahr (er beruft ſich auf Blair's Predigten, und er hätte mehr als hundert andere Gottesgelehrten anführen können, die eben dergleichen gelehret und gedrukt haben) daß noch kein Volk und kein Land ſey entdekt worden, wo man nicht Spuren von einem religiöſen Gottesdienſte angetroffen habe." Er ſezt hinzu, „und alle Beobachtungen, alle Nachfragen und Unterſuchungen die ich unter dieſem Volke, vom Anfange meiner Bekantſchaft mit ihm, bis ans Ende, (es war eine Zeit von beinahe zehn Jahren) anſtellen konte, haben mich überzeugt, daß daſſelbe eine Ausname von jener Behauptung mache. Ich bin überzeugt, daß ſie weder Sonne noch Mond und Sterne anbeteten; daß unter allen Thieren,

*) Collins am a. O. S. 547.

weder ein vierfüßiges, noch ein Vogel oder ein Fiſch, ein Gegenſtand ihrer Verehrung und Anbetung iſt. Ich habe nicht entdekt, daß ſie ſich irgend ein Weſen, entweder in der Wirklichkeit, oder in der Einbildung, gedacht haben, welches ſie zur Ausübung guter oder böſer Handlungen antriebe. Sie haben Ausdrücke, um gute und böſe Handlungen damit zu bezeichnen, aber keine Ideen, daß es im religiöſen Verſtande Belohnungen oder Beſtrafungen derſelben gebe."

Alle dieſe angeführten Zeugniſſe beweiſen unwiderſprechlich, daß es zahlreiche Völkerſchaften gebe, die nicht die entfernteſte Vorſtellung von einem höchſten Weſen, oder einen Begrif von einem Gott haben, wie Juden und Chriſten ſich denſelben gedenken. Es folgt auch daraus zuerſt, daß man die, welche nie auf den Gedanken einer erſten Urſach aller Dinge, die wir Gott nennen, verfallen ſind, wol Atheos, oder Leute die ohne Gott ſind, aber gewis nicht Gottesleugner nennen könne; weil niemand etwas leugnen kan, davon er nichts weiß. An dieſen Unterſchied aber, haben die Theologen nicht immer gedacht. Es folgt ferner daraus, daß der Gedanke von dem Daſeyn Gottes, oder eines höchſten Weſens, keine unmittelbare Gabe der Natur ſey, welche ſie, dem Menſchen mitzutheilen, für nöthig hielt.

Indeſſen ſcheint es, wenigſtens mir, unleugbar zu ſeyn, daß der Menſch, ſobald er auf den herrlichen Plan, auf die höchſte Weißheit, die unbeſchränkte Macht und unverkennliche Güte aufmerkſam wird, die überall, bei entſtandenen Nachdenken, in der Welt hervorblicken, auch auf den Gedanken von dem Daſeyn eines höchſten Weſens, als der erſten Urſach aller Dinge, man nenne ſie Natur, Gott, Jehovah, Theos, Jupiter oder wie man will, gerathen müſſe. Je weiter er darüber nachſinnet, deſto verborgener, deſto unbegreiflicher wird es ihm, und er findet, daß es ihm unmöglich iſt zu ergründen was es eigentlich ſey. Gleichwol zeugen die vorhin erwähnten wilden Völker, die niemals, ſeit ſo vielen verfloßenen Jahrtauſenden, auf den Gedanken vom Daſeyn eines höchſten Weſens verfallen ſind, daß derſelbe zur Natur und zur Beſtimmung des Menſchen, ſo wenig als eine artikulirte Sprache gehöre. Ich glaube übrigens, zur Ehre unſeres Geſchlechtes, daß da, wo einmal der höchſt einfache Begrif, von einem höchſten Weſen, unter uns entſtanden iſt, auch das Daſeyn deſſelben nicht würde geleugnet worden ſeyn, wenn nicht einige, die klüger und mehr unterrichtet ſeyn wollten als andere, durch die ſehr verſchiedenen, und mehrentheils äuſſerſt thörigten Vorſtellungsarten, die ſie da-

von machten, Veranlaſſung dazu gegeben, und hundert andere Dinge und Lehren dazugeſezt hätten, von denen ſie behaupteten, daß ſie damit unzertrennlich verbunden wären. Die in der mehr gekünſtelten Geſellſchaftsverbindung entſtandenen Begriffe von Tugenden und Laſtern, die Lehre von einer Vorſehung, welche die erſteren belohnen und die lezteren beſtrafen; die es dem Tugendhaften wohlgehen laſſen, und den Böſen mit ihrer Rache verfolgen, haben manchen zum zweiffeln, an dem Daſeyn einer Gottheit, nach den gewöhnlichen Vorſtellungsarten derſelben, gebracht. Sie bemerkten daß, ungeachtet der Behauptung, es wären dieſes ausgemachte Wahrheiten, dennoch die täglichen Erfahrungen, in der Geſellſchaft darin wir leben, damit nicht übereinſtimmen. Indem ſie nun glaubten, an jenen Nebenlehren, die mit dem Daſeyn einer erſten Urſach aller Dinge, unzertrennlich verbunden ſeyn ſollten, zweiffeln zu dürfen, ſo geriethen ſie auf Bedenklichkeiten, wegen des Daſeyns eines höchſten Weſens. Die welche man Gottesleugner nennet, können nur unter civiliſirten Völkern, die eine Religion angenommen haben, entſtehen und angetroffen werden, ſo wie Wahnwitzige, die die bewundernswürdigen Werke der Natur, und ihren weiſen, mächtigen Gang, einem Ohngefähr zu-

ſchreiben. Der Naturmenſch, ſo wie der echte Wilde, ſind zu dergleichen unfähig. Sie laſſen glüklicher Weiſe, unwiſſend und unbekümmert, die Meinungen derer, die ſich klüger als ſie zu ſeyn dünken, wenn ſie ihnen allenfalls, von europäiſchen Mißionaren vorgetragen werden, unangefochten, auf ihren innern Werth beruhen. Zu Zeiten haben ſie dieſelben wol aus Zwang, oder um Geſchenke willen, äuſſerlich angenommen, aber auch wol, wie ich vorhin erwähnet, darüber laut gelacht.

Daß die Wilden die Lehren des Chriſtenthums, die ihnen von den Bekehrern, aus mancherlei chriſtlichen Secten, gepredigt werden, geringſchätzen, und wenn ſie dieſelben allenfals, dem Anſcheine nach, angenommen haben, ihnen bald wieder entſagen, davon können unzählige Beiſpiele beigebracht werden. Ich will nur etwas dieſer Art, aus Labat, der gegen dreizehn Jahre, Mißionar in Weſtindien war, aufführen. Von den Caraiben ſagt er: „Sie hören auf Chriſten zu ſeyn, wenn ſie wieder zu ihren Landsleuten kommen, und ſind bereit ſich für ein Glaß Brantwein tauffen zu laſſen. *) Er erzehlet auch eine merkwürdige Geſchichte vom Aniaba, dem Sohne eines Negerkönigs,

*) Labat, am a. O. Tom. IV. p. 373.

auf der Küſte von Guinea. Die dortige franzöſiſche Handlungsgeſellſchaft ſchikte ihn nach Frankreich, wo ihn Ludewig der Vierzehnte, eine vorneme Erziehung geben ließ, bei ſeiner Tauffe ſelbſt Gevattern ſtand, und ihm ſeinen Namen beilegte. Wie er einige Jahre lang, auf einem Collegio zu Paris und auf der Sorbone war unterrichtet worden, machte er ihn zum Ritmeiſter bei der Cavallerie. Die Afrikaniſche Geſellſchaft; meldete einige Zeit darauf, daß er von ſeinem Volke, zum Könige, Statt ſeines verſtorbenen Vaters, verlangt werde, weshalb ihn Ludewig, durch zwei franzöſiſche Kriegesſchiffe, nach Afrika zurükſchikte, nachdem er ihn, mit einer prächtigen Equipage, Bedienten und Allem, was in Europa, den Glanz des Vornemen anzeigt, beſchenkt hatte. Kaum war der Mohr, auf ſeinen vaterländiſchen Boden wieder angekommen, als er alle franzöſiſche Kleidung von ſich warf, nakt wie ſeine Landsleute ging, und den Lehren des Chriſtenthums, darin er viele Jahre lang erzogen war, völlig entſagte. Er nam ſich fünf bis ſechs Negerinnen zu Weibern und lebte ganz wie ſeine Landsleute. Labat, ſezt hinzu: „Wäre das Beiſpiel des Aniaba das einzige in ſeiner Art, ſo würde es nichts beweiſen; allein ich kan kühn die Ausforderung thun, irgend einen, von der ganzen Küſte der

Negern, ausfindig zu machen, der, nachdem er in ſein Vaterland zurükgekehret war, den Glauben ſollte beibehalten haben, den er, während ſeiner Abweſenheit von demſelben, bekant hatte." *)

Und wie könte dieſes auch anders ſeyn, wenn man den Menſchen und ſeine Natur kennet, welches freilich unter zehntauſenden kaum mit einem der Fall iſt. Der Wilde, der funfzehn bis zwanzig Jahre gelebt hat, und in völliger Freiheit aufgewachſen iſt, wird ſich weder zu den Sitten, noch den Meinungen anderer bequemen, die ſeiner angenommenen Lebensart zuwider ſind. Muß er aus Zwang, indem er der Gewalt unterliegt, ſich zu dem was man von ihm fordert bequemen, ſo wird doch, ſobald er ſeine vorige Freiheit wieder erlangt, der alte Widerwille dagegen ausbrechen, und die vorige Art zu leben und zu denken, wird wieder die Oberhand gewinnen, weil ſie der Natur mehr gemäs war, die ſich nie ganz austreiben und unterdrücken läßt. Wolte man einwenden, daß es wol Ausnamen gebe, ſo iſt es doch ausgemacht, daß ſie äuſſerſt ſelten, und die, welche dazu gehören, ſolche ſind, die zwar als geborne Wilde, doch von ihres Gleichen früh getrent,

*) Labat, ebendaſelbſt, p. 131.

in den Sitten und Meinungen der Europäer, ſchon ſeit ihren jungen Jahren, erzogen wurden.

Wenn man nun gleich, wie wir geſehen haben, Wilde angetroffen hat, bei denen ſich nicht die geringſte Spuhr, von Kentniß eines höchſten Weſens, und folglich auch nichts fand, was mit dem Namen einer Religion belegt werden könte, ſo hat man doch hin und wieder Völkerſchaften gefunden, bei denen ſich Aberglaube und vorgegebene Hexerei äuſſerten. Aus der Art, wie Meinungen in dem Geſellſchaftszuſtande der Menſchen entſtehen, und aus einiger Kentnis und Beobachtung des Ganges, den das menſchliche Herz und die Einbildung zu nemen pflegen, wird es ſich indeſſen leicht erklären laſſen, wie unter ſolchen Wilden, die ſich als ein kleines Völkchen zuſammen hielten, dergleichen entſtehen kan. Unwiſſenheit mit einem Grade von Neugier verbunden, iſt wol die vornemſte Quelle davon; denn völlige Unwiſſenheit, ohne einige Neugier, auf der einen, und wahre Aufklärung auf der andern Seite, laſſen keinen Aberglauben, dem die vermeinte Hexerei untergeordnet iſt, aufkeimen. Furcht und Betrug die man als Kinder des Geſellſchaftszuſtandes anſehen muß, ſind zum Gedeien beider ſehr zuträglich, und die Hofnung von einer, obgleich unbekanten Gottheit, Hülfe und Beiſtand zu

erhalten, mögte man auch hieher rechnen. (Anmerk. 67.)

Träume haben ebenfals das Fortkommen des Aberglaubens ſehr befördert, obgleich der Grund dazu, ſchon vorhergelegt ſeyn muß, denn der Naturmenſch kann träumen, viele Thiere, zumal unter den gezähmten, träumen auch, aber ſie ſind deswegen nicht abergläubig, ſie erinnern ſich, wenn ſie erwachen, des Traumes nicht mehr, und wiſſen von keiner Verbindung des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen. Der in den Geſellſchaftszuſtand eingetretene Menſch, der ſeine Erinnerungskraft ſchon zu üben weiß, und Urſachen mit ihren Folgen einzuſehen und zu verbinden anfängt, wird zugleich neugieriger, um bei Vorfällen, die ſeine Aufmerkſamkeit erwecken, die erſteren zu wiſſen, und die lezteren, wo möglich, nach ſeinem Willen einzurichten. Da er aber in hundert Fällen, ſich ſowol zu dem einen, als zu dem andern unfähig findet, ſo geräth er gar leicht auf die Gedanken, daß etwas Verborgenes und mächtiges, das was ihm ausſerordentlich ſcheint, hervorgebracht habe, davon er die leicht zu erforſchenden Urſachen, aus Trägheit und Unwiſſenheit nicht einſiehet. Hatte das Ereigniß mit ſeinen Folgen, eine angeneme Beziehung auf ihn ſelbſt, ſo hielt er das vermeinte unbekante Weſen für gut und wohlthätig,

und glaubt daſſelbe, nach menſchlicher Art, durch Geſchenke und Dankſagungen, noch mehr zu gewinnen. Es wurden alſo Freude und Dankbarkeit, wegen Befriedigung des Eigennutzes, durch ein eingebildetes Weſen, hier die Quellen der Religion. Hielt er dagegen das vermeinte Weſen für erzürnt und böſe, wenn die Vorfälle ihm unangenem und nachtheilig waren, ſo verſuchte er, durch Gebärden und Stellungen, die einem gewiſſen Inſtinkte nach, unter Menſchen, ja ſelbſt von manchen Thieren, zum Beiſpiele den Hunden, als Zeichen der Demüthigung und Unterwerfung angeſehen werden, daſſelbe zu beſänftigen und ſeinen Zorn abzuwenden. Er verfiel hernach auch auf Opfer, zumal blutige, wozu ſogar Menſchen ihr Leben hergeben muſten, um die Rache deſſelben, die er ſich einbildete, zu befriedigen. Die Furcht vor ſolchem unbekanten und unſichtbaren Feinde, vergröſſerte die Macht deſſelben, und die Beſorgniſſe vor der Gefahr namen zu, je weniger man ſich fähig hielt, dieſelbe vorauszuſehn und ſich dagegen zu ſichern. Deswegen wurden verſchiedene Mittel erdacht, um ſie, wo möglich, abzuwenden, und man hielt die für die ſicherſten und kräftigſten, die am geheimnisvolleſten waren. Je weniger man ihren Zuſammenhang, mit dem was man befürchtete, und es abzuwenden wünſchte, einzu-

ſehen vermögend war, um deſto mehr trauete man ihren Kräften. So gehet es indeſſen, nicht nur unter den Wilden, ſondern auch unter denen die ſich für weit beſſer und klüger halten. (Anmerk. 68.)

Hatte der Aberglaube einmal Wurzel gefaßt, ſo war es, nach dem Zuſtande der Geſellſchaft darin wir leben, ſehr natürlich, daß liſtige oder auch ſchwärmeriſche Köpfe, die Schwäche des groſſen Hauffens benuzten, und ſich, entweder aus Eigennutz, oder aus Eitelkeit, für ſolche ausgaben, die mit dem verborgenen Mächtigen, in Vertraulichkeit und in näherer Verbindung ſtünden; die von dem Vorhaben und den Abſichten deſſelben unterrichtet wären; die die Ereigniſſe der Zuknnft vorherſagen könnten, und die Mittel wüſten, den Segen des mächtigen Unſichtbaren, von ihm zu erhalten, nnd ſeinen Zorn, ſo wie die Aeuſſerungen ſeines Unwillens abzuwenden. Auf ſolche Weiſe entſtanden Prieſter, Orakel, Weiſſager, Zauberer und Hexen. Die Herſchſüchtigen die mehr Einſicht hatten, nnd den Aberglauben heimlich belachten, benuzten gleichwol denſelben, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen, nnd ihren eigenen Willen, als den Willen des unſichtbaren Weſens, für deſſen Vertraute ſie ſich ausgaben, vollziehen zu laſſen. Unterſucht man die Entſtehungsart, die

Ausbreitung und Unterhaltung des Aberglaubens mit ſeinen Folgen, bei den Wilden und bei andern Völkern, die ſich klüger als ſie zu ſeyn dünken ſo wird man finden, daß die oben angegebenen Quellen, die erſten und vornemſten ſind, aus denen Alles ſich hierauf beziehende hergeleitet werden kan. Der gröſte Theil der verſchiedenen Meinungen und Gebräuche, welche in der Geſchichte der Religion der Völker aufgezeichnet ſind, nebſt den Einflüſſen die ſie gehabt haben, werden ſich ebenfals daraus erklären laſſen. Da indeſſen, blos die Geſchichte des Menſchen und nicht der Menſchen, oder der Ereigniſſe unter den Völkern, in ihrem Geſellſchaftszuſtande, der Gegenſtand unſerer Vorleſungen iſt, ſo erlaubt es weder der Ort noch unſere Abſicht, umſtändlicher davon zu reden. Dieſes Einzige wollen wir noch hinzuſetzen, daß kein Thier, die Neigung zur Nachahmung und einer poſſenhaften Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, weiter treibe, als der in den Geſellſchaftsſtand eingetretene Menſch, und eben dadurch, von ſeiner Naturbeſtimmung ſo ſehr ausartet. Er erſcheint von keiner Seite, in den Augen eines von Vorurtheilen freien Beobachters, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen, ſo komiſch oder ſo mitleidenswürdig, und von ſeiner gerühmten Vernunft ſo entfernt, als in ſeinen religiöſen

Meinungen und in ſeinen abergläubigen Thorheiten, die er gleichwol von der äuſſerſten Wichtigkeit zu ſeyn glaubt, und ſie darum heilig und ehrwürdig nennet. Die Wahrheit dieſer Behauptung kan man in den religiöſen und oft grauſamen Poſſen, alter und neuerer Zeiten, ſowol unter wilden als cultivirten Völkern beſtätiget finden. Schade daß dieſes, obgleich nicht in die Geſchichte des Menſchen, doch in die Geſchichte der Menſchen gehöret!

Zehnte Vorleſung.

Von den Regierungsformen unter den Wilden.

Es wäre noch die Frage zu beantworten übrig: Was für Regierungsformen haben die Wilden unter ſich? Was für eine Geſezgebung, und was für Geſetze trift man unter ihnen an? Viel läſſet ſich, auf alles dieſes nicht antworten, weil davon nur ſehr wenig unter ihnen vorhanden iſt. Der Menſch nach der Natur weiß davon gar nichts, und kan auch, aus leicht zu begreiffenden Urſachen, nichts davon wiſſen. Er

bedarf keines Herrn und keines Regierers. Der Inſtinkt vertrit beide, und ihm zu folgen macht ſeine Geſezgebung und ſeine Freiheit aus. Die gekünſtelte Geſellſchaftsverbindung, erzeuget Laſter und unendlich viele Veranlaſſungen die Leidenſchaften zu wecken. Alsdenn hat der, auf dieſe Weiſe, verderbte Menſch, da er aufhöret ſein eigener Heer — faſt mögte ich ſagen Menſch — zu ſeyn, eines Beherrſchers nöthig, weil er ſeinem natürlichen Inſtinkte, alsdenn nicht mehr getreu folgt, und ihm nicht mehr folgen darf; er muß künſtlich erfundene Geſetze haben, um ihn in Ordnung zu halten, und ihn zu einem Gehorſam zu zwingen, gegen den ſich ſeine Naturgefühle oft ſtreuben.

Wo eine Art von Regierung Statt haben ſoll, muß ein Anfang geſellſchaftlicher Verbindung, nothwendig bereits gemacht ſeyn; und wenn gleich die Wilden in dieſelbe gröſtentheils ſchon eingetreten ſind, ſo haben ſie doch nur ſehr geringe Fortſchritte darin erſt gemacht, zumal da ſie von Eigenthume und von Eigenthumsrechten wenig wiſſen.

Sobald eine Familie entſtanden iſt, wird auch, der Natur der Umſtände gewäs, eine gewiſſe Achtung der Kinder für die Eltern entſtehen, welche eine Folgſamkeit erzeugt, die eine Art von Herſchaft, beſonders auf Seiten des

Vaters, anzuzeigen ſcheint. Indeſſen iſt ſie äuſſerſt milde, und wird ſchwerlich länger dauern, als bis die Kinder, denen man ohnehin alles zu thun erlaubt, ſo weit ſind, daß ſie ſelbſt, ſich Unterhalt verſchaffen, und von ihrer, ihnen angebornen, und von den Eltern anerkanten, völligen Unabhängigkeit, Gebrauch machen können. Dieſe wird ihnen, ſobald ſie die Kinderjahre zurükgelegt, nicht allein nicht ſtreitig gemacht, ſondern als ein, ihnen von Natur zukommendes Recht, ohne einiges Hinderniß, zugeſtanden. Die Natur lehret dieſe Wilden, durch innere Gefühle, daß die Freiheit das Geburtsrecht des Menſchen ſey. Eben hierauf gründet ſich die vorhin erwähnte, nachſichtsvolle Art, mit welcher ſie ihre Kinder, ohne ihnen kaum ein böſes Wort zu ſagen, behandeln. Eben dieſe gütige, und von aller Tyrannei entfernte Begegnung, kan, wie es ſich auch wirklich zeigt, nichts anders als Liebe und Achtung für die Eltern zur Folge haben. Die Jüngeren hören den Rath der Alten mit Ehrerbietung an, und folgen ihm mit Bereitwilligkeit, zumal da man ſie nicht mit Gewalt oder Ungeſtüm, wider ihren Willen, dazu zwingt. *)

*) Man erinnere ſich hier deſſen, was ich oben von der Erziehung der Kinder, und der Achtung ge-

Man kan ſich einen Begrif von den erſten, einfachen, geſellſchaftlichen Verbindungen machen, wenn man die Beſchreibung lieſet, die Dampier von den Einwohnern einer der fünf Inſeln macht die zwiſchen Manila und Formoſa liegen. Sie heiſſet Baſchi, oder nach der Schreibart der Engländer Baſhee, welchen Namen ſie von dem angenemen Getränk führet, welches man daſelbſt zubereitet. *) „Auf dieſer Inſel, ſagt er, fand man nicht die geringſte Spuhr von Religion oder auch irgend einer bürgerlichen Regierungsform. Kein Menſch war mehr als der andere, ausgenommen in ſeiner eigenen Familie; denn die Kinder betragen ſich ſehr ehrerbietig gegen ihre Eltern, und die Frau eben ſo gegen ihren Mann. Die Söhne wurden zum Fiſchfange erzogen, und die Töchter arbeiteten mit der Mutter auf dem Acker, weil jede Familie ſoviel Land bebauet, als ſie zu ihrer Unterhaltung bedarf. Dieſe Leute ſind ruhig und beſcheiden, ſowol gegen Fremde als auch gegeneinander; und ob ihnen gleich die Engländer, während ihres Auffenthaltes bei ihnen, Veranlaſſungen gaben unwillig zu werden, ſo vermieden ſie dennoch allen Streit und Zank."

ſagt habe, worin das Alter, bei den am wenigſten verderbten Wilden ſtehet.

*) Dampier, am a. O. S. 62.

Zank." *) Es war im Jahre 1687 wie Dampier dort war.

Der Gedanke daß das väterliche Anſehen, als des Hauptes der Familie, die Veranlaſſung geworden, daß Oberhäupter eines ganzen Stammes, und hernach Beherſcher eines ganzen Volkes entſtanden ſind, bedarf groſſer Einſchränkung und vieler Berichtigung, wofern er nicht für unwahr erkläret werden ſoll. Die Achtung, welche eine entſtandene Familie, für den gutgemeinten Rath und den uneigennützigen, von keinem Zwange begleiteten Willen ihres guten Vaters und einer zärtlichen Mutter bezeiget, hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit, mit der die Menſchheit entehrenden Unterwürfigkeit, in welcher Tauſende, ja Millionen ſich befinden, die den willkürlichen Befehlen eines Einzigen, unter angedroheten Strafen, zu gehorſamen gezwungen werden. Der Vater, als das Oberhaupt ſeiner Familie, will nichts als das Beſte derſelben. Alle ſeine Erinnerungen und Einrichtungen zielen darauf ab; denn Befehle und Geſetze, nach unſern Begriffen, kennet er nicht. Er ſiehet die Seinigen nicht als ſein Eigenthum an, oder als ein Hirte, der ſeine Schafe, ſchieret,

*) Dampier's voyage round the world, in Barrow's collection of voyages. Vol. II. p. 62.

verkauft, oder ſchlachtet; vielmehr überläßt er ſie, von Kindheit an, dem Genuſſe der Freiheit. Man mögte ſogar ſagen, daß die Worte, befeh= und gehorchen, in die Sprache des echten Wilden nicht gehören, und daß ihm, in ſeiner Kindheit und Jugend, keine Begriffe davon beigebracht werden. Da er von ſeinen erſten Jahren an, zu der mildeſten Art der Behandlung gewöhnet worden, ſo läßt ſich leicht erachten, daß wenn eine Art von Oberhäuptern da iſt, dieſelben von keinem groſſen Anſehen, und noch vielweniger in dem Beſitze einer willkürlichen Macht ſeyn könne. Es wäre auch, bei ihrer Lebensart, und einem unbeſchränkten Genuſſe der Freiheit, kaum möglich, daß Tyranney unter ihnen ausgeübet werden könnte. Da keiner nicht einmal den kleinen Flek, darauf er ſeine Cabane oder Hütte errichtet hat, ſich als ſein Eigenthum anmaſſet; da er das bisgen Land, worauf er etwas, zu ſeiner Unterhaltung, gepflanzet oder geſäet hatte, ſobald er die Früchte eingeerndtet, als jedermann wieder zugehörig anſiehet; da er äuſſerſt wenige Geräthſchaften beſizt, ſo ſtehet es ihm, zu jederzeit, frei, ſeinen Wohnſiz, mit äuſſerſter Leichtigkeit, zu verändern, und ſich von der Bedrückung eines Gewaltthätigen, dem er nicht widerſtehen konte, ſo weit als er nur will, zu entfernen. Eigenthum,

Ackerbau, Zähmung der Thiere, Fleiß auf der einen und Faulheit auf der andern Seite, haben, nebſt dem Gebrauche des Eiſens, Unterdrückung und Knechtſchaft erzeuget. Wunder iſt es daher nicht, daß viele wilde Völkerſchaften in Amerika, frei geblieben ſind. Hat gleich Trägheit, die dem Menſchen natürlich iſt, unter ihnen Statt, ſo kann ſie doch ihrer Freiheit keinen Eintrag thun, denn der Faule muß wenigſtens für ſeinen Unterhalt ſelbſt ſorgen, da er keinen Fleißigen, der ſeine Vorſorge auf mehrere Monate ausdehnte, um ſich her hat, dem er die Früchte ſeiner Arbeitſamkeit rauben, und ſich davon nähren könten. Wenn man daher wilde Völkerſchaften, unter einer Art von Oberhäuptern, antrift, ſo haben dieſe dennoch nichts, wodurch ſie ſich an Macht, Beſitzungen oder was Reichthümern ähnlich wäre, auszeichnen könten.

Bei entſtehenden Kriegen, wählen die Wilden, im nördlichen und im innern des ſüdlichen Amerika, wol Anführer, die ſchon Beweiſe der Herzhaftigkeit abgelegt, und ſich längſt, zur Ertragung groſſer Beſchwerlichkeiten und Schmerzen abgehärtet haben; allein, wenn Kriege oder ſonſt wichtige öffentliche Angelegenheiten, wobei ſie eines Anführers bedurften, ein Ende haben, ſo höret auch das Anſehen deſſelben auf, und er trit in ſeine vorige Gleichheit mit den Uebrigen

zurük. Einige wilde Völkerſchaften, behalten indeſſen ihre Oberhäupter auf Lebenszeit; ja, bei einigen iſt die Würde gar erblich, obgleich von dieſer Art wol die wenigſten ſind. Nachrichten welche uns Augenzeugen von verſchiedenen amerikaniſchen Nationen mitgetheilet haben, lehren uns auch, wie weit eine Entſagung der natürlichen Freiheit, wie weit die Leichtgläubigkeit und eine blinde Anname, der eigennützigen und unmenſchlichen Lehren einiger Wenigen, die ſich der Herſchaft über den groſſen Hauffen bemächtigen, zur tiefſten und unſinnigſten Erniedrigung der Menſchheit führen könne. So wurde, unter andern, von den Peruanern und Mexikanern, ihren Königen, während ihres Lebens und beſonders bei ihrem Tode, eine ungeheure Menge Menſchen, im buchſtäblichen Verſtande, aufgeopfert. Man lieſet mit Schaudern, die Begräbnisgebräuche, mit welchen eine kleine, äuſſerſt dumme Völkerſchaft, in Louiſiana, die man Natches nennet, ihre Caciken oder Oberhäupter zur Erde beſtattete. Eine groſſe Anzahl Männer und Weiber wurde alsdenn erwürget, und neben der Gruft des Caciken mit verſcharret, damit ſie ihm in der andern Welt, die ſie ſich nach ihren Einfällen dichteten, als Sclaven dienen mögten. *) Solcher Tollheiten, ſolcher

*) S. Lafiteau, am a. O. Tom. II. chap. 18. — Le

Entehrungen der Menſchheit, ſind diejenigen fä-
hig, die auf die niedrigſte Stufe des Geſell-
ſchaftsſtandes getreten ſind, ihrer Freiheit und
ihren Rechten, die ihnen als Menſchen gehören,
ja ſelbſt ihrer Natur entſagen!!

Auch auf den meiſten Inſeln des Südmeers,
hat man Oberhäupter angetroffen, denen die
Reiſebeſchreiber, nach europäiſcher Art, den
Namen der Könige gegeben, welche eine Macht
beſitzen, die ſchon etwas an den Deſpotismus
grenzt. Man muß aber bedenken, daß dieſe ſo-
genanten Wilden ſehr zahlreich ſind, und daß
ſich bei ihnen eine Art von Cultur findet, die ſie
bereits von der Natur ziemlich weit entfernet
hat. Rangordnungen und Caſten ſind daſelbſt
vermutlich längſt eingeführet; ja, man hat,
hin und wieder, Spuren von etwas angetroffen,
daß dem Feudalismus oder Lehnsrechte ähnlich
ſiehet. Um ſich den Urſprung hievon zu erklä-
ren, kan man beinahe mit Gewisheit annemen,
daß die Maleyen, die mit dem Jahrtauſende
alten, aſiatiſchen Deſpotismus bekant und ange-
ſtekt ſind, ſchon vor unbekanten Zeiten, weil ſie
Schiffarth trieben, ſehr viele der Inſeln des
Südmeers erobert, ſich mit den urſprünglichen

Page de Praz, histoire de Louisiana, Tom. III.
p. 57.

Einwohnern derſelben vermiſcht, und vieles von ihren eigenen Sitten, dahin auch ihre Regierungsart gehöret, unter ihnen eingeführet haben. Daß dieſes gegründet ſey, beweiſet ſowol die Aehnlichkeit der Sprache, die auf dieſen Inſeln geredet wird, mit der unter den Maleyen, als auch die Farbe gewiſſer Familien des Landes, die, wie Perouſe meint *), darum weniger ſchwarz iſt als der Uebrigen, weil ſie ſich, als urſprüngliche Einwohner, nicht mit dem fremden Eroberern vermiſchen und ungleich verheiraten wollten, daher ſie, eine Schattirung weniger haben, als die ſo dergleichen thaten. Perouſe ſezt hinzu, daß dieſer Unterſchied auf den Schifferinſeln **) ſehr auffallend ſey, und daß die Nachkommen der Maleyen, auf dieſen Inſeln, durch die Vermiſchung mit den erſten Einwohnern, ſie ſehr verbeſſert, eine Kraft und Stärke, ſo wie einen Wuchs und Verhältniſſe in ihrem Gliederbaue erhalten haben, welche nicht eigentlich von ihren Vorfahren herrühren, ſondern die ſie der Schönheit und Fruchtbarkeit des Erdſtri-

*) Perouſe, am a. O. Th. 2. S. 215. der deutſchen Ueberſetzung, oder im franzöſiſchen Originale Tom. III. p. 229 ff.

**) Navigators islands, zwiſchen dem 10ten und 20ſten Grade ſüdlicher Breite, und den 50ſten und 60ſten der weſtlichen Länge.

ches zu verdanken haben, in den ſie verſezt worden ſind. Die Spuren von Cultur, die man unter den zahlreichen Völkerſchaften einiger dieſer Inſeln hin und wieder antrift, mögten daher wol von den alten Maleyen herrühren, die ſie vor undenklichen Zeiten, im graueſten Alterthume, aus Aſien, hieherbrachten, und die ſich wol ſeitdem, von der die ſie ehemals war, ſehr verändert und ziemlich wieder verloren hat, wozu der Himmelsſtrich vieles beitrug, und auch daß dieſe groſſen Länder, in ſo viele Inſeln zerſtükt ſind. Indeſſen blieben doch viele Bewohner derſelben, die nicht von den Maleyen beſucht oder erobert worden ſind, in ihrem alten Zuſtande, wie, zum Beiſpiele, die Wilden auf Neu-Holland, oder Neu-Süd-Wales.

Vaillant bemerkte unter den afrikaniſchen Völkern, unter welchen er ſich ſo wohl und ſo zufrieden befand, daß das Anſehen ihrer Oberhäupter ſehr eingeſchränkt war. Er ſah dieſelben weder vorzüglich reicher als die audern, noch durften ſie etwas thun, welches die Freiheit oder das wenige Eigenthum derer denen ſie vorſtanden, auf die entfernteſte Weiſe, beeinträchtigen konte. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit denen die an den Küſten von Afrika wohnen, und mit welchen die Europäer ihren ſchändlichen Sclavenhandel treiben. Die kleinen

afrikaniſchen Könige, die man hier antrift, ſind die ärgſten und grauſamſten Deſpoten, die man ſich denken kan. — Wahrſcheinlich liegt die Urſach hievon, in der ſtarken Bevölkerung und in den beſtändigen Kriegen, in welche ſie, durch die Abſonderung in ſoviele kleine Völkerſchaften, immer verwickelt ſind. Die Schurkereien der Europäer, die ſie dazu mit aufhetzen, um ihnen die Gefangenen, zur Sclaverei, für eine Kleinigkeit, abzukauffen, tragen auch vieles dazu bei.

Bei den echten Wilden, die ſich von der Natur nur wenig entfernet haben, trift man keine Geſezgebung, keine Rechte, keine Regierung, keine obrigkeitliche Perſonen an. Unter den Caraiben findet man nichts dergleichen, und von den Grönländern, ſagt der ehrliche und glaubwürdige Egede *) daß ſie noch, als halbe Naturmenſchen, in ihrer glüklichen Einfalt leben, und bei ihrer Gleichgültigkeit gegen faſt Alles, ſelten Gemütsbewegungen und Leidenſchaften äuſſern. „Sie ſind, ſezt er hinzu, ohne Laſter und ohne Tugend, ſie leben ohne Obrigkeit und ohne Geſetze, ohne einige bürgerliche Einrichtungen, in Ruhe und Frieden mit ihrem Nebenmenſchen. In ihrer Sprache finden ſich keine

*) Egede, Nachricht ꝛc. von Grönland, Cap. 13. S. 166.

Schimpfwörter, und ſie haben ſo edle Gefühle von den Pflichten und der Würde des Menſchen, daß es ihr Erſtaunen erwekt, wenn ihnen von den Kriegen erzehlet wird, welche die Dänen und Norweger gegen einander geführet; ſie rufen dabei aus: es ſcheint ſie haben vergeſſen daß ſie Menſchen ſind." In Wahrheit ſolche gute Menſchen können einer Regierung und obrigkeitlicher Perſonen, ſo wie eines Geſetzbuches füglicher entberen, als die ſich geſittet nennenden, die in einem verfeinerten Geſellſchaftsſtande, mit den Laſtern und Untugenden die er erzeugt angeſtekt ſind, und dabei gleichwol jene guten Wilden, tief unter ſich herabſetzen, ja ſie kaum für Menſchen halten. *)

*) Les Iroquois et les Hurons, (ehe ſie von den Europäern verderbet wurden) ont montré, par une conduite surprenante, que des peuples entieres, peuvent être sans magistrats, et sans querelles, et que, par consequent, les hommes ne sont ni assez portés par leur bon naturel, ni assez forcés par leur mechanceté, à se pourvoir d'un gouvernement, et à renoncer à leur liberté.— Voyez, Recueil de diverses pieces sur la philosophie, la religion naturelle etc. par Messrs. Leibniz, Clarke, Newton, etc. Tom. II. p. 337. Ed. II. Amsterdam 1740. 8vo.

Shaftesbury in ſeinen Essays on freedom of wit and humour, ſagt ſehr richtig, daß der Grund

Geſetze können auch nur da, nebſt Regierungsformen eingeführet werden, wo die natürliche Freiheit aufhöret und Eigenthum Statt hat. Wo entweder eine ganze Völkerſchaft, zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit, gemeinſchaftlich Einrichtungen macht, mit angedroheten Strafen für die ſo ſich dagegen vergehen, oder wo ein Einziger, oder nur einige Wenige, durch Liſt und Gewalt, der die Uebrigen, aus Einfalt, nicht widerſtehen, ſich eine Geſezgebung anmaſſen, in welcher ſie ihre willkürlichen und eigennützigen Befehle andern aufdringen, und ihnen, durch Zwang, Gehorſam, derſelben abnöthigen. Der Naturmenſch und der wahre Wilde, der ſeine Unabhängigkeit über Alles ſchätzet, und für ſie ſein Leben aufzuopfern bereit

der Redlichkeit und Treue, als der vornemſten unter den geſellſchaftlichen Tugenden, nicht in Begriffen einer Regierungsform, ſondern in der menſchlichen Natur ſelbſt, liege. Faith, honeſty and virtue, muſt have been as early as the ſtate of nature, or they never would have been at all. *Characteriſties, Vol. I. p. 74.* Je weiter die Menſchen im Geſellſchaftsſtande fortrücken, je mehr ſie ihn verfeinern, um ſo viel mehr verſchwinden dieſe von der Natur in ſie gelegten Eigenſchaften, weil ſie ſich von derſelben entfernen.

iſt, will von dergleichen nichts wiſſen; er folgt keinem andern Geſetze, als dem welches ihn die Natur lehret, und will ſich nichts aufbürden laſſen, das ſeiner natürlichen Freiheit zuwider iſt.

Ueberdem werden Geſetze nicht auf einmal gegeben, ſondern entſtehen erſt nachgrade, aus Einfällen, die eine vermeinte Verbeſſerung der Geſellſchaft, vielleicht blos auch nur eigennützige Abſichten befördern ſollen; oder wenn Vergehungen, gegen bereitsangenommenen Gewohnheiten, Einrichtungen und Sitten, entweder wirklich vorgegangen ſind, oder ſich der Fall muthmaslich gedenken läßt, daß ſie vorgehen mögten. Da nun der Wilde die Einrichtungen, des verfeinerten Geſellſchaftsſtandes und der Civiliſation nicht kennet, ſo iſt es ausgemacht, daß er ſich keiner Vergehungen dagegen ſchuldig machen kan.

Weil ferner der Menſch nicht, von Natur, verdorben oder Böſe iſt, ſo kan er auch, durch Strafen, welche die Geſetze drohen, nicht von Vergehungen abgehalten werden, die ihm völlig unbekant ſind. Regierungen alſo, die Geſetze geben und ſie aufrecht halten, Obrigkeiten die Vergehungen unterſuchen, und darüber nach den gemachten Geſetzen entſcheiden, oder Despoten, die ihren eigenen Willen zur Vorſchrift anderer machen, muß man unter echten Wilden gar

nicht erwarten. Man findet unter ihnen nur ein Recht und das iſt das Recht der Wiedervergeltung. Durch daſſelbe wird alles in Ordnung gehalten, weil jeder der Luſt hätte einem Andern Unrecht zu thun, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit zu kränken, ihm an ſeinem Leibe oder an ſeinen wenigen Habſeligkeiten Schaden zuzufügen, befürchten muß, daß ihm von dem Andern mit Gleichem vergolten und die Beleidigung von den Beleidigten und von ſeinen Freunden, werde gerächet werden. Die übrigen von derſelben Völkerſchaft, laſſen dergleichen Rache geſchehen, ohne ſich in den Streit zu miſchen. Dieſes iſt der Grund der allgemeinen Höflichkeit, und der guten gegenſeitigen Begegnung, von der ich oben ſchon geſagt habe, daß ſie unter den Wilden Statt hat, und die man unter dem größten Theile, ſich cultivirt nennenden Menſchen, gar ſehr vermiſſet. In civiliſirten Staaten, ſind Geſetze, Obrigkeiten und Handhabung der Gerechtigkeit, nach bürgerlichen Einrichtungen, um der eingeriſſenen Verdorbenheit der Menſchen, und um der durch die künſtliche Verfaſſung der geſellſchaftlichen Verbindung, erzeugten Vergehungen und Laſter willen, nothwendig; unter den Wilden dagegen, wegen der Art ihrer Erziehung, bei der die Freiheit und Gleichheit der Menſchen, nie aus den Augen verloren wird,

überflüßig, weil ſie mehr ausrichtet als Geſetze, Drohungen und Strafen. So war es bei unſern alten Deutſchen, von denen Tacitus ſagt: „daß bei ihnen gute Sitten mehr ausrichteten und mehr Wirkung hätten, als anderwärts gute Geſetze.“ *) Es iſt daher zu verwundern und zu bedauren, daß man unter civiliſirten Völkern, auf eine allgemeine, der Menſchheit angemeſſene gute Erziehung, der heranwachſenden Mitglieder des Staats, ſo wenig Rükſicht nimt, und ſo wenig Sorgfalt darauf wendet, da doch dieſelbe, von guten Beiſpielen unterſtüzt, den Laſtern, und dem durch dieſelben ſich ausbreitenden Elende in der Geſellſchaft, weit mehr vorbeugen und denſelben abhelfen würde, als Geſezbücher, Gerichtshöfe, Gefängniſſe und Strafen. Der weiſere Menſchenkenner, hätte alsdann nicht Urſach mit Horaz zu fragen: Was können vergebliche Geſetze ausrichten, wenn man nicht zugleich die Sitten beſſert? **) Solten die Wilden nicht hierin unſere Lehrer werden? Solten ſie nicht, um mich gelinde auszudrücken, die Unachtſam-

*) *Tacitus de moribus Germanornm, cap.* 19. Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges. — Iſt es bei uns noch ſo??

**) Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt?
Hor. Od. 24. Lib. III. v. 35.

keit unſerer ſogenanten Staatsklugen beſchämen? Dieſe beiden leztern Fragen, werden ſich leicht, aus dem Vorhergehenden, beantworten laſſen. In der Geſchichte des cultivirten Menſchen, muß von den Regierungsformen, Geſetzen und was dahin gehöret, umſtändlich geredet werden. Was ich hier geſagt habe, hat nur Beziehung auf die Geſchichte der Wilden.

Elfte Vorleſung.

Der Wilde bei dem Tode.

Laſſet uns jezt, meine Brüder, nur noch einen Blik auf das Lebensende des Wilden werfen, und ſehen wie er ſich bei demſelben benimt. Seine Gleichgültigkeit gegen den Tod, gegen Schmerzen und Krankheiten, die denſelben veranlaſſen, werden auffallend erſcheinen. So wie der Naturmenſch ſich keine Vorſtellungen von ſeinem Aufhören oder vom Tode, nach den Begriffen die man Uns durch die Erziehung beibrachte, jemals macht, weil er nie davon gehöret hat, folglich auch nie daran gedenkt, und ſich alſo nicht davor fürchtet, ſo hat es auch in dieſer Hinſicht, eine ähnliche Bewandniß mit

dem echten Wilden. Er ſiehet dergleichen, ohne darüber nachzudenken, als eine Folge und Anordnuug der Natur an, deren Abſicht, wozu ſie Menſchen geboren werden ließ, erſt durch ſein Aufhören im Tode völlig erreicht wird. Er zeigt ſich daher bei ſeinem eigenen Ende, und bei dem Ende Anderer, unerſchüttert. Ob es wahr ſey, daß die Wilden bei ihrem Sterben, es geſchehe auf eine natürliche oder gewaltſame Art, frei von Verzuckungen ſind, laſſe ich dahin geſtellet ſeyn; allgemein kan ſolche Behauptung gewis nicht Statt haben. Die Thiere die den Tod nicht kennen, ſterben gleichwol, unter gewiſſen Umſtänden, in Verzuckungen. Dergleichen hängt von der Organiſation des Körpers, vom Nervenbaue, vom Alter und von dem Geſundheitszuſtande, in dem der Lebensfaden zerriſſen wird, gar ſehr ab.

Gleichwol iſt es, durch unzählige Beiſpiele, erwieſen, daß der Menſch ſich gegen Schmerzen des Leibes ſehr abhärten, und ſehr ſtandhaft ſterben könne. Es lieſſen ſich, um die Gleichgültigkeit der Wilden gegen den Tod zu zeigen, mehrere hundert Zeugniſſe davon, aus den Nachrichten anführen, welche von Augenzeugen herrühren, die ſich lange unter ihnen aufgehalten haben; allein, es werden einige wenige hinreichend ſeyn. Wie grauſam einige wilde Völker:

ſchaften ihre Gefangenen martern und hinrichten; wie gleichgültig ſich dieſe, ohne Geſchrei, und vielleicht ohne Seufzer, dabei benemen, iſt eine bekante Sache. Dergleichen Betragen iſt indeſſen gegen die Natur, die dabei, durch Kunſt, unterdrükt werden muß. Solche Uebungen, ſich gegen den heftigſten Schmerz, ja ſelbſt gegen den Tod unempfindlich zu zeigen, oder ſich wenigſtens ſo zu ſtellen, waren ſchon unter einigen europäiſchen Völkern Sitte, und die Erziehung führte dazu. Cicero *) erzehlet von den ſpartaniſchen Knaben, daß ſie ſich, am Altare der Diana — gewis aus einem in ihnen erwekten thörigten Ehrgeitze — bis aufs Blut peitſchen lieſſen; ja oft ſo daß ſie ihr Leben, unter den Streichen, ohne einen Laut oder Seufzer von ſich hören zu laſſen, aufgaben; bei den Wilden thun Erziehung und Beiſpiele eben dergleichen. Labat **) ſagt: „Sie beweiſen eine auſſerordentliche Gedult in Krankheiten, und laſſen die ſchmerzhafteſten chirurgiſchen Operationen an ſich vollziehen, ohne einen Laut von ſich zu geben; ſie ſind ſehr gleichgültig gegen den Tod." Er ſelbſt ſah einen Neger, der, auf Befehl civiliſirter Europäer, lebendig zerriſſen wurde, ohne

dabei

*) Cic. Tuscul. Quaest. Lib. II. c. 14.

**) Labat, Tom. IV. p. 183.

dabei das geringſte Geſchrei von ſich hören zu laſſen. Zu Fort-Royal, auf Martinique, ward ein Neger lebendig verbrant; er bat zuvor um eine Pfeiffe Tobak, und rauchte ſie noch, wie ſeine Beine beinahe ſchon abgebrant waren. Von zween ſolte einer gehenkt, und der andere, unter dem Galgen, ausgepeitſcht werden. Aus Verſehen muſte der Leztere die Galgenleiter hinaufſteigen, und der Henker wollte ihn eben ins Schwingen bringen, wie der Irthum entdekt ward. Er ſtieg gelaſſen wieder herab, und der Andere ſtieg ſo gleichgültig hinauf, als dieſer herunter geſtiegen war. Selbſt bei den bekehrten Amerikanern, im ſüdlichen Amerika, ſiegte die natürliche Gleichgültigkeit gegen den Tod, über alle Schreckenbilder, wodurch die ſpaniſchen Miſſionare ihnen denſelben fürchterlich zu machen ſuchten. Wir wollen den Ulloa *), deſſen Nachrichten für ſehr zuverläßig gehalten werden darüber hören. „Die Furcht womit die Vorſtellungen des herannahenden Todes, natürlicher — beſſer würde es heiſſen, gewöhnlicher — Weiſe, alle Menſchen — richtiger, nur die civiliſirten — erfüllet, macht weniger Eindruk auf die Indianer, als auf andere Völker. Man ſiehet ſie

*) Ulloa, Voyage hiſtorique de l'Amérique meridionale. Tom. I. p. 345. Amſterd. 1752. 4to.

mehr von Schmerzen der Krankheit ermattet, als erſchrocken über die Gröſſe der Gefahr, darin ſie ſich befinden. Mehrere Geiſtlichen haben mich verſichert, daß, wenn ſie zu kranken Indianern kommen und ſie ermahnen ſich zum Tode zuzubereiten, ſie ihnen, mit der gröſten Heiterkeit und Gemütsruhe, ihre Fragen beantworten. Diejenigen die man als Verbrecher zur Strafe führet, bezeigen eine ähnliche Verachtung des Todes." Die Urſachen dieſer Gelaſſenheit und dieſer Gemütsruhe laſſen ſich leicht einſehen. Jeder Menſch, der ſeine Einbildung nicht mit leeren Schreckenbildern des Todes angefüllet hat, wird ſich eben ſo bei dem Sterben zeigen. Der Wilde ſah ſeine Eltern und Freunde ohne Furcht ſterben, und ſo ſtirbt er auch. Dieſe Gleichgültigkeit gegen den Tod, ſo wie Freiheit und Unabhängigkeit, machen das Glük ſeines Lebens. Der Geſellſchaftsmenſch, im bürgerlichen Zuſtande, gelangt dazu nie, wenigſtens ſehr unvollkommen: denn um wahrhaft und unabhängig glüklich zu leben, muß man gegen zwei Dinge gleichgültig ſeyn, ja man muß ſie verachten, und dieſe ſind — Reichthümer und der Tod. Weder die Erziehung unter cultivirten Menſchen, noch was man Philoſophie nennet, ſind eben ſo wenig als Aberglaube dazu geſchikt, oder hinlänglich, um es darin zur Vollkommen-

heit zu bringen. Es iſt der ungeſtörte Gang der Natur; es iſt die Lebensart und die ungekünſtelte Erziehung unter den Wilden, die dergleichen bei ihnen bewirket. Eben hierin liegt auch die Urſach der oben erwähnten Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande, daran es dem civiliſirten Menſchen ſo ſehr fehlet, und die, wenn er auch etwas davon beſizt, dennoch immer mangelhaft und unterbrochen bleibt. Man hat die Reichſten und Vornemſten in der Geſellſchaft darin wir leben, man hat Könige und Fürſten, vom Grunde des Herzens, unter den Freuden des Lebens, und am Ende ihrer Tage, ſagen hören, daß Alles eitel ſey. Aus dem Munde eines wahren Wilden und eines Naturmenſchen, wird man dergleichen nicht hören. Hätte Horaz *) den Wilden gekant, ſo würde er ſich die Frage: Warum niemand unter den Menſchen, ſo wie Er ſie ſah und kannte, mit ſeinem Schikſale zufrieden ſey? leicht haben beantworten können.

Daß der Wilde, ſo wie jeder andere Menſch, eine Liebe zum Leben, und einen eingepflanzten Trieb, daſſelbe zu erhalten habe, verſtehet ſich von ſelbſt. Er wird, ſo wie jedes andere Thier,

*) Qui fit Maecenas, ut nemo quam ſibi ſortem
Seu ratio dederit, ſeu ſors objecerit, illa
Contentus vivat?

Hor. Sat. I. Lib. I. v. 1.

bei einer drohenden Gefahr deſſelben beraubt zu werden, es mit Anſtrengung aller Kräfte zu retten ſuchen. Er thut dergleichen nicht aus Furcht vor dem Tode, ſondern es iſt eine Folge des Inſtinkts und des natürlichen Triebes zur Selbſterhaltung. Das gezähmte Schlachtvieh, ſo wie die, in einer bürgerlichen Verfaſſung, zum Tode Verurtheilten, und ſich, bei aller Liebe zum Leben, unter des Henkers Händen, ohne Hofnung befindenden Menſchen, mögte ich davon ausnemen. Das Erſtere, weil es zum Menſchen gewöhnt, den Tod von ſeiner Hand nicht erwartet, und die Andern weil ſie ſehen und es fühlen, daß alle Widerſetzung vergeblich ſeyn würde.

So wie die Furcht des Todes und die Schreckenbilder deſſelben, unglückliche Früchte eines ſchon weit gediehenen Geſellſchaftszuſtandes ſind, ſo iſt es auch der Ueberdruß des Lebens, und der daraus zu Zeiten entſtehende Entſchluß, daſſelbe gewaltſamer Weiſe zu endigen. Der echte Wilde kennet keines von dem Allen, denn dergleichen gehört nicht in die Geſchichte der Menſchheit, oder des Menſchen nach der Natur, ſondern in die Geſchichte der Ausartungen in dem Geſellſchaftszuſtande.

Zwölfte Vorleſung.

Würdigung des Standes der Natur und der Wildheit, in Vergleichung mit dem den man cultivirt nennet.

Unter der Würdigung dieſer ſo verſchiedenen Stände, meine Brüder, verſtehet man die richtige Beſtimmung ihres Werthes und des Menſchenglüks, welches ſie denen, die darin leben, gewähren. Dieſes kan nicht anders als durch Vergleichung geſchehen, welche ohne Vorurtheil, nach der Wahrheit und Gerechtigkeit angeſtellet werden muß. Dazu gehören Kentniſſe und ein gutes Herz, um, in der Beſtimmung des Werthes eines Wilden und eines cultivirten Menſchen, gerecht und unpartheiiſch zu verfahren.

Die Meiſten, wenn ſie den Menſchen wollen kennen lernen, ſtellen ſich in einen ganz unrechten Geſichtspunkt, um ihn zu betrachten. Sie glauben ſie ſähen ſein wirkliches Original in dem Geſellſchaftszuſtande, darin wir geboren und erzogen werden, obgleich nichts unwahrer iſt als ein ſolcher Wahn. Kann man wol behaupten, ein zugerittenes, ein zur Jagd, zu Kriegesdien-

ſten und andern Künſten abgerichtetes Pferd, könne dem Naturkündiger zum Urbilde dienen, wenn er die Naturgeſchichte des Pferdes beſchreiben will? Muß er nicht, um nach der Wahrheit zu reden und zu urtheilen, eines von denen vor Augen haben, die wild, in den Steppen der Ukraine, oder als wieder wild gewordene Abkömlinge derer, welche die Spanier in Chili, in Braſilien und in Paraguay ausſezten, in ihrer natürlichen Freiheit und Ungezähmtheit umherlauffen? Eben ſo verhält es ſich mit dem Menſchen. Man kan ihn nicht, wie er urſprünglich iſt darſtellen und ihn, nach der Wahrheit, kennen lernen, wenn man ihn in ſeinem ſo veränderten Zuſtande erblikt, in den er durch Zähmung und künſtliche Erziehung iſt geſezt worden. Wenn ich einen Bären, mit einem Maulkorbe, an einer Kette, die ein civiliſirt genanter Menſch, in der einen Hand, uud einen groſſen Prügel in der andern hält, tanzen ſehe, ſo kan ich mir den Gedanken nicht ausreden, daß ein wilder Bär in den Wäldern, glüklicher ſey als ein gezähmter.

Man macht ſich in dem Geſellſchaftszuſtande, ein Ideal von dem Menſchen und ſeiner zu erreichenden Vollkommenheit, welches eine Erfindung der Einbildungskraft iſt und von der Natur nicht als wahr anerkant wird. Der einzige, allein

richtige Weg, ihn, wie er urſprünglich iſt, und wozu ihn die Natur beſtimmet hat kennen zu lernen, iſt der, daß man ihn aus ſich ſelbſt und aus ſeiner Natur erkläre. Hiezu werden folgende Sätze, die man als Axiome anſehen kan, ſehr behülflich ſeyn. Der erſte iſt der ſchon mehrmals erwähnte: „Der Menſch wird wild geboren.“ Wenn er alſo nicht auf irgend eine Art gezähmet, und zu einer künſtlichen Lebensweiſe, durch Erziehung, ſie ſey auch von welcher Art ſie wolle, gewöhnet würde, ſo hätte die Natur mit ihren urſprünglichen, unſchuldigen Trieben, freies Spiel, und das aufwachſende Kind, würde, ſeiner natürlichen Beſtimmung nach, ein Naturmenſch oder echter Wilder werden. Der zweite Satz: Wenn die Naturtriebe, die ohne eigentliches Bewuſtſeyn des Menſchen, vermöge ihrer Organiſation, eben ſo wirken und ſich thätig erweiſen, als die Werkzeuge der Sinne, des Pulsſchlages und der Verdauung, keine Hinderniſſe vor ſich fänden, ſo würden ſie ihren graden und einfachen Gang, bei dem Menſchen, wie bei den ungezähmten Thieren gehen. Sie erhalten aber mehrentheils, in dem Geſellſchaftsſtande, durch Zwang der Erziehung und durch Beiſpiele der Thorheit, von Menſchen, die ſchon durch mehrere Abweichungen von der Natur, welche Geſchlechtsfolgen hindurch gedauert und

ſich ſtuffenweiſe vergröſſert haben, eine Richtung, die von dem Willen der Natur abweicht, und daher als eine Störung derſelben anzuſehen iſt. Der dritte Satz: Der Freiheitstrieb, iſt, wenn man den Charakter des Menſchen zum Gegenſtande der Beobachtung macht, der vornemſte aus dem man ſeine Natur, und das wodurch ſie verdekt und entſtellet wird, am vorzüglichſten erklären kan. Er zeigt ſich gleich bei den erſten Verſuchen, wodurch der Anfang zur Zähmung gemacht wird, indem er ſich heftig gegen dieſelbe empöret. Das Kind wehret ſich dagegen, mit ſeinen geringen Kräften, ſo gut es kan, ohne zu wiſſen warum? blos durch den Inſtinkt. Es zeigt ſeinen Unwillen durch Geſchrei, durch Thränen, durch verzogene Geſichtszüge, durch gewaltſame Bewegung und Zuckung ſeiner Glieder; es wird wieder ruhig, wenn die Zwangsmittel, die angewant werden, entweder aufhören, oder wenn ſeine Kräfte, die es angeſtrenget hat, erſchöpft ſind. Es gehöret viel dazu es kirre zu machen, und es wird wenn es heranwächſt, erſt durch Zeit und Gewohnheit dahin gebracht, daß es ſeiner natürlichen Freiheit, nicht freiwillig entſagt, ſondern ſie unter dem Zwange, deſſen es gewohnt geworden, gewiſſermaſſen vergiſſet. Dem aufmerkſamen Beobachter, werden indeſſen die Zeichen nicht

entgehen, welche das fortdauernde Daſeyn, des, obgleich geſchwächten, aber doch noch immer vorhandenen Freiheitstriebes verrathen, der Andern wie erloſchen vorkomt. Der herangewachſene Menſch wird trachten, wenn er ſich kraftvoll genug fühlet, des Zwanges los zu werden; und da er durch die erlittene Zähmung, ſchon gewiſſermaſſen iſt verderbet worden, ſo kan es geſchehen, daß er vielleicht ſelbſt, vermöge des angebornen Hanges zur Nachahmung, es verſucht, dem, der ihm ſeine Freiheit raubte, und andern denen er es bieten darf, auf gleiche Weiſe zu begegnen, und ihnen Zwang anzuthun, woran der ungezähmte, nach der Natur aufgewachſene Menſch nicht denken wird, weil ſo wohl das Zähmen als auch das Gezähmtwerden, unnatürlich iſt. Der vierte Satz: So lange der Menſch nach der Natur leben und handeln kan, ſo lange iſt er wahrhaftig frei. Er thut was er will, und er will nichts als wozu er Kräfte hat, und wovon er nichts Nachtheiliges befürchtet. Er iſt dagegen nicht mehr frei, wenn er nur das thun mag, was er darf; oder wenn er ein Verlangen fühlet etwas zu thun, wozu ihm die Kräfte fehlen, oder was ihm nachtheilig iſt. In dieſem Falle befindet ſich der Menſch im bürgerlichen Geſellſchaftsſtande, wenn durch Reitzungen und Beiſpiele, Wünſche bei ihm er-

wekt werden, die er nicht befriedigen kan, oder wenn er ein Verlangen fühlt, etwas zu thun, wozu ihm nicht die Natur, ſondern die geſellſchaftliche Einrichtung, die Erlaubnis verſagt. Der fünfte Saz: Der Nahrungstrieb äuſſert ſich bei dem Naturmenſchen nur ſehr einfach, wie bei den übrigen Thieren. Er iſſet und trinkt damit er leben möge, und glaubt nicht, wie ſehr viele ſich für verfeinert haltenden Menſchen, daß er darum lebe, damit er eſſen und trinken möge. Seine Nahrungsmittel ſind ebenfals einfach, daher er Unmäßigkeit und Völlerei nicht kennet. Durch eigene Bemühung befriedigt er ſeine Bedürfniſſe, und iſt weit davon entfernt zu denken, daß andere für ihn arbeiten, und durch Anſtrengung ihrer Kräfte, ihn in ſeinem Müßiggange ernähren ſollen. Er iſt ſich ſelbſt hinlänglich, und dieſes Sich ſelbſtgenügeſeyn, dieſe wahre αυταρκεια, iſt die Quelle ſeiner Glükſeligkeit; ſie iſt dem Menſchen nach der Natur, oder dem echten Wilden, allein eigen, und dem Gezähmten unerreichbar, weil ſie in ſeinem verwickelten Zuſtande, und bei ſeiner künſtlichen Lebensweiſe, unmöglich wird. Sechster Saz: Der Geſelligkeitstrieb des Menſchen nach der Natur, iſt nicht viel von dem unterſchieden, den man bei andern Thieren antrift, die zu gleicher Gattung gehören. Er will

nichts mehr ſeyn, als andere ſeines Gleichen. Stolz und Eitelkeit ſind ihm unbekant. Es iſt der civiliſirte Menſch, der Vergleichungen zwiſchen ſich und andern anſtellen lernt, und indem er ſich eingebildete Vorzüge beizulegen anfängt, dadurch eitel wird. Neid und Misgunſt mit den ſchädlichen Folgen die daraus entſtehen, zerſtören das Glük, welches der einfache und unſchuldige Geſelligkeitstrieb gewähren würde. Der echte Wilde weiß von dieſem, die Zufriedenheit ſtörenden Gifte nichts. Siebenter Saz: Der Fortpflanzungstrieb, wenn er eintrit, leidet bei dem Menſchen nach der Natur, keinen Zwang. Er befriedigt ihn blos als ein Bedürfnis, und nicht als eine tobende Leidenſchaft. Im Stande der Natur wird alſo die Bevölkerung bei weitem nicht ſo groß und zahlreich ſeyn, als ſie es im bürgerlichen Geſellſchaftsſtande iſt. *) Achter Saz: Die angeborne Neigung zur Nachahmung, iſt der Grund zu ſeiner Bildung in der Geſellſchaft und zu der Lebensart, die er darin annimt. Daraus entſtehen die verſchiedenen Charaktere der Nationen, die verſchiedenen Sprachen, Sitten, Le-

*) Man erinnere ſich an das, was ich oben in der Vorleſung, von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes, geſagt habe.

bensweiſen, Religionen, Meinungen, worauf das Clima, einen, obgleich entfernten, Einflus hat. (Anm. 69.) Die Kinder ſehen ihre Eltern, ſie ſehen ihre Sitten, ſie hören ihre Sprache, und ahmen Alles nach. Bei den echten Wilden, wo dieſes insgeſamt ſehr einfach iſt, und ſich nur wenig Mannigfaltigkeit findet, zeigt ſich der Nachahmungstrieb zwar auch, aber nothwendig ſehr eingeſchränkt, und er hat um ſich her nur ſolche welche er nachahmet, die von der Natur erzogen ſind. Neunter Saz: Von Natur wird der Menſch, wenn die Jugendjahre vorüber ſind, träge. Mühe und Anſtrengung gefallen ihm nicht; wekt ihn aber der Augenblik der Noth, der Gefahr, des Hungers oder des Durſtes, ſo wird er bald thätig und ſinnreich. Sind ſolche Augenblicke vorüber, ſo vergißt er das Vergangene gar bald, und ſinkt wieder in ſeine glükliche Sorgloſigkeit, und in ſeine unbekümmerte Ruhe zurük, dagegen im civiliſirten Zuſtande Mühe und Unruhe kein Ende haben. Zehnter Saz: Der Menſch iſt, von Natur, nicht böſe, ſondern wird es nur im Geſellſchaftsſtande, der die Laſter zuerſt erzeuget und ſie hernach ernähret. Naturtriebe und Naturfähigkeiten, die dazu gemisbraucht werden, ſind, ſo lange noch keine künſtlichen Anordnungen, in Beziehung auf Geſellſchaftsbetragen, Sitten, und Rechte Statt

haben, völlig unſchuldig, werden aber nicht mehr ſo angeſehen, wenn ihre natürliche Richtung, ſich gegen die mit der Natur nicht übereinſtimmenden Einrichtungen verſtößt. So wie Eiſen, Bley, Salpeter und Schwefel, an ſich nicht böſe ſind, aber durch Künſte des Menſchen, zu Mordwerkzeugen gemacht werden, ſo gehet es auch mit den Trieben und Leidenſchaften, die an ſich unſchuldig ſind, aber durch die Verbindungen im Geſellſchaftsſtande verderbet und für die Glükſeligkeit nachtheilig werden. Elfter Satz: Was der Natur gemäß iſt, muß allemal nicht allein das Wahreſte, ſondern auch das Beſte ſeyn. Die Natur iſt der Kunſt vorzuziehen und ihr überlegen. Verſtellet aber die vorgegebene Kunſt die Natur, macht ſie dieſelbe unkentlich, hindert ſie ihren Gang, auf eine Art das Nachtheil daraus entſtehet, ſo iſt ſie ſchlechterdings verwerflich.

Wenn wir nun dieſe angeführten Sätze, auf den cultivirten und civiliſirten Menſchen anwenden, und den Lezteren, der unwiderſprechlich iſt, zur Grundlage unſerer Vergleichung und unſerer Urtheile machen, ſo wird ſich daraus die Frage leicht entſcheiden und beantworten laſſen, Welcher von beiden der wahre Menſch und welcher der glüklichſte ſey? der nach der Natur oder der Verkünſtelte? Auch die Urſachen werden ſich

daraus ergeben, warum die, welche in irgend einem Stande der Cultur, eine Erziehung, ſie ſey auch von welcher Art ſie wolle, erhalten haben, den echten Wilden weit unter ſich herabſetzen, und ihn für ein unvollkommenes, mitleidenswürdiges und unglükliches Geſchöpf halten.

Wenn wir uns an den erſten unſerer angeführten Säze erinnern, und dabei an unſere Kindheit zurükdenken, ſo mögte ich fragen: Ob dieſer kurze Zeitraum des menſchlichen Lebens, nicht der glüklichſte für uns müſſe genant werden? Wie wir als junge Wilde, unſere uns angeborne Freiheit fühlten, und, weil es mit dem Zähmungsgeſchäfte noch nicht weit gedien war, uns unabhängig zu ſeyn glaubten; wie wir weder mit den Bedürfniſſen, denen uns die einfache Natur nicht unterwarf, noch mit den Feſſeln bekant waren, die uns in der Folge, durch den Zwang der Erziehung, ſind angelegt, und ſo angewöhnet worden, daß die Meiſten ſie für die Natur ſelbſt halten. Aber unter tauſenden des groſſen Hauffens, wird kaum einer auf dieſen Gedanken gerathen, und wenn er ja darauf geräth, ihn für unwichtig, wo nicht gar für thörigt halten. Unwiſſenheit, Trägheit zum Nachdenken, durch Erziehung hervorgebrachte Verblendung und Stolz, ſind die Urſachen davon. Man kan es nicht leugnen, daß die Natur

der Kunſt vorzuziehen und ihr überlegen ſey; allein, die Zeit, die unſer Auge einmal an das Verkünſtelte gewöhnet hat, blendet uns ſo ſehr, daß wir es für die Natur anſehen und uns einbilden, wir können nicht anders, wir müſſen ſo ſeyn. Daß den aber nicht ſo ſey, davon mögen uns die vorhergehenden Vorleſungen leicht überzeugen.

Bei genauerer Unterſuchung wird man finden, daß um glüklich zu ſeyn, dem Menſchen drei Dinge nöthig ſind, die, wenn er ſie beſizt, ihm nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen. Das erſte iſt Freiheit; das andere, Gemütsruhe, die weder durch Nahrungs- noch durch andere Sorgen geſtöret wird; das dritte eine dauerhafte Geſundheit, ohne von Furcht vor Krankheit oder dem Tode geängſtiget zu werden. Der Originalmenſch oder der echte Wilde, den man auf keine Weiſe mit dem Halbwilden verwechſeln muß, iſt, faſt mögte ich ſagen, eigenthümlich und ausſchließlich, in Vergleichung mit ſeinen gezähmten Brüdern, mit dieſen Gütern beglükt. Daß er wirklich frey ſey, habe ich oben erwieſen, und daß er Gemütsruhe, in dem Grade beſitze, darin ſie ein Sterblicher genieſſen kan, erhellet daraus, daß ſeine Leidenſchaften ſelten gereizt werden; daß ſeiner Begierden nur wenige, und daß ſie unſchuldig ſind,

weil ſie unmittelbar aus dem natürlichen Gange ſeiner Inſtinkte entſtehen. Sie äuſſern ſich nur alsdenn, wenn dieſe ſie erregen, und er kan ſie, in den meiſten Fällen, ohne viele Mühe befriedigen. Iſt das geſchehen ſo iſt er beruhiget, erinnert ſich nicht weiter an das Genoſſene, und denkt an keinen neuen Genuß eher, als bis ihn die Natur, von neuen, dazu auffordert. Da die Geſundheit des Menſchen von ſeiner Lebensart und von ſeiner Gemütsruhe abhängt, ſo läßt ſich leicht begreiffen, daß der wahre Wilde, das Glük eines geſunden, und bis in ſpäte Jahre dauerhaften Körpers, ohne von Gemütskrankheiten, den traurigſten unter allen, gedrükt zu werden, ſicherer genieſſen müſſe, als ein, durch unſere Lebensart, durch unſere verkünſtelten Nahrungsmittel, durch Leidenſchaften, Sorgen und Gram, durch beigebrachte Furcht und Aengſtlichkeit vor Krankheiten und dem Tode, durch ſchwere Arbeiten, oder durch Faulheit und Müßiggang, durch Unmäßigkeit oder auch durch Hunger, geſchwächter und entkräfteter Menſch.

Ein kurzer Rükblik auf das Wichtigſte, was ich in meinen vorhergehenden Vorleſungen, über den Zuſtand der Wildheit geſagt habe, wird uns überzeugen, daß ihm der Vorzug, vor dem Zuſtande des gezähmten, oder wie er gewöhnlich

genannt

genannt wird, des geſitteten oder civiliſirten Menſchen gegeben werden müſſe.

Der wahre Wilde iſt in ſich ſelbſt zurükgezogen, er iſt ſtill und zufrieden; er klagt nicht über lange Weile, und bettelt nicht von andern Unterhaltung. Kan dieſes von dem civiliſirten Menſchen auch geſagt werden, deſſen Leben beſtändig unruhig und der niemals zufrieden iſt? der oft über Mühe und Arbeit, und oft über lange Weile klagt; der von ſeines Gleichen, Unterhaltung, Hülfe, Troſt oder auch Vergnügen erwartet, die eben ſo wenig ruhig, zufrieden, eben ſo leer und ſich eben ſo wenig genügſam ſind, als er ſelbſt.

Der Wilde hat mit wenigen oder gar keinen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die aus ſeinen Verhältniſſen mit andern Menſchen und aus eingeführten Eigenthume entſtehen ſollten. Da er das Leztere nicht kennet, ſo ſind ihm auch die Zänkereien und Feindſchaften die daraus entſpringen, unbekant, und er kan darum nicht, wie der civiliſirte Menſch, ſtolz, eigennützig und habſüchtig ſeyn. Er iſt vielmehr, wenn er zufälliger Weiſe mehr erhalten hat, als nöthig iſt um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, freigebig; dagegen in dem Charakter des Civiliſirten, gewöhnlich Eigennützigkeit, Habſucht und Hochmuth als Hauptzüge, hervorſtechen, wor-

aus der größte Theil des Elendes entſtehet, welches den Geſellſchaftsſtand drükt. Der Menſch der darin lebt, es ſey in welchen Ständen desſelben es wolle, klagt, wenn ſeine Kinderjahre vergangen ſind, faſt immer über Unannehmlichkeiten, weil er überall Reitzungen zum Unwillen, überall Herrn, überall Verdruß und Plagen antrift.

Der wahre Wilde iſt gegen ſeines Gleichen nicht übermüthig. Er weiß von keiner Rangordnung, von keinem Güter- und Herkommen- oder Ahnenſtolze, und will ſich eben ſo wenig über andere hinwegſetzen und ſie ſich unterwerfen, als ſelbſt von ihren Willen und Eigenſinne abhängen. Er kennet keine Höherer vor welchen er kriechen oder ſich vor ihnen fürchten müſte. Er iſt nicht ſtolz und übermüthig, gegen ſolche denen er es bieten dürfte, denn er ſiehet keine um ſich her, die ſich dergleichen würden bieten laſſen. Um deswillen iſt er ohne Anmaſſungen, und begegnet andern, wie er verlangt und erwartet daß man ihm begegnen ſolle. Er fühlt ſich frei und will unabhängig ſeyn, weil ihn ein gewiſſes Ehrgefühl belebt, das in der Natur des Menſchen liegt, welches aber der gröſte Theil der Civiliſirten, in der Unterwürfigkeit verlieret, darin er erzogen iſt und darin er lebt, wobei er ſich den Gedanken vergehen laſſen muß, daß

nach der Natur ein Menſch ſo gut ſey als der andere.

Der wahre Wilde führet ein einfaches Leben, und bringt ſeine Zeit, an einem Tage faſt eben ſo zu als an dem andern. Er genießt alles wirklich Gute, welches die Natur für ihn beſtimt hat; dagegen der gezähmte Menſch, es entweder unvollkommen oder ſelten genießt. Der Erſtere will die Natur nicht nach ſeinem Willen, nach ſeinen Einbildungen und dazu gemachten Einrichtungen, gleichſam umſchaffen, ſondern läßt ſich von ihr leiten, und iſt mit ihren Einrichtungen völlig zufrieden. Daher fürchtet er keine Hungersnoth, weil die ganze Erde ſeine Vorrathskammer iſt, wo er das Wenige deſſen er bedarf, ohne groſſe Mühe finden kan. Der andere dagegen, muß wegen ſeiner künſtlichen Einrichtungen, um ſeine erkünſtelten Bedürfniſſe zu befriedigen, Miswachs, ſchlechte Jahre und Landplagen befürchten, die der Menſch nach der Natur nicht kennet. Dieſer will nicht mehr empfinden als wozu er fähig iſt und wozu er Kräfte hat; er will auch nur alsdenn genieſſen, wenn ihn die Natur dazu auffordert. Der andere, indem er ſeine regegemachte Einbildungskraft, in Wirkſamkeit ſezt, denkt den Genuß des Sinnlichen weiter auszudehnen, ihn zu verlängnen und reizbarer zu machen, als ſeine Kräfte

hinreichen, findet aber bald das Leere und Vergebliche ſeiner Anſtrengungen; er fühlt ſich entkräftet und elend, welches nicht ſeyn würde, wenn er nicht zur Unzeit, und noch mehr zu genieſſen verſuchte, als wozu ihn die Natur Antrieb und Vermögen verlieh. Seine Erziehung hat in ihm eine Neigung zu beſtändigen Abwechſelungen erzeuget, daher ſiehet er das einfache Leben des Wilden, als etwas höchſt trauriges an.

Der wahre Wilde iſt genügſam; er iſt zufrieden, wenn er ſeinen Hunger und Durſt ſtillen, wenn er ruhen und ſchlafen, und, wenn ihn die Natur dazu auffordert, ſeinen Fortpflanzungstrieb befriedigen kan. Er braucht nicht zu arbeiten, um eine Menge ſelbſtgemachter Bedürfniſſe zu befriedigen, um weit mehr zu haben als er bedarf, oder um Faulenzer zu ernähren. Bei dieſer Lebensart wird er ſeiner Tage nicht überdrüßig, ſondern lebt froh und zufrieden, ohne Zwang, und fühlet keine Schrecken, wenn ihn die Einrichtung der Natur aus dem Leben abruft.

Das Glük des Menſchen, nach der Natur, beſtehet grade in dem was ſie zu ſeinem Wohlſeyn beſtimt hat; es komt zu ihm ungeſucht, ohne Sorgen, ohne Mühe und ohne Kunſt. Da der wahre Wilde, von den erſonnenen Bedürfniſſen und den eingebildeten und erkünſtelten

Freuden des civiliſirten Menſchen nichts weiß, ſo fühlt er den Mangel derſelben ſo wenig, daß er ſie vielmehr, in ſeiner angewöhnten Lebensart, verachten würde, wenn man ſie ihm anböte. Die Geſundheit die er genießt, macht für ihn bie Bequemlichkeiten überflüßig und entberlich, welche ſich der verwöhnte cultivirte Menſch zu verſchaffen bemühet, weil ihm ſeine Lebensart Schwächen zuziehet, die der Wilde nicht kennet.

Man vergleiche nun mit dieſem Menſchen nach der Natur, den civiliſirten, in vornemen und geringen Stande, mit dem der im Ueberfluſſe und Reichthume, oder dem der in Armuth und Dürftigkeit lebt; mit dem der herſchet, oder dem der gehorchen muß; mit dem der gelehrt heißt oder dem der ungelehrt iſt, und entſcheide alsdenn, welcher von beiden der glüklichſte heiſſen müſſe, der Menſch nach der Natur, den man den Wilden nennet, oder der gezähmte, der civiliſirt und cultivirt heißt? Freilich werden viele, darunter ſich auch ſolche befinden, die wol beſſer wiſſen ſollten, mit Verwunderung fragen: können Menſchen, die ſich im Stande der Natur und der Wildheit befinden, darin wir geboren werden, glüklich genant werden? und ich gebe ihnen blos zur Antwort, daß ſie ſolche Frage nicht thun würden, wenn ſie mehr über die na-

türliche Beſtimmung und Glükſeligkeit des Menſchen, ohne Vorurtheile, nachgedacht hätten, und wenn ſie bedächten, daß die Lehren der ſogenanten praktiſchen Philoſophie, die vorgebliche, aber fehlſchlagende Abſicht haben, den, der ihnen Gehör giebt, durch Verleugnung ſeiner ſelbſt, durch Mäßigkeit, durch Bändigung der Begierden und der Leidenſchaften, zu einer ſolchen Art von Ruhe und Zufriedenheit zurükzubringen, als die iſt, die der echte Wilde genießt, der ſich der Natur, als ſeiner beſten Lehrerin überläßt.

Dreizehnte Vorleſung.

Prüfung der Einwendungen, die von einigen neuern Schriftſtellern, gegen den Stand der Natur und der Wildheit ſind gemacht worden.

Der groſſe Hauffe derer die im Geſellſchaftsſtande aufgewachſen ſind, ſiehet die Lebensart wozu er, von Kindheit auf, iſt gewöhnet worden, als die Natur des Menſchen an. Wunder iſt es daher nicht, wenn er bei der Schilderung eines Originalmenſchen in Erſtaunen geräth, darüber ſpottet und ſie für Erdichtung hält. Da

indeſſen, die, faſt mögte ich ſagen, unzählbaren Stimmen ſolcher Leute, bei der Entſcheidung der Fragen, über die Würdigung des Standes der Natur und der Wildheit nichts gelten, weil ſie als ein leeres Geſchrei derer anzuſehen ſind, die von der Sache, davon ſie zu urtheilen unternemen, nichts verſtehen, und ihren Vorurtheilen ſo ſteif anhängen, daß ſie ſich durchaus nicht wollen belehren laſſen, ſo verdienen ihre falſchen Meinungen keine ernſte Widerlegung, ſondern blos Mitleid. Wenn aber Männer, denen man, als Gelehrten und Schriftſtellern, zutrauen ſollte, daß ſie ohne Vorurtheile die Wahrheit ſuchen, dem groſſen Hauffen beiſtimmen, einen Stand der Natur und der Wildheit für unmöglich halten, und behaupten, daß wenn er Statt hätte, er als eine Erniedrigung der Menſchheit angeſehen werden müſſe, ſo iſt es doch wol nöthig, daß man ihre Einwendungen näher unterſuche, um zu ſehen ob ſie Wahrheit zum Grunde haben.

Einer der erſten, die in neuern Zeiten, über die Geſchichte der Menſchheit geſchrieben haben, giebt zwar zu, der Stand der Natur gehöre in in die Reihe der möglichen Dinge; aber er trägt Bedenken die Wirklichkeit deſſelben einzuräumen.*)

*) Iſelin, über die Geſchichte der Menſchheit, Th. I. S. 162. Zürich 1770.

Gleichwol iſt es unleugbar, daß wir insgeſamt wild, wie alle übrige Thiere, geboren werden, und es kan nicht bezweiffelt werden, daß, wenn Menſchen, ſo wie ſie die Natur hervorbrachte, unter ihrer Leitung ohne eine künſtliche Erziehung aufwüchſen, ſie ſich im Stande der Natur befinden und darin leben würden. Daß die welche im Geſellſchaftsſtande geboren waren, aber früh aus demſelben wieder verloren gingen, durch die Gewalt der Natur und ihre Uebermacht, über Künſtelei, wieder in den Stand der Wildheit zurükkehrten, habe ich in einer der vorhergehenden Vorleſungen, mit mehrern Beiſpielen erwieſen.

Iſelin meint ferner, daß die Anlagen zu höheren Vollkommenheiten, welche wir haben ſollen, den Stand der Wildheit nicht zulaſſen würden. Ueber die Entwickelung der ſogenanten Geiſtesfähigkeiten des Menſchen, um zu vorgegebenen höheren Volkommenheiten, zu gelangen, welche, ihrer Meinung nach, die eigentliche und wahre Menſchheit erſt ausmachen ſollen, habe ich oben meine Gedanken geäuſſert. *) Daß die ſich ſelbſt überlaſſene Natur, die Fähigkeiten des Menſchen, wie bei den übrigen Thieren, entwickele, und

*) Am Ende der dritten Vorleſung in der zwoten Abtheilung, S. 201 ff.

ihn zu der ihm beſtimten Vollkommenheit, als der wahren Grundlage ſeiner ihm zugehörigen Glükſeligkeit, wenn ich dieſes Wort gebrauchen ſoll, bringe, beweiſen die Verwilderten, und ſelbſt die Jugend unter vielen wilden Völkerſchaften. Daß auch die wilden Thiere, die von dem Menſchen nicht gezähmet und ihrer natürlichen Freiheit nicht beraubt worden ſind, geſunder, kraftvoller, munterer, und, in Beziehung auf ihren Unterhalt, unabhängiger ſind, als die welche der Menſch in ſeiner Gewalt hat, bedarf keines Beweiſes. Daß es mit dem ungezähmten Menſchen eben ſo ſeyn müſſe, erhellet aus der Analogie. Unſere Ideale von der vermeinten Vollkommenheit und Glükſeligkeit der Menſchen, ſind Thorheit, und jedes Volk unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, hat ſeine eigenen Vorſtellungen und Träume darüber. Daß unter Tauſenden nicht zehen, den vorgegebenen Trieb zur Vervollkommung äuſſern, daß, wie eben dieſer Schriftſteller ſagt *), die Entwickelung bei einigen ſehr langſam, bei andern ſehr geſchwind — und er hätte hinzuſetzen mögen: „bei einigen gar nicht" — vorgehe, beweiſet ſchon, daß dergleichen durchaus ein Werk der Kunſt, aber nicht der reinen Natur ſey, deren

*) Am a. O. S. 114.

Geſetze allgemein, und die Wirkungen derſelben mehrentheils unwiderſtehlich ſind. Es iſt daher auſſer allem Widerſpruche, daß der den die Natur bildet, und der der ſich von ihr wenig entfernet, beſſer daran ſeyn müſſe, als der ſo ſich, durch zwangvolle Kunſt, ihr widerſetzet, ſie ſchwächet und ſie zu verſcheuchen ſucht, ob ſie gleich dennoch überall bei dem Menſchen wieder hervorblikt. *) Der Menſch gehöret zu den Thieren, und je weiter er ſich von ſeinem thieriſchen Zuſtande zu entfernen bemühet, um ſoviel entfernt er ſich von ſeiner ihm von der Natur beſtimten Vollkommenheit, welche eigentlich ſeine wahre Glükſeligkeit iſt. Ich weiß ſehr wohl daß die welche von Vorurtheilen der Erziehung geblendet ſind, und über dieſe Dinge wenig oder gar nicht nachgedacht haben, den Kopf ſchütteln, und eine ſolche Behauptung für äuſſerſt unwahr und wol gar für abgeſchmakt halten werden; allein, daran iſt nichts gelegen, ſie bleibt deswegen doch was ſie iſt — Wahrheit. Es kan von keinem Nachdenkenden, der frei von Vorurtheilen iſt, geleugnet werden, daß der Menſch ſeiner Beſtimmung alsdenn entſpreche, wenn er der Natur gemäs lebt, und daß er nur ſo ſeine

*) Naturam expellas furca, tamen usque recurrit. *Hor.*

Vollkommenheit erreichen könne. Sehr wahr ſagt Lord Monboddo, dem ich übrigens in allen ſeinen Meinungen nicht beiſtimme „daß die Menſchen nur damals ihres Lebens vollkommen genoſſen, wie ſie, wie die übrigen Thieren lebten.“ *) Seitdem ſie anfingen ſich zu verkünſteln und dieſe Verkünſtelung ſich auf Geſchlechtsfolgen fortgepflanzet hat, und immer höher geſtiegen iſt, ſeitdem haben ſie viele Vorzüge, die ihnen die Natur gab, eingebüſſet. Ich habe oben gezeiget, wie die Abweichungen von der Natur, wahrſcheinlich ihren Anfang genommen, und ſich, obgleich zuerſt ſehr langſam, ausgebreitet haben.

Die allgemeine Abſchilderung des Standes der Wildheit, die Iſelin **) macht, zeiget nicht, daß er den urſprünglichen Menſchen, nach der Wahrheit, gekant habe. Faſt aus jeder Zeile, die er darüber ſchreibt, leuchten die Vorurtheile ſeiner Erziehung hervor. Die Schilderung der Californier und der Peruaner, die er als Belege ſeiner Behauptungen, aus zween ſpaniſchen Schriftſtellern, abſchrieb, gelten wenig oder gar nichts. Man weiß daß die Geſchichte von Cali-

*) Animal life was in perfection, when men lived like other animals. *Lord Monboddo's antient metaphysics. Vol. III.*

**) Am a. O. S. 224 ff.

fornire *) darauf er ſich beruft, ein Machwerk der Jeſuiten iſt, welche die armen Californier, darum als eine äuſſerſt verworfene Menſchengattung beſchreiben, damit ſie ihre eigenen, eigennützigen Abſichten erreichen, und ihre barbariſche Behandlung der grosmüthigen Einwohner, die gleichwol keine Naturmenſchen mehr waren, entſchuldigen und verdecken mögten. Was Garcilaſſo de la Vega, als Geſchichte von Peru geſchrieben hat, verdient dieſen Namen nicht. Man kan auf das was er ſagt, oder was ſeine Herausgeber ihn ſagen laſſen, gar nicht bauen. **)

Was übrigens Iſelin vorbringt, um das Leben nach der Natur, herabzuwürdigen, iſt von

*) Dieſe Geſchichte von Californien erſchien zuerſt zu Madrid, 1758, unter den Namen des Michael Venegas, und iſt aus dem Spaniſchen ins Engliſche, und hernach ins Holländiſche und Franzöſiſche überſetzt worden.

**) Garcilaſſo de la Vega, war in Peru, von einem Spanier mit einer Peruanerin erzeugt, nnd ſchrieb ſo einfältig und unzuſammenhängend, daß drey franzöſiſche Gelehrte, die Jeſuiten geweſen ſeyn ſollen, welche die Materialien ſeiner Handſchrift in Ordnung bringen und zuſammenreihen wollten, dennoch nur etwas Unbedeutendes geliefert haben. Vega ſah durch die Brille ſeiner ſpaniſchen Vorurtheile, und lüget ſehr ſtark.

der Art, daß es den Zuſtand der Wilden, in den Augen des Nachdenkenden, der über die Beſchaffenheit des Menſchenglüks Betrachtungen anſtellet, nur noch mehr erheben muß. Zuerſt meint er, daß ſeine Nahrung, die in Wurzeln, Früchten, Fiſchen und Gewilde beſtehet, eine grobe Anlage des Leibes und einen rohen Charakter erzeugen müſſe. Daß aber eine ſolche Meinung ungegründet ſey, erhellet aus unſern vorhergehenden Vorleſungen. Die Wilden haben keine grobe Anlage des Leibes, ſondern ſind mehrentheils von einer vorzüglichen und geſunden Bildung; auch haben die, welche noch nicht durch die Europäer und ihre Laſter ſind verderbet worden, einen guten und milden Charakter. Wird man ſich getrauen zu ſagen, daß unſere vervielfältigten Nahrungsmittel, unſere künſtlich zugerichteten Speiſen, und unſere mannigfaltigen geiſtigen Getränke, den Leib verſchönern, das Leben verlängern, den Charakter der Menſchen milde und ſanft machen? Grade das Gegentheil von dem Allen, wird ſich erweiſen laſſen.

Er meint ferner „daß die nach der Natur lebenden Menſchen, da ſie ſich ihren Unterhalt leicht verſchaffen, und dazu blos ihre thieriſchen Fähigkeiten (beſſer wäre wol, Inſtinkte geſagt) gebrauchen, auch ſehr wenige Einſichten und ſehr wenige Begriffe erhalten müſſen, und faſt

keiner Geſellſchaft bedürfen." *) Soll dieſer Zuſtand der Selbſtgenügſamkeit, den Menſchen herabwürdigen, oder ſoll er nicht vielmehr, eben darum, glüklich geprieſen werden? „Seine Begierden, heißt es weiter, müſſen ſein einziges Geſez ausmachen; das Gegenwärtige allein muß ihn rühren, und es muß ihm unbegreiflich viele Mühe und Zeit koſten, bis er mit den Begriffen von Urſachen und Wirkungen, von Zwecken und Mitteln bekant wird." Was das Erſte betrift, ſo wiſſen wir, aus dem Vorhergehenden, daß der Begierden eines nach der Natur lebenden Menſchen ſehr wenige ſind, und daß er ſie leicht befriedigen kan. In Hinſicht auf das Andere, daß er ſich blos mit dem Gegenwärtigen beſchäftige, ſo macht grade dieſes, einen groſſen Theil ſeines Glüks aus. Seine Sinne und ſeine Erfahrungen lehren ihn Wirkungen und Urſachen; aber der Umfang ſeiner Kentniſſe ſolcher Art, iſt, glüklicher Weiſe, ſehr eingeſchränkt, weil er nur wenig davon nöthig hat. Was die Zwecke betrift die er erreichen will, ſo ſind auch ihrer äuſſerſt wenige, weil ſeine Bedürfniſſe ſehr gering ſind, und ihm zur Erreichung der mehreſten ſeine Inſtinkte und ſeine Naturfähigkeiten, ſowol die Mittel auszeichnen, als auch ſie hinreichend

*) Am a. O. S. 230.

und kraftvoll machen, um die Zwecke zu errei-chen, wozu ihn die Natur ſelbſt auffordert. Er hat alſo, in dieſer Rükſicht, in Vergleichung mit dem verkünſtelten Menſchen, einen groſſen Vor-zug. — Nicht mehr von Iſelin!

Ein anderer Gelehrter, den ich ſchätze, und von dem wir, unter vielen andern Schriften, einen Grundriß der Geſchichte der Menſchheit, ſo wie einen Grundriß der Geſchichte aller Reli-gionen haben, erkläret ſich, in ſehr ſtarken Aus-drücken, gegen einen Stand der Natur, und die welche über dieſen Stand anders denken als er. „Die Beſchreibungen eines urſprünglichen Stan-des der Natur, ſchreibt er, ſind erdichtet, und die Meinungen derer ungereimt, die dieſen Stand für die wahre Beſtimmung der Men-ſchen halten." *) Eine ſolche Behauptung kan durch eine einzige Frage, die ſich leicht beant-worten läßt, abgewieſen werden: ſie iſt dieſe: Hat die Natur jemals gezähmte Thiere hervor-gebracht? Alle Thiere, folglich auch die Men-ſchen, kommen wild auf die Welt, und würden ſo aufwachſen, wenn ſie nicht gezähmet würden. Selbſt die, welche anfänglich gezähmet worden ſind, kehren, wie ich vorhin ſchon geſagt habe,

*) Meiners Grundriß der Geſchichte der Menſchheit. S. 80.

wieder zur Natur zurück, wenn ſie ſich ſelbſt wieder überlaſſen werden. Iſt alſo der Stand der Natur nicht ihre wahre Beſtimmung? Man ſiehet das an den oben erwähnten Verwilderten; man ſiehet es an dem Viehe, welches die Engländer nach Südwales brachten, *) an den Pferden und Rindviehe welches die Spanier nach Chili und Braſilien überführten, und an den Schweinen die ſie auf St. Domingo ausſezten. Alle dieſe Thiere, wie ſie ſich in Freiheit fanden, vermehrten ſich, wurden geſunder und beſſer als die gezähmten. Es iſt gar keinem Zweiffel unterworfen, daß das Thier, der Menſch, unter ähnlichen Umſtänden, eine gleiche Veränderung erfahren würde. So wie ein Stük Feldes, das durch die Kunſt in einen Garten, oder bebaueten Acker verändert wurde, wieder in ſeinen vorigen Naturſtand zurükkehret, wenn die Hände der Menſchen ſich nicht weiter damit beſchäftigen, ſo gehet es auch mit den Thieren, zu denen der Menſch gehöret. Wenn es ferner heißt: „Es giebt allerdings Völker, die bis zur tiefſten Stuffe der Verwilderung hinabgeſunken ſind ꝛc." ſo mögte man denken daß die Ausdrücke von Verwilderung und Hinabſinken, nicht gar wohl gewählet ſind, denn wer ſinkt muß zu-

vor

*) Collins am a. O. S. 426.

vor geſtiegen ſeyn, oder höher geſtanden haben, und wer verwildert wird, muß vorher unverwildert oder zahm geweſen ſeyn, welches die Völker, welche angeführet werden, niemals geweſen ſind, ſondern aus dem Zuſtande, darin ſie die Natur hatte hervorkommen laſſen, nur wenig ausgetreten waren. Daß der Stand, darin die Natur die Dinge geſezt hat, ihre wahre Beſtimmung ſey, habe ich oben erwieſen, und wer darüber, ohne Vorurtheile, nachdenkt, wird daran nicht zweiffeln.

Allein, eben dieſer Gelehrte, greift, bei einer andern Gelegenheit, *) die, welche das Bleiben des Menſchen bei der Natur, für ſeine wahre Beſtimmung halten, ziemlich heftig an, wenn er ſagt: „Jeder Abſchnitt dieſes Büchelchens, und noch mehr des Grundriſſes der Geſchichte der Menſchheit, wird es, hoffe ich, durch unleugbare Facta beweiſen, daß Barbarei, unvermeidlich, verderbliche, und Aufklärung, eben ſo nothwendig, heilſame Wirkungen für echte Religion und Tugend, und alſo auch für die öffentliche und perſönliche Glükſeligkeit habe. Ich denke es noch zu erleben, daß man die Lobredner und Beförderer der Unwiſſenheit, und die Ankläger

*) Grundriß der Geſchichte aller Religionen, Lemgo 1786, am Ende der Vorrede.

wahrer Cultur, oder der Vervollkommung der edelſten Kräfte der Menſchen, entweder als Blödſinnige und Verrükte bedauren, oder auch als heimliche oder offenbare Feinde des menſchlichen Geſchlechts verabſcheuen werde." Es komt hiebei auf die Beantwortung einiger Fragen an. Die erſte iſt: Was iſt Barbarey? Die Bedeutung dieſes Wortes iſt ſehr unbeſtimt. Die Griechen nanten einen unberedten Ausländer der ihre Sprache entweder gar nicht verſtand, oder ſie unvollkommen und gebrochen redete einen Barbaren. *) Die Römer namen es in ähnlicher Bedeutung mit den Griechen, wenn man davon ausnimt, daß ſie nicht jeden Ausländer, ohne Unterſchied, damit anzeigten. Doch ſcheint die Unbekantſchaft mit der Sprache, bei denen die andere Barbaren nanten, einer der vornemſten Begriffe geweſen zu ſeyn, welche dieſes Wort einſchloß. Ovid, wie er als ein

*) Das Wort βαρβαρος, ſcheint wol urſprünglich von den Arabern herzurühren, welche die in Horden herumziehenden Wüſtenbewohner Breber oder Berber nennen. Dieſes hat die Veranlaſſung gegeben, daß die Europäer die Küſte des nördlichen Afrika, wo ſich dieſe Horden häuffig finden, die Barbarey, oder richtiger Berberei genant haben. Breber bedeutet eigentlich Hirten- oder Nomadiſche Völker.

Verbanneter unter den Geten leben muſte, klagt daß er unter dieſen Menſchen, welche von den Römern Barbaren genant wurden, für einen Barbaren gehalten werde, weil ſie ihn nicht verſtanden, und er ihre Sprache nicht redete. *) In ſpäteren Zeiten hat man bei uns, ſo wie bei andern Europäiſchen Völkern, dieſes abgeleitete und verderbte Wort, von wenig oder gar nicht cultivirten Menſchen gebraucht, deren Sprache man nicht verſtand. Nach dieſer Bedeutung wäre alſo Barbarei, die man Völkern nachſagt, ein Zuſtand, darin wenige oder gar keine Aehnlichkeit mit unſern Sitten und unſerer Sprache angetroffen wird. Naturſtand und echte Wildheit, können eben ſo wenig Barbarei genant werden, als der Zuſtand darin ſich wilde Pferde, oder andere wilde Thiere befinden, wenn man ſie mit den gezähmten, oder, durch den Menſchen, abgerichteten vergleicht.

Nimt man das Wort Barbarei, nicht in der Bedeutung, darin es die alten Griechen und Römer namen, ſondern verſtehet darunter den Zuſtand darin ſich eine Völkerſchaft befindet, die eben anfängt in den Stand der ſogenanten Cultur einzutreten, und eine nähere Geſellſchafts-

*) Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.
Ovidius, Tristium, Lib. V. Eleg. 10.

verbindung, mit Begriffen von Eigenthume und Eigenthumsrechte, einzuführen, ſo iſt es nicht zu leugnen, daß es unter einem ſolchen Hauffen von Menſchen, traurig ausſehen müſſe. Die Einrichtungen, welche eine ſolche Art geſellſchaftlicher Verbindung erfordert; die Geſetze, welche zur Sicherſtellung, des der Natur unbekanten Eigenthums nothwendig ſind, ſtreiten alsdenn heftig mit den natürlichen Gefühlen eines freien Menſchen, der ſich darin noch gar nicht zu finden weiß, und erzeugen unendlich viele Gelegenheiten die Leidenſchaften zu wecken. Es kan nicht fehlen, daß ſich alsdenn Vieles ereigne, welches der ſich ſelbſt überlaſſene, natürliche Menſch nicht thun würde, und welches daher unmenſchlich, oder ſeiner Natur nicht gemäß genant werden kan. Will man die rohe Denkungsart und die Handlungen, welche alsdenn Statt haben, weil ſie gegen die neu eingeführte Einrichtung ſtreiten, Barbarei nennen, ſo mag dieſes Wort, dafür man auch irgend ein anderes erfinden könte, immerhin gelten. So mag auch Montesquieu *), wenn er erklären will, was Wilde und Barbaren ſind, ſagen, daß die kleinen Völkerſchaften, welche von der Jagd

*) Monteſquieu, de l'eſprit des loix, Liv. 18. cap. XI. Oeuvres. Tom. II. p. 159.

leben, die Wilden, und die Hirtenvölker oder Nomaden, Barbaren ſind, wogegen indeſſen die, welche den echten Wilden kennen, und wiſſen was das Wort Barbar anzeigt, Vieles, mit Grunde einwenden werden.

Daß es in einem Zuſtande, wo der Anfang des Geſellſchaftsſtandes, als des Vaters aller Laſter, gemacht wird, ſehr übel hergehen müſſe, iſt nothwendig, und liegt in der Sache ſelbſt, weil es der Uebergang von der Natur, zu dem Zwange einer verkünſtelten Lebensart iſt. Die Geſetze, um Eingriffe in die neugemachten Einrichtungen zu verhindern, ſind entweder noch nicht da, oder doch höchſt mangelhaft und unvollkommen. Der natürliche Hang zur Freiheit und Ungebundenheit, iſt die Urſach, daß ſich Viele denſelben nicht unterwerfen wollen. Eine Sitten- und Lebensordnung, um böſen Handlungen vorzubeugen, oder die ſo ausgeübet werden, zu verdecken und weniger ſchädlich zu machen, findet nicht Statt, und wenn auch etwas der Art da wäre, ſo kan doch mit Nachdruk nicht darauf gehalten werden. Muſter und Beiſpiele zur Nachahmung des Guten, welches durch die neue Einrichtung beabſichtet wird, werden vermißt, und wenn ja einige ſich zeigen ſollten, ſo finden doch die Beiſpiele der aufkeimenden Laſter und der Uebertretung der neuge-

machten Geſetze, mehr Eingang und mehr Nachfolger, als die des Guten. Unvermeidlich hat dieſes böſe und verderbliche Wirkungen, auf die Einführung und Ausübung, der zur Glükſeligkeit eines Geſellſchaftsſtandes nöthigen Pflichten, welche man Tugenden nennet, die darin ebenfalls ihren Urſprung haben. Es mögte ſich vielleicht ohne Mühe erweiſen laſſen, daß, wenn das Wort Barbarei, einen Zuſtand andeuten ſoll, in welchem die Sitten, die Denkungs- und Lebensart, dem was menſchlich heißt oft widerſprechen, unſer gerühmte Geſellſchaftsſtand, den Namen der Barbarei, in vieler Rükſicht verdiene. Der wahre, unverderbte Wilde, kennet die Laſter und Untugendeu, als die wahren Anzeigen der ſogenanten Barbarei nicht, die unter Geſellſchaftsmenſchen, wie der groſſe Hauffe derſelben iſt, Statt haben, ſich von Zeit zu Zeit vermehren, weiter ausbreiten und Elend ſtiften.

Die andere Frage iſt: Was iſt Aufklärung, die den, aus der Geſellſchaftsverbindung entſtehenden Uebeln und Vergehungen abhelfen ſoll? Man hat, unſern Tagen, von dem Worte Aufklärung und den mannigfaltigen, widerſinnigen Verſuchen dazu, ſo viel gehöret und geleſen, daß es wol nöthig wäre, den Begriff davon, den es wirklich einſchlieſſen ſollte, nach der Wahrheit zu beſtimmen. Um dieſes zu erreichen

iſt es nothwendig, auf die Ableitung des Wor=tes Aufklärung Rükſicht zu nemen. Wenn uns etwas hindert, eine Sache oder ein Ding, ſo zu ſehen und zu erkennen wie es wirklich iſt, und dieſes Etwas weggeſchaft wird, ſo daß man das was zu ſehen iſt, deutlich und nach der Wahr=heit erkenne, ſo iſt eine Aufklårung erfolgt. Wenn die Nacht oder Finſterniß, die uns hin=dert Gegenſtånde wahrzunemen und ſie in ihrer wahren Beſchaffenheit zu erkennen, durch Licht und Helle vertrieben wird, ſo iſt das was zuvor nicht ſichtbar war aufgeklåret, und zeigt ſich un=ſern Augen in ſeinem wahren Zuſtande. Wenn Wolken die den geſtirnten Himmel bedecken, durch den Wind vertrieben oder durch herabfal=lenden Regen aufgelöſet werden, ſo ſagt man der Himmel habe ſich aufgeklåret. Wenn ein, durch ein Erdbeben herabgeſtürzter Berg, einen Ort bedekt oder ihn verſchüttet; wenn die Lava eines feuerſpeienden Berges, Gegenden über=ſtrömet, die hernach durch Hinwegråumung deſſen, wodurch die Gegenſtånde dem Auge ent=zogen wurden, wieder ſichtbar werden, ſo kan dieſe Hinwegråumung ebenfals Aufklårung ge=nant werden. Wenn man dieſes auf die Kent=niß des Menſchen, ſowol ſeiner ſelbſt, als ſeines Zuſtandes, anwendet, ſo wird man bald einſe=hen, worin ſeine wahre Aufklårung, in Bezie=

hung auf dieſe Gegenſtände, beſtehe. Man vertreibe die Nacht der Finſterniſſe, der Unwiſſenheit, der Irthümer und Vorurtheile, welche die Wahrheit und die Natur bedecken; man neme dem Menſchen die Larven, die Lappen, die Decken und ſogenanten Verbeſſerungen ab, welche ihm die künſtliche Erziehung angelegt und ihn dadurch verunſtaltet hat, ſo wird man bald ſehen, wer er wirklich und weſentlich iſt, und ſich, wenn es auf ſolche Weiſe helle und aufgeklärt geworden, wundern und darüber erſtaunen, daß der Menſch ganz anders, und ſeine wahre Beſtimmung keinesweges ſo iſt, als man es ſich vorſtellete, ehe es helle ward.

Man redet von der Aufklärung des Verſtandes; von der in Religionsmeinungen und Dingen welche die Einrichtung des Gottesdienſtes betreffen; von der in der Philoſophie und bürgerlichen Verfaſſungen, in Regierungsformen, im Kriegsweſen, in der Staatsökonomie, in der Handlung und von hundert andern Aufklärungen, die unſern erkünſtelten Geſellſchaftszuſtand betreffen, und ihn, wie man ſagt, vervollkommen; allein, was bedeuten alle dieſe Arten vermeinter Aufklärungen? Im Grunde ſind ſie mehrentheils nichts als Grillen, die von denen die ſie mittheilen für Verbeſſerungen und Berichtigungen alter und neuer Einrichtungen, ehe-

maliger und jeziger Meinungen, gehalten werden, und gleichwol wenig oder nichts von demjenigen leiſten, was von ihnen gerühmet wird. Die einzige wahre und heilſamſte Aufklärung für Menſchen, die in einem ſolchen Geſellſchaftsſtande leben, wie der unſrige iſt, würde die ſeyn, ſie zu belehren, wie der Menſch urſprünglich iſt, und wie er lebt, wenn er ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung treu verbleibt. Dadurch würden ihm die Quellen der Laſter und des daraus entſpringenden Elendes, ſo wie die Mittel ſie zu verſtopfen, deutlich entdekt und die Wege gezeigt werden, die er einſchlagen müſte, um glüklicher zu werden als er jezt iſt. Dieſes würde wahre Aufklärung heiſſen, und die würden den Namen der Aufgeklärten verdienen, die dieſes einſehen und zu der Kentniß gelanget ſind, daß man die wahren Merkmale der Barbarei, unter denen Völkern antreffe, von denen die Tauſende der Laſter und Untugenden ausgeübet werden, welche der wahre Wilde nicht kennet, weil ihn die Natur erzog, und ihn der verfeinerte Geſellſchaftsſtand nicht verderben konte, in welchem alle dieſe, die Menſchheit entehrenden Dinge ihren Urſprung haben. Die alſo welche ihre Mitbrüder zu überzeugen ſuchen, daß jemehr ſie die Natur verlaſſen, ſich auch deſto weiter von ihrer eigentlichen Beſtimmung und

ihrer wahren Glükſeligkeit entfernen, würden die wahren und aufgeklärten Freunde der Menſchen heiſſen müſſen, die keineswegeſ als Blödſinnige und Verrükte zu bedauren ſind, oder als heimliche oder offenbare Feinde des menſchlichen Geſchlechts Abſcheu verdienen. Vielmehr ſind ſie die wahren Aerzte der erkrankten Menſchheit, die aber freilich nicht auf den Beifall und eine dankbare Folgſamkeit des groſſen Hauffens rechnen müſſen. Die Mittel einen Kranken zur Geſundheit wieder zu verhelfen und ihn froh zu machen, ſind die, ihm die Urſachen zu zeigen, woraus die Leiden entſtehen, unter welchen er ſeufzet und ſie wegzuräumen. Die natürlichen Gänge des Körpers, müſſen von den darin angeſezten Unreinigkeiten, die ſie verſtopfen, befreiet und ſo wieder eröfnet werden, daß keine Hinderniſſe darin, der ſich ſelbſt überlaſſene Kraft der Natur, widerſtehen können. Mit unſerm kranken und verderbten, oder, wie man ihn nennet, verbeſſerten und verfeinerten Geſellſchaftsſtande, verhält es ſich eben ſo. Der Gang der Natur muß nicht gehemmet und ihm keine falſche, nachtheilige Richtung gegeben werden, wodurch das Wohl der Menſchen zu Grunde gerichtet wird. Man kan der Natur in manchen Fällen zu Hülfe kommen und ihr aufhelfen, allein man muß ſie nicht unterdrücken.

Wir geben es gerne zu, daß in unſerm gegenwärtigen kränklichen Zuſtande der geſellſchaftlichen Verbindungen, wie ſie jezt auf einem groſſen Theile der Erde Statt haben, eine angemeſſene Geſezgebung äuſſerſt zuträglich ſeyn könne, wenn ſie dem Verderben und den Uebeln, die ſich darin befinden, entweder abhilft, oder ſie wenigſtens vermindert; allein, wo findet man eine Geſezgebung, wodurch das Wohl einer ganzen Völkerſchaft, die ſich derſelben unterwirft, nach der Wahrheit und allgemein befördert wird? Sind nicht die Geſetze oft ſo, daß ſie ſich einander widerſprechen? Empöret ſich nicht die Natur, in hundert Fällen, gegen die Einrichtungen welche ſie machen? Iſt es nicht, bei näherer Unterſuchung, wahr, daß meiſtens nur ein kleiner Theil des Volks davon Vortheile ziehet, wenn dagegen der übrige gröſte Theil leer dabei ausgehet, Mühe und Sorgen davon hat, und blos aus Furcht vor der Strafe, ſich ruhig gegen die verhält, die ihn, unter dem Schilde der nur für ſie vortheilhaften Geſetze, unterdrücken? In den Staaten die ſich für die aufgeklärteſten halten, herſchen Untugenden und Laſter am ſtärkſten. Die welche darin leben, und vornemer, beſſer, aufgeklärter ſeyn wollen als die Uebrigen, und daher den Geſetzen am meiſten Ehre machen ſollten, ſind gewöhnlich

die, welche ſie am meiſten, und mehrentheils ungeſtraft übertreten. Will man dieſes für heilſame Wirkungen unſerer Aufklärung, durch gute Geſetze, halten?

Daß viele Einrichtungen, welche unter dem Namen der Religion, zum Beſten unſeres Geſellſchaftsſtandes gemacht, und unter ihrem Anſehen, als auszuübende Pflichten gefordert werden, nicht nüzlich ſeyn, und das Wohl deſſelben befördern könten, iſt, ſo wie die Umſtände jezt ſind, nicht zu leugnen. Es komt dabei nur auf eine richtige Beantwortung der Frage an: was iſt echte Religion, und was ſind das für Tugenden welche ſie erzeugen und deren Fortgang ſie befördern ſoll? Echte Religion, iſt in dieſer kurzen Vorſchrift enthalten: Thue andern wie du willſt daß ſie dir thun mögen; erweiſe dich gegen ſie, als du erwarteſt daß ſie ſich gegen dich erweiſen ſollen. Dieſe beiden identiſchen Sätze, ſind das Weſen einer wahren Religion; ſie ſind der Inbegrif, und, wenn ſie ausgeübt werden, die Quelle aller Tugenden, welche das Glük einer geſellſchaftlichen Verbindung befördern könne. Ich habe hierüber lange und ernſtlich nachgedacht; ich habe darüber viele Jahre lang, zu einer Verſammlung, als Lehrer, öffentlich geredet, und man wird mir weder eine thörigte Eitelkeit, noch eine unberechtigte Anmaſ-

ſung Schuld geben können, wenn ich mich unterwinde, ja dazu berechtigt halte, hierüber zu urtheilen. Wenn daher blos das, was ich echte Religion und Tugend genant habe, es wirklich iſt, ſo bin ich überzeugt, daß beide, weil ſie ſo innig mit einander verbunden ſind, die Glükſeligkeit, ſowol die öffentliche als auch die perſönliche, in der Geſellſchaft darin wir leben, allein befördern können. Daß aber die verſchiedenen Religionen, ſo wie ſie unter Völkern, die ſich geſittet nennen, ſeit vielen Jahrhunderten anzutreffen ſind, von der Aufklärung derſelben, von ihrer Zuname in der Tugend und von einer Vervollkommung der menſchlichen Geſellſchaft zeigen ſollten, wird niemand bejahen, der mit der Geſchichte der Glaubensmeinungen, den Religionszänkereien, den grauſamen Verfolgungen, den verheerenden Kriegen, dem Haſſe den ſie zwiſchen Völkern, ja oft zwiſchen Bürgern einerlei Staats, veranlaſſet haben, einigermaſſen bekant iſt.

So unrichtig es in der angeführten Stelle iſt, Barbarei für einerlei mit dem Stande der Natur auszugeben, ſo wenig billig und gegründet iſt es auch, die, welche den Stand der Natur und der unverderbten Wilden glüklich preiſen, für Beförderer und Lobredner der Unwiſſenheit zu erklären. Wahre Cultur, wird auch der, der

ſie kennet, keinesweges anklagen, denn ſie iſt die Verbeſſerung des moraliſchen Charakters, der in der Geſellſchaftsverbindung entſtand, und in derſelben verderbet wurde. Der Naturmenſch und der echte, unverderbte Wilde, bedürfen ſolcher Verbeſſerungen nicht, weil ſie ſo ſind wie ſie die Natur haben will.

Was ferner in der angeführten Stelle, von den edelſten Kräften des Menſchen, und von ihrer Vervollkommung geredet wird, muß ebenfalls, gehörig, ohne Vorurtheile beſtimmet werden. Daß die nüzlichſten unſerer körperlichen Fähigkeiten, zu den edelſten Geſchenken gehören, die wir von der Hand der Natur empfangen haben, iſt wol unleugbar. Ein ſcharfes Geſicht, ein leiſes Gehör und Gefühl, ein Geruch der uns leicht benachrichtiget und Dinge unterſcheiden lehret; Fertigkeit im Lauffen und Schwimmen, nebſt andern körperlichen Fähigkeiten, die uns die Natur, wenn ſie in ihrem Gange nicht geſtöret wird, zu unſerm Wohlergehen, von ſelbſt verleihet, ſind denn doch wol die, welche wir am erſten in Thätigkeit ſetzen und ſie vervollkommen ſollten, anſtatt daß wir ſie, bei unſerer Erziehung, vernachläßigen, ja ſie wol, einem groſſen Theile nach, verlieren. Sie bringen uns mehr Nutzen, verſchaffen uns leichter Unterhalt, und ſind der Geſundheit zuträglicher

als Künſte und Wiſſenſchaften, die nur einer kleinen Anzahl zu Theile werden, die ſich mit vieler Mühe damit beſchäftigen, und die zulezt davon geſtehen müſſen, daß Alles eitel ſey; eine Klage, die man aus dem Munde eines wahren Wilden nicht hören wird.

Nur noch eines Mannes will ich hier erwähnen, der ſich ſehr ſtark, und, allem Anſehen nach, aus Leidenſchaft, gegen den Naturſtand und gegen die Wilden erkläret. Es iſt der gute Perouſe, der unglücklicher Weiſe, nach den vorzüglichſten Entdeckungen, die er, auf ſeiner ſo ſchätzbaren Reiſe um die Welt, gemacht hatte, verloren gegangen iſt. Wie an der Nordamerikaniſchen Küſte, in einer Bucht, der er den Namen Port-François gegeben hat, zwei ſeiner Böte, an Felſen, zerſchmettert wurden, und mit ſechs Officiern und vierzehn Matroſen, im Meere untergingen, machte ihn dieſer Vorfall, natürlicher Weiſe, ſehr niedergeſchlagen und unmuthsvoll. Er ließ ſeinen Unwillen und ſeine verdriesliche Laune, an der Gegend aus in der er ſich befand, und an den Wilden, welche ſie bewohnten. Beide ſcheinen mir, das was er gegen ſie vorbringt, nicht zu verdienen. Ich will das was er darüber geſchrieben hat, größtentheils, mit ſeinen eigenen Worten, wieder erzehlen, und hernach meine Bemerkungen dar-

über machen. Es iſt dabei meine Abſicht keinesweges, der Lobredner dieſer Halbwilden zu ſeyn, ſondern nur zu beweiſen, das Vieles was Perouſe, zu ihrem Nachtheile anführet, keinen Glauben verdiene. Er ſagt zuerſt, das Land ſey fürchterlich und Schaudern erweckend; es habe etwas ähnliches mit den Alpengegenden. Die Gebüſche wären voll von Faſanen, Graſemücken, Amſeln und Nachtigallen, geweſen, deren Geſang, weil es grade in der Begattungszeit war, ihm viel Vergnügen gemacht habe. Er fand daſelbſt eine unendliche Menge Pflanzen. Celery, Sauerampfer, Goldraute, die wilde Erbſe, die Wolfsbohne, waren im Ueberfluſſe, ſo daß das Schiffsvolk, die Keſſel davon voll hatte, und ſich Suppen und Sallade davon machte. In den Gehölzen wuchſen Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Traubenholunder in ſolcher Menge, daß das Schiffsvolk nicht alles verzehren konte, was ihm die Einwohner davon brachten.

Wie eine ſolche Gegend fürchterlich und ſchaudernerweckend heiſſen könne, läßt ſich nicht wohl einſehen. Es hat aber hiemit noch kein Bewenden, ſondern es gehet nun über die Einwohner her. „Die Natur, ſagt er, *) muſte in

*) La nature devoit à un pays auſsi afreux des habitans qui differaſsent autant des peuples

in ein ſo greuliches Land, Bewohner ſetzen, die von civiliſirten Völkern, eben ſo unterſchieden ſeyn mögten, als daſſelbe, nach meiner Beſchreibung, von unſern bebaueten Ebenen abweicht. Leute die eben ſo grob und barbariſch ſind, als der Boden darauf ſie leben, felſigt, höckrig und unbebauet iſt, die dieſes Land blos darum bewohnen, damit ſie es entvölkern mögen." Perouſe vergaß, indem er dieſes ſchrieb, zuerſt, daß ein Land nicht entvölkert werden kan, wenn es nicht zuvor ſtark bewohnet war. Er vergaß ferner, daß dieſe Menſchen nicht mehr echte Wilde, geſchweige denn Naturmenſchen, ſondern ſolche waren, die auf der niedrigſten Stufe einer Art von Civiliſation ſtanden, welche, wie ich vorhin bemerket habe, Barbaren mögen genant werden. Gleichwol zeigt die Beſchreibung die er von ihnen macht, daß er in übler Laune ungerecht von ihnen urtheilt. Sie hatten ſich doch, bei dem Unglücke das ſeine Böte und die Mannſchaft betraf, die darin umkam, keineswegs, nach ſeiner eigenen Erzehlung, unmenſch-

civilisés, que le site que je viens de decrire, differe de nos plaines cultivées, aussi grossieres et aussi barbares que leur sol est racailleux et agresse; ils n'habitent cette terre que pour la depeuples. *Voyage de la Perouse etc.* Tom. II. p. 192. Paris 1797. 4to.

lich betrugen. Vancouver, der dieſe Gegenden, etwa ſechs oder acht Jahre nachher beſuchte, lernte dieſe Leute ebenfals kennen, und ſah auch die Weiber mit ihren Löffelzierathen, im Einſchnitte den ſie unter der Unterlippe machten, davon uns Perouſe eine umſtändliche Beſchreibung macht, und davon eine Abbildung, auf einem Kupferſtiche, ſeiner gedrukten Reiſe beigefüget iſt. Seine Darſtellung derſelben, gehet aber ſehr von der ab, die Perouſe von ihnen macht. Vancouver ſchreibt *) „das Betragen und die Gemütsart dieſer Menſchen, wofern ein kurzer Auffenthalt unter ihnen (der gleichwol ſo lange dauerte als Perouſens) mich berechtigen kan darüber zu urtheilen, war höflich, aufgeräumt und freundſchaftlich. Die Lebhaftigkeit die man in ihren Geſichtern warnam, zeigte ein munteres Genie an, und wegen ihres öftern Ausbrechens in Gelächter, mögte man ſie für groſſe Spottvögel halten, denn ihre Scherze waren nicht auf ihre eigenen Landsleute eingeſchränkt, ſondern ſie lachten auch oft auf unſere Koſten. So vollkommen frei und ungezwungen

*) A voyage round the world, in the years 1790—95, in the Discovery Sloop of war, and armed tender Chatham, under the command of Capt. George Vancouver, in three Volumes. London 1798. 4to. Vol. II. p. 280.

betrugen ſie ſich in unſerer Geſellſchaft!" Nun vergleiche man dieſe Beſchreibung mit der vorhin angeführten des Perouſe, und urtheile alsdann, welche von beiden am meiſten Glauben verdiene, die leztere kaltblütige, oder die erſtere heftige, die ſo ſehr eine verſtimte Laune verräth.

Nach der Beſchreibung, die Perouſe von den Weibern dieſer Gegend macht, mögte man denken daß es ſchwerlich häßlichere und ekelhaftere auf dem ganzen Erdboden geben könne, als grade dieſe. Aber auch hier blendeten Vorurtheile und eine üble Laune, die Augen dieſes ſonſt gutdenkenden und ſchätzbaren Seefahrers. Der Engländer Dixon, *) der in eben den Jahren, wie Perouſe, von 1785 bis 1788 die Erde umſegelte, macht eine ganz andere Beſchreibung von ihnen, die auch der Herausgeber der Reiſe Perouſens, Milet Müreau, in einer Note mittheilet. **) Dixon erzehlet daß ſein Schiffsvolk, theils durch Zureden, theils durch Geſchenke, ein erwachſenes Mädchen dieſer Wilden bewogen hätten, ſich Geſicht und Hände zu waſchen. „Unſer Erſtaunen, ſezt er hinzu, war ſehr gros, wie wir ſie nun eben ſo friſch und ſo roſenfarbig

*) Dixon's Voyage round the world, etc. in 1785—88. London 1789. 4to.

**) Tom. II. p. 203.

fanden als unſere munteren engliſchen Milch-mädchen. Auf ihren Wangen blühete jugendliche Röthe, die neben der Weiße ihres Halſes und Buſens ſehr ſchön abſtach und ihr ein reizzendes Anſehen gab. Ihre Augen waren ſchwarz und von auſſerordentlicher Lebhaftigkeit. Ihre Augenbraunen waren ebenfals ſchwarz, und machten ſchöne Bogen. Ihre Stirn war ſo offen, daß man die blauen Adern darauf, bis auf die kleinſten Wendungen derſelben, warnemen konte; kurz ſie hätte, ſelbſt in England, für eine Schönheit gelten können.“ „Daß Dixon die Wahrheit geſchrieben, beſtätiget auch, das ebenfals von Milet Müreau angeführte Zeugniß des ſpaniſchen Schiffshauptmanns, Don Morello, der im Jahre 1777 mit der Fregatte Favorite hier war. Nachdem auch er von den abgeſchmakten Löffelverzierungen geredet, fezt er hinzu; „Wären die Weiber hier beſſer gekleidet, ſo würden viele unter ihnen, dem ſchönſten ſpaniſchen Frauenzimmer ihre Reitze ſtreitig machen können.“

Wer die angeführten Schilderungen der Weiber in dieſen Gegenden, die Dixon und Morello machen, mit der von Perouſe vergleicht, und die erſteren für die hält, welche der Wahrheit am gemäßeſten ſind, wird auch eingeſtehen, daß der franzöſiſche Seefahrer ihnen ſehr un-

recht thue. Wer das was Vancouver von dieſen gutmüthigen Halbwilden berichtet für wahr hält, wird gewis nicht glauben daß ſie ſolche ſchlechte Menſchen und ſo bösartig und ſchelmiſch ſind, als Perouſe ſie darſtellet; und ſie dennoch für Naturmenſchen ausgeben will. Daß ſie mit den benachbarten, ebenfals Halbwilden Völkern, die ohne Zweiffel mit Europäern und ihren Abkömlingen in Amerika bekant waren, Umgang und Verkehr hatten, erhellet aus dem was Perouſe ſagt, daß ſie ſich blos im Sommer an der Küſte aufhalten, und im Winter ſich in das Innere des Landes zurükziehen, um Biber und andere wilde Thiere zu jagen. „Ich wage, ſezt er hinzu, die Behauptung, daß die Einwohner der Franzoſenbucht keine Esquimeaux ſind, denn ſie haben ſichtbar einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit den Einwohnern des Inneren von Canada, und der nördlichen Gegend von Amerika.“ Und wie iſt es möglich, dieſe von ihm ſo verſchrienen Halbwilden für Naturmenſchen zu halten, wenn er von ihnen ſchreibt: „Dieſe Völker haben gröſſere Fortſchritte in den Künſten gemacht als in den Sitten. Ihr Kunſtfleiß gehet weiter als bei den Bewohnern der Inſeln des Südmeeres, doch neme ich den Akerbau davon aus, welcher, indem er den Menſchen häußlicher macht, ihm ſeinen Unterhalt ſichert,

und ihm die Furcht läſſet, das von ihm bepflanzte Land verheeret zu ſehen, vielleicht geſchikter iſt als irgend ein anderes Mittel ſeine Sitten zu mildern und ihn geſellig zu machen." Grade dieſe Unbekantſchaft mit dem Ackerbaue, und die Abneigung dagegen, mag man als ein Merkmal anſehen, daß ſie der Natur treuer verblieben ſind als manche andere Völkerſchaften, die man Wilde nennet, denn es iſt unleugbar, daß der Ackerbau und der Gebrauch des Eiſens zur Zähmung oder Civiliſation der Völker das meiſte beigetragen haben, und die vorzüglichſten Mittel dazu geworden ſind. Daß ſie Eiſen zu ſchmieden, und dem Kupfer eine Geſtalt zu geben wiſſen; daß ſie, wie Perouſe weiter erzehlet, aus den Haaren einiger Thiere, ein Gewebe zu verfertigen, und Streiffen von der Haut der Fiſchotter hineinzuflechten verſtehen, wodurch ihre Mäntel dem feineſten ſeidenen Plüſch ähnlich werden, zeigt zwar von ihren Fähigkeiten zu Werken der Kunſt, aber es beweiſet auch zugleich daß ſie auf dem Wege ſind ſich von der Natur weiter zu entfernen.

Endlich erhalten die ſo er Philoſophen nennet, welche glauben, daß der Menſch am beſten daran ſeyn würde, wenn er der Natur getreuer verbliebe, eine vermeinte Zurechtweiſung, wenn er ſagt: „Die Philoſophen werden ſich gegen

dieſe Schilderung vergeblich entrüſten, und ihr widerſprechen. Sie machen ihre Bücher an der Seite ihres Caminfeuers und ich bereiſe die Welt ſeit dreißig Jahren. Ich bin Zeuge von den Ungerechtigkeiten und Schurkereien dieſer Menſchen, die man uns darin mit ſo ſchönen Farben malet, weil ſie ſich wenig von der Natur entfernet haben ſollen. Aber dieſe Natur iſt nur in Maſſen oder im Groſſen erhaben; ſie vernachläßiget die einzelnen Theile. Es iſt nicht möglich in Gehölze einzudringen, welche die Hand des civiliſirten Menſchen nicht ausgehauen hat; es iſt nicht möglich mit dem Naturmenſchen in Geſellſchaft zu treten, denn er iſt Barbar, bösartig und betrügeriſch." Laſſet uns hiebei bemerken, daß es, wie die Erfahrung zu allen Zeiten, und auffallend in den unſrigen beſtätiget, leider viele gebe, die ſich einbilden Philoſophen zu ſeyn, welche ihre unphiloſophiſchen Grillen, und auf ungegründete Hypotheſen erbaueten Lehrgebäude, auf die von Perouſe beſchriebene Weiſe aushecken; daß es aber auch andere giebt, die als wahre Verſtändige, auf richtige Beobachtungen der Natur, auf Erfahrungen und glaubwürdige Thatſachen, ihre Behauptungen und die daraus gezogenen Folgerungen, gründen. Wenn jemand auch dreißig Jahre, in allen Theilen der Welt umherreiſet,

ohne die Brille ſeiner Erziehung, und die dadurch entſtandenen Vorurtheile zuvor abzulegen, wird er doch den Menſchen nicht kennen lernen. Echte Naturmenſchen, in einer Art von Geſellſchaftsſtande, der nicht durch die Kunſt enger geworden, als ihn die Natur haben will, wird er jezt ſchwerlich antreffen; und wenn es geſchähe, würde es ihm auf ſeinen Reiſen, an Zeit gebrechen, ſie näher kennen zu lernen, und ſeinen Geſichtspunkt, zur richtigen Beobachtung ſo zu nemen, daß ſeine Anſichten, durch die Nebel ſeiner Erziehung, nicht öfters ſollten verdunkelt werden. Eben ſo wenig thut er dadurch der Behauptung echter Philoſophen Abbruch, wenn er ſagt, er ſey Zeuge von den Ungerechtigkeiten und Schurkereien der Völker, die man darum ſo gut vorbildet, weil ſie nicht weit von der Natur entfernet wären. Ungerechtigkeiten und Schurkereien ſind keine Kinder der Natur, ſondern Misgeburten eines erkünſtelten Geſellſchaftsſtandes, und die welche dergleichen begehen, haben ſich ſchon weit von ihr entfernet. Es läßt ſich leicht beweiſen, daß die Halbwilden gegen die er aufgebracht iſt, den Unterricht und die Beiſpiele zur Ausübung ſchlechter Handlungen, von Menſchen erhalten hatten, die durch einen ſehr unvollkommenen, verkünſtelten Geſellſchaftſtand, und durch die Folgen des eingeführ-

ten Eigenthums, ſchon waren verderbet worden. Ich wiederhole es nochmals, der Menſch von Natur, was auch Leute die ihn nicht gehörig kennen, dagegen ſagen mögen, iſt nicht bösartig; er iſt urſprünglich gut, und wird erſt böſe durch den Eintrit in den Geſellſchaftsſtand und durch die Beiſpiele die er darin vor ſich ſiehet.

Noch eines Mannes, deſſen ich in den Vorleſungen einige Male erwähnet habe, mögte ich hier umſtändlich gedenken; ich meine den, vor drei Jahren zu Weimar, in einem Alter von zwei und ſechszig Jahren, verſtorbenen Präſidenten, Johann Gottfried von Herder. Allein, das was ſein, nun auch ſchon verſtorbener Sohn, in den lezten von ihm fortgeſezten Stükken der Adraſtea gemeldet hat, hält mich davon ab. Der Sohn ſagt darin von ſeinem Vater: „Noch wenige Tage vor ſeinem Tode, wünſchte er nur noch zwei Stücke der Adraſtea ſchreiben zu können. Sie ſollten ſeine vollendete Arbeit ſeyn; in ſie wolle er ſein ganzes Bekenntniß legen, da ihm jezt ſo manches anders erſchiene; — man ſuche zu hoch und zu künſtlich zu forſchen, und doch läge die Menſchheit ſo klar und offen, wie ein aufgeſchlagenes Buch vor Augen; man dürfe nur leſen anſtatt daß man ſich Alles ſo ſchwer mache.“ Dieſe

Erklärung oder dieſes Geſtändniß, eines Mannes, der ſelbſt, zwanzig Jahre vor ſeinem Tode, ein vorzügliches Buch über die Geſchichte der Menſchheit geſchrieben hat, entwafnet die Critik, da er bekennet, daß ihm jezt ſo manches anders erſchiene. Vermutlich fand er daß man in ſeinem zwei und ſechzigſten Jahre, wenn man die Welt, die Menſchen und ſich ſelbſt, genauer hat kennen gelernt; wenn das Brauſende der Einbildung ſich gelegt, und man kaltblütig beobachtet und denkt, daß alsdenn die hohen und zu künſtlich geſuchten Vorſtellungen, die man ſich vorher von dem Menſchen gemacht hatte, wie ein Traumbild verſchwinden und die Wahrheit ſich in ihrer ungeſchminkten Geſtalt darſtellet, ſo daß man ſie wie in einem offenen aufgeſchlagenen Buche leſen kan. Wunder iſt es daher nicht, daß alsdenn Vieles ganz anders als zuvor, nach der Wahrheit, erſcheint.

Es giebt noch mehrere, die ſich, in ihren Schriften, gegen den Stand der Natur, und der Wildheit erkläret haben, und ihn aufs Aeuſſerſte herabwürdigen; allein, die Mühe verlohnt ſich nicht ihre Declamationen, die oft in den ärgſten Bombaſt ausarten, bloszuſtellen. Ihre vorgefaßten Meinungen hindern ſie die Wahrheit zu erkennen; und da ſie den groſſen Hauffen, der wegen ſeiner halsſtarrigen Un-

wiſſenheit, zum Klugwerden unfähig iſt, auf ihrer Seite haben, deſſen Beifall und Lob ſie zu erhalten ſuchen, ſo glauben ſie ſich, durch die Mehrheit der Stimmen, hinlänglich geſichert, und halten ihre Ausſprüche für unwiderſprechlich. Mögen ſie immerhin in ihrem Wahne bleiben; ſie gehören zu den Unheilbaren!

Vierzehnte Vorleſung.

Iſt es möglich daß das menſchliche Geſchlecht zur natürlichen Wildheit zurükkehre? — Wie kan die Kenntniß des Zuſtandes der Wildheit, von dem civiliſirten Menſchen benuzt werden?

Denkt nicht, meine Brüder, daß die Beſchreibungen des Standes der Natur, als der eigentlichen Wildheit, Träume ſind, oder daß die Schilderungen welche ich von ſolchen Wilden gemacht, die zwar ſchon in eine Art des Geſellſchaftſtandes eingetreten, aber doch noch nicht ſehr weit von der Natur entfernet ſind, mit Farben aufgetragen wären, die zu einnemend und den Urbildern nicht ganz gemäß ſind. Nein, ſie ſind Wahrheit, und ich bin mit Auf-

richtigkeit und Treue dabei zu Werke gegangen; ich habe beſonders in dem Gemälde das ich von dem Leztern gemacht, die Schatten nicht vergeſſen, die in daſſelbe gehören. Sie ſind aber, weil Wahrheit es mir unterſagte, nicht ſo dunkel dargeſtellet, als von andern, die uns, über dieſen Gegenſtand, Zeichnungen zu geben für gut befunden, und ſie darum finſterer und abſchreckender aufgetragen haben, weil ihre Augen, durch Nebel der Vorurtheile, ſie ſchwärzer ſahen als ſie wirklich ſind. Seyd indeſſen hiebei immer eingedenk, des von mir ſorgfältig bemerkten Unterſchiedes, zwiſchen dem Naturmenſchen oder echten Wilden, und dem, den wir heut zu Tage mit dem Namen eines Wilden oder vielmehr Halbwilden belegen. Wer das was ich über beide geſagt habe, aufmerkſam und unbefangen überdenkt, wird eingeſtehen, daß der, der ſo iſt wie ihn die Natur haben will, auch der ſey, der er, ſeiner Beſtimmung nach, ſeyn ſoll, und daß der, der ſich von der Natur entweder gar nicht, oder doch nicht weit entfernet hat, glüklicher ſeyn müſſe als der, der verkünſtelt und wie man glaubt, darum deſto mehr verfeinert iſt, weil er ſeine Bedürfniſſe und die Mühe ſeines Lebens vermehret hat. Oft, wenn ich meine Gedanken über den Zuſtand des Wilden und des Halbwilden niedergeſchrieben, iſt mir die

Frage eingefallen, Ob es wol erſt nöthig ſey zu beweiſen daß der Naturmenſch und ſelbſt der Halbwilde glüklicher ſind, als der Civiliſirte? und ob es wol der Mühe werth ſey, Menſchen von einer ſo einleuchtenden Wahrheit durch Thatſachen erſt zu überzeugen?

Aber ein groſſer Theil der Menſchen, wird man einwenden, hat ſich doch von dem Naturſtande entfernt. Es müſſen alſo die Anlagen demſelben untreu zu werden, in unſerer Natur ſelbſt liegen. Auf eine entfernte Weiſe mag dieſes geſagt werden; denn, ſo wie allgemeine Anlagen zu Krankheiten, zum Seiltanzen, zur Taſchenſpielerkunſt, zum Betrügen, zur Rabuliſterei, zur Kochkunſt, zum Weinverfälſchen und tauſend andern Dingen in dem Menſchen vorhanden ſind, ſo kan man auch ſagen, daß er Anlagen habe ſich auf mancherlei Weiſe zu verkünſteln, ſich zähmen zu laſſen oder andere zu zähmen, und ſo der Natur untreu zu werden. Daraus folgt indeſſen keinesweges, daß die Natur unmittelbar und ihrem Weſen nach dergleichen veranlaſſe. Sie ſind aber nun da, und die Frage iſt: Wie ſind dergleichen Dinge zuerſt entſtanden? Die Antwort iſt: Es war ein Werk der Zeit und eine Folge der nähern Verbindung mehrerer Menſchen. Auch aus dem Hange zur Nachahmung von dem ich ſchon

ausführlich geredet und geſagt habe, daß er uns angeboren werde, läßt ſich dieſes anſcheinende Räthſel erklären. Anfänglich muſte Alles, wodurch ſich eine Abweichung von der Natur äuſſerte, ſehr ſchwach und ſehr geringfügig ſeyn; es ging damit ſehr langſam zu. Wenn aber der Anfang einmal gemacht und eine Neigung dazu erwekt iſt, ſo werden die Fortſchritte ſchneller. Man ſiehet dieſes noch jezt an den wilden Völkerſchaften, bei denen ſich Europäer einfinden, und ſich bei ihnen und in der Nachbarſchaft anſiedeln. Wie ſehr werden dieſe Menſchen verſchlimmert, wenn dergleichen auch nur 50 Jahre gedauert hat.

Ich habe ſchon oben *), wie ich von dem Entſtehen des Geſellſchaftsſtandes redete, bemerkt, daß zuerſt kleine Familien entſtanden, die, weil ſie oft entfernt von einander lebten, und ſowol in ihrer Zeichen- als auch articulirten Sprache, ſich merklich von einander unterſchieden, ſich auch als nicht zu einander gehörend anſehen, welches eine natürliche Folge ſolcher Trennung war. Ein Gefühl, welches mit uns geboren wird, daß ein Menſch ſo gut als der andere ſey, welches mit dem Freiheitstriebe in naher Verwandſchaft ſtehet, artete, durch

*) In der erſten Vorleſung dieſer dritten Abtheilung.

Umſtände misgeleitet, welche ſolche genauere Verbindung jeder Familie unter ſich ſelbſt, veranlaßte, in eine Art von Eifferſucht aus. Man ſuchte Vorzüge vor andern Familien zu haben, und eine rohe, aber gleichwol erfinderiſche, Einbildung, ſezte ſie gemeiniglich in Dinge die thörigt waren und auſſer dem Zirkel deſſen lagen, wozu die Natur den Menſchen beſtimmt hat.

Die Dauer ſolcher Verbindungen, lehrete die Menſchen Vergleichungen unter ſich anzuſtellen und die dadurch erzeugte Eitelkeit, welche Vorzüge vor andern ſuchte und ſie ſich unter mancherlei Geſtalten ſchuf, beförderte die entſtehende Neigung, nicht mehr ganz, wie andere, nach der Natur zu erſcheinen, ſondern ſich durch etwas Erkünſteltes, das oft elend genug war, vor andern auszuzeichnen.

Nächſt der Eitelkeit hat ferner die unnatürliche Neigung zu herſchen, die ſelbſt auch, im Grunde, ein Kind der Eitelkeit iſt, zur Verlaſſung der Natur beigetragen. Wenn mehrere Menſchen, auf einem Flek, neben einander leben, ſo kan es nicht anders ſeyn, ſie müſſen nicht ſelten an einander ſtoſſen. Dieſes kan vorzüglich geſchehen, wenn ſie den Trieb ihre Nahrung zu ſuchen, oder den der Fortpflanzung befriedigen wollen. In beiden Fällen, wenn mehrere ihre Aufmerkſamkeit auf einerlei Gegenſtand

richten, wird der Stärkere oder der Liſtigere und Verſchlagenere ſeinen Zwek am erſten und am leichteſten erreichen. War es daher Wunder, wenn Stärke oder Liſt das wurden was jeder ſich wünſchte und wonach er trachtete? War es Wunder daß die, welche einen oder beide dieſer Vorzüge beſaßen, von vielen die dergleichen nicht hatten, höher als andere angeſehen wurden? War es Wunder daß die, welche ſich durch dieſe Eigenſchaften auszeichneten, ein Uebergewicht über andere erhielten, ſich darum beſſer zu ſeyn dünkten und auf ſolche Weiſe immer mehr eitel wurden? War es Wunder daß ſie anfingen, ſich gewiſſe, an ſich unbedeutende Abzeichen zu geben, oder Gebärden und einen Gang anzunemen, wodurch ſie ſich von andern unterſcheiden und ihren Vorzug zu erkennen geben wollten?

So entſtanden die erſten Abweichungen von der Natur und die erſte Ungleichheit unter den Menſchen, als eine Folge davon. Beides rührte aus der verkünſtelten Geſellſchaftsverbindung her, welche die Veranlaſſung dazu gab. So lange alſo dieſe, mit ſchon gewöhnlich gewordenen Erziehungsarten, Statt hat, ſo lange wird es auch nicht möglich ſeyn, daß der Menſch der ſo aufgewachſen, zum Stande der Natur, oder

welches

welches einerlei iſt, zu ſeiner natürlichen Wildheit zurükkehre.

Indeſſen wäre es doch wol möglich, daß das offenbar Ueberſpannete, und viel zu weit Getriebene in unſern geſellſchaftlichen Verbindungen, ſich verminderee; und alſo die Menſchen ihrem urſprünglichen Zuſtande wieder etwas näher kämen. Geſchähe es aber daß Einzelne oder Mehrere, in ſehr frühen Jahren, ſich aus dem Geſellſchaftsſtande verlören und iſoliret, oder auch in mehrer Zahl mit einander, blos nach den natürlichen Geſellſchaftstrieben, aufwüchſen, ſo würden ſie gewis Wilde werden, wie die oben angeführten Beiſpiele der Verwilderten beweiſen. Ja, es wäre möglich daß ſchon Erwachſene und in einem gekünſtelten Geſellſchaftsſtande Erzogene, wenn ſie, wie Alexander Selkirk, *) von andern Menſchen völlig abgeſondert, einſam, mehrere Jahre hinter einander lebten, ebenfals wieder eine Art von Wilden würden. Offenbar zeigt dieſes, daß die Natur, wenn ſie durch künſtliche Erziehung, die erſt durch Zeit entſtand, und durch Eindrücke, welche ſchon verkünſtelte Menſchen, durch ihr Beiſpiel machen, nicht gehindert wird, ihre Rechte wieder behaupte, wie ſie es an den Pferden, dem

*) Man ſehe die 36ſte Anmerkung.

Hornviehe und den Schweinen, die in Amerika, Neuholland und auf den weſtindiſchen Inſeln von Europäern ausgeſezt wurden, ſo auffallend bewieſen hat.

So möglich es indeſſen an ſich iſt, daß Menſchen zur Natur und zum Stande den man Wildheit nennet, zurükkehren können, ſo unwahrſcheinlich muß es uns doch bei den gegenwärtigen Umſtänden desjenigen Theils des menſchlichen Geſchlechtes, der ſich civiliſirt nennet, vorkommen, daß eine ganze Völkerſchaft, in einem kurzen Zeitraume, wieder in den Naturſtand zurüktreten werde. Freilich, wenn eine Generation anfinge der künſtlichen Erziehung zu entſagen, und die zwote, darauf folgende, dergleichen fortſezte, ſo könte es geſchehen, daß die dritte den Charakter einer völligen Wildheit wieder trüge. Dergleichen aber wird ſchwerlich geſchehen, weil ſich immer eine Anzahl ſolcher, unter der erſten Generation finden wird, die durch eingewurzelte Vorurtheile der Erziehung, und durch vermeinte Vorzüge, die ſie vor den Uebrigen, durch das Statt gehabte Eigenthum, beſeſſen haben, ihrer alten Lebensart ungern entſagen, ſondern ſie vielmehr auf die Ihrigen, oder die welche ſie dafür halten, fortpflanzen wollen. Wäre es möglich, daß alle darin einig würden, die unter ihnen eingeführte Erziehung

abzuſchaffen, und das neue, aufkeimende Geſchlecht ganz der Natur zu überlaſſen, ſo mögte der Naturſtand, unter der Nachkommenſchaft, bald wieder eintreten; allein, wer wird ſich einbilden können, daß ſo viele verderbte Köpfe, und ſo viele in die Laſter ihres Geſellſchaftsſtandes Eingeweihete und Verſunkene, zu ſolcher Entſchlieſſung kommen, zur Ausführung derſelben übereinſtimmen und ſich dazu vereinigen ſollten? Ich müſte die Menſchen, ſo wie ſie jezt ſind, und die Beſchaffenheit unſeres Geſellſchaftsſtandes wenig kennen, wenn ich glaubte, daß zu einer ſolchen Veränderung, auch nur einige Wahrſcheinlichkeit, bei der jetzigen Lage der Dinge, vorhanden ſey.

Gleichwol kan es nicht geleugnet werden, daß auf unſerer Erde, und unter den darauf wohnenden Menſchen, ſeit den vielen tauſend Jahren ihrer bisherigen Dauer, große Veränderungen vorgegangen ſind. Erdſtriche, die ehemals, wie wir es nennen, blühend waren, ſind es nicht mehr. Seen ſind da entſtanden, wo ehemals Wälder und Flächen waren, die allerlei Gewächſe hervorbrachten, und über dem Boden, auf welchem ehemals Menſchen und vierfüßige Thiere herumirreten, ſchwimmen jezt Fiſche. Völker die wir cultivirt nennen würden, bewohnten ehemals Inſeln und Länder, die jezt entwe-

der öde ſind, oder von ſolchen bewohnet werden, die wir Wilde oder Barbaren nennen. Und umgekehrt ſind jezt Länder und Inſeln die Wohnplätze ſolcher Völker geworden, denen wir Cultur, und zum Theil einen hohen Grad derſelben zuſchreiben, deren Vorfahren ehemals Wilde oder ſogenannte Barbaren waren; deren ausgedehnte Wohnplätze Wälder und Moräſte bedekten und jezt unzählbare Städte und Dörfer, nebſt bebauten Gefilden, darſtellen. Solche Veränderungen haben ſich ereignet; ſie haben ſich vielleicht unter denſelben Himmelsſtrichen mehr als einmal ereignet: wollen wir es denn nicht zugeben, daß ſie ſich in tauſend Jahren wieder zutragen können?

Mag indeſſen eine ſolche Veränderung oder Umwälzung der Dinge, wie ſie jezt ſind, eintreten wenn ſie will, oder mag es nie geſchehen, daß das menſchliche Geſchlecht zu der einfachen Natur, ganz oder zum Theil, zurükkehre, ſo werden doch wir, und viele Geſchlechtsfolgen nach uns, dieſes Leztere nicht erleben. Ja, wenn die Europäer, wie ſie ſeit zweihundert Jahren gethan, mit denen die ſie Wilde nennen, ferner verfahren, ſo iſt es möglich, daß nach zwei andern Jahrhunderten, gar keine derſelben mehr übrig ſind, und daß die alsdenn lebenden und ſich geſittet nennenden, die Nachrichten vor

wilden Völkerſchaften, die man in Amerika, auf den Südſeeinſeln und in andern Gegenden der Erde angetroffen, und noch jezt antrift, als Fabeln anſehen, und unſere heutigen civiliſirten Widerſacher des Naturſtandes und der urſprünglichen Wildheit des Menſchen, würden damit, als Unwiſſende, ihr Geſpötte treiben.

Es bleibt uns blos das Nachdenken über die Vortheile übrig, die daraus entſtehen würden, wenn ſich der Menſch der Natur mehr wieder näherte. Das Bild menſchlicher Glükſeligkeit, welches eine ſolche Betrachtung hervorbringt, mag immerhin, als ein Traumbild, von denen beſpöttelt und verlacht werden, die nicht beſſer wiſſen und den Zuſtand der Geſellſchaft darin wir jezt leben, als den anſehen, den die Natur, ſo wie er iſt, ſelbſt hervorgebracht und ihn für uns beſtimmet hat; es bleibt nichts deſto weniger das wahre urſprüngliche Gemälde glüklicher Menſchen.

Um deswillen wäre es weit beſſer, uns zuträglicher und der gerühmten Vernunft des ſich cultivirt nennenden Menſchen gemäſſer, ſich mit der Natur bekant zu machen, ſich ihr wieder zu nähern, ſich wieder, wenn ich ſo ſagen mag, zu vereinfachen, anſtatt daß er ſich durch Künſteleien, die er Vervollkommung und Verfeinerung nennet, von derſelben immer weiter entfernet.

Man könte das was in unſerm jetzigen Geſellſchaftsſtande, ſich als wirklich Gutes befindet, beibehalten, nur müſte ohne Vorurtheile der Erziehung, und mit Kentniß der wahren Natur entſchieden werden, was dieſes wirklich Gute ſey, und wie es mit unſerm Zuſtande ſo vereinigt werden könne, daß es unſerer Natur und unſerer urſprünglichen Beſtimmung nicht Eintrag thue. Dergleichen aber zu entſcheiden iſt äusſerſt ſchwer, weil unter zehntauſenden vielleicht nicht ein einziger iſt, der ſeine Natur und ſeine Beſtimmung nach derſelben, kennet, oder ſich die geringſte Mühe giebt, beides kennen zu lernen. Je weiter wir in unſern Lebensjahren fortrücken, je mehr das Alter und zunemende mit Nachdenkeu verbundene Erfahrung, uns die wahre Beſchaffenheit und den Charakter des Geſellſchaftsſtandes, darin wir geboren und erzogen ſind, aufdecken und ſeinen Werth beſtimmen lehren, deſto heller werden auch die Einſichten und deſto ſtärkerer die Ueberzeugung werden, daß in unſern Sitten, je weiter ſie von dem Natürlichen abweichen, auch die Quellen des Elendes zu ſuchen ſind, darüber allgemein, und mehrentheils mit Recht, geklagt wird.

Allein warum gelangen wir erſt im Alter, und nach vielen leidensvollen Erfahrungen zu dieſer Einſicht? Warum trift man unter denen

die ſchon Greiſe geworden ſind, zwar ſehr viele an, die über das Elend welches die Menſchheit drükt, bitter klagen, aber die eigentlichen Quellen woraus es herrühret, und die Urſachen welche es hervorbringen, nicht kennen? Es rühret daher, weil ſie niemals, über dieſe wichtige Angelegenheit des Lebens nachgedacht, niemals die Verbindungen der Menſchen und die mehrentheils unnatürlichen Verhältniſſe darin ſie durch den bürgerlichen Geſellſchaftsſtande geſezt werden mit den daraus entſtehenden nothwendigen Folgen, im Zuſammenhange mit ihren Urſachen, haben kennen gelernt; weil ſie die, durch eine ſchlechte Erziehung, verderbten Menſchen, als ſolche anſahen, deren Sitten die Natur ſelbſt ſo gebildet, die ſie als Vorbilder nachahmen und ſich ihnen ähnlich machen müſten. Wer muß alſo als die wahre Urſach unſerer Leiden und des Böſen, darüber unter civiliſirten Völkern ſo ſehr geklagt wird, angeſehen werden? Niemand als wir ſelbſt und unſere Thorheit; nicht aber das weiſe und gütige Weſen; nicht der groſze und mächtige Urheber der Natur, der uns glüklich machen wollte.

Anmerkungen und Zuſätze zu den vorhergehenden Vorleſungen.

Anmerkungen und Zuſätze zu der einleitenden Vorleſung.

Anmerk. 1. zu S. 1.

Auf den Unterſchied der ſo verſchiedenen Bedeutungen der Worte Menſchheit, Menſchlichkeit, Humanität, wird von Vielen wenig geachtet. Das Erſte umfaſſet das was ich angezeiget habe; das Andere hat die genaueſte Beziehung auf die, in dem Geſellſchaftszuſtande, entſtandenen Tugenden. Beſcheidenheit, Gefälligkeit, Nachſicht, Freundlichkeit, Wohlthätigkeit, Mitleid, Bereitwilligkeit zu Dienſtleiſtungen und Beiſtand, wo andere dergleichen bedürfen, nebſt den Aeuſſerungen deſſen was man Güte des Herzens nennet, ſind die vornemſten Züge in dem Bilde der Menſchlichkeit oder der Humanität. Die Bekantſchaft mit Wiſſenſchaften, Künſten und mehreren Sprachen, die man in den Schulen wol Humanitäten zu nennen pflegt, gehören

nicht dazu, weil jemand ſehr Human oder menſchlich, ohne dergleichen ſeyn kan. Der Naturmenſch der keinesweges unmenſchlich, ſondern der eigentliche Menſch iſt, äuſſert von allen jenen Tugenden ſehr wenig, ob er gleich, ſo gut wie andere, die Anlagen dazu beſizt, die aber nicht entwickelt werden, weil er nicht, wie im Geſellſchaftsſtande, Nothleidende und Dürftige unter ſeinen Brüdern kennet, und weil er eben ſo wenig Dienſtleiſtungen von ihnen erwartet, als ſie von ihm. Der civiliſirte Menſch, durch Erziehung und Beiſpiele, zur Verſtellung und Heuchelei gewöhnt, giebt ſehr oft Humanität, in ſeinen äuſſeren Betragen, nur vor. Der von uns, die wir uns Geſittete nennen, gering geachtete echte Wilde, der auffallende Züge der Humanität in ſeinem Charakter beſizt, ſpielt nicht den Heuchler, ſondern meint es gewöhnlich aufrichtig und herzlich, weil er noch nicht ſo verdorben iſt, als die meiſten ſeiner civiliſirten Brüder, die nicht ſelten unter der Larve einer erkünſtelten Höflichkeit und eines vorgegebenen Wohlwollens, das ſchwärzeſte Herz verſtecken. Wenn es bei den heutigen, mit Europäern bekantgewordenen Wilden, hin und wieder mehr als bloſſen Anſchein hat, als ob ſie, bei manchen Gelegenheiten, ohne Gefühle der Menſchlichkeit wären, ſo muß man bedenken, daß ſie auf der erſten und niedrigſten

Stuffe des Geſellſchaftszuſtandes ſtehen; daß die leidigen Begriffe von Eigenthum und Ehre, ihnen entweder noch ganz unbekant, oder doch noch äuſſerſt roh bei ihnen ſind; daß die abgeſonderten Stämme und Völkerſchaften, ſich gemeiniglich unter einander, als verſchiedene Menſchen oder Thierarten anſehen. Wenn daher die eben erſt entſtandene Meinung von beleidigter Ehre und Eigenthum, ſie zur Rache reizt, ſo werden die verdrängten natürlichen Gefühle der Menſchlichkeit, auf eine Zeitlang unterliegen, welches bei dem Naturmenſchen, der weder das Phantom der Ehre, noch die Pandora des Eigenthums kennet; nicht Statt findet.

Anmerk. 2. zu S. 5.

Die Worte Welt- und Menſchenkentniß, höret man zwar aus dem Munde Vieler; allein, die Wenigſten wiſſen was ſie bedeuten oder ſagen wollen. Ich will daher verſuchen, die eigentlichen Begriffe welche ſie in ſich ſchlieſſen, kurz zu entwickeln. Das Wort Welt wird in mehr als einer Bedeutung genommen. Oft verſtehet man darunter das ſogenante Univerſum, oder Weltgebäude. Um daſſelbe, ſo weit das Vermögen

des Menſchen dazu hinreicht, zu kennen, werden mehrere Wiſſenſchaften, als Aſtronomie, Naturlehre und Erdbeſchreibung erfordert. Dergleichen Weltkentniß iſt edel, gut und nüzlich, obgleich dem Menſchen nicht nothwendig. Oft aber verſtehet man unter dem Worte Weltkentniß, die Lebensart, die Sitten, die abwechſelnden Moden, die verſchiedenen Arten der Heuchelei und Verſtellungskunſt, des Betruges, der Ränke und der Schurkereien, wodurch ein Theil der ſich civiliſirt nennenden Menſchen, den andern hintergehet und unterdrükt, und dieſer ſich, aus Unwiſſenheit und Kraftloſigkeit, hintergehen läßt, weil er es in dieſen Künſten und elenden ſogenanten Verfeinerungen noch nicht ſoweit gebracht hat als jener, der ſogenante Weltkentniß erlangt hat. Von dieſer Seite erſcheint ein groſſer Theil der Menſchen, in einem traurigen Lichte. Wer vierzig Jahre unter denſelben, mit Gefühlen eines Rechtſchaffenen, als ein aufmerkſamer Beobachter, verlebt hat, ſtehet in Gefahr Miſanthrop zu werden, und die Frage: iſt es gut ein Menſchenkenner in dieſem Verſtande zu werden? müſte, um ſich dadurch vor Schaden und ſchlechter Behandlung zu hüten, mit Ja! wenn aber auf unſere Zufriedenheit Rükſicht genommen wird, mit Nein! beantwortet werden.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Worten Menſchenkentniß und Menſchenkenner. Die Kentniß des Menſchen, oder der Menſchheit, iſt gut, beruhigend, angenem und nothwendig; aber unter hunderttauſenden, wird ſie kaum bei einem angetroffen, denn die Anzahl dieſer Menſchenkenner iſt ſehr gering. Dagegen iſt die Kentniß der Menſchen, ſo wie ſie ſich in der geſellſchaftlichen Verbindung äuſſern, häuffiger, ob ſie gleich bei denen die ſie beſitzen, in ſehr unterſchiedenen Graden angetroffen wird. In dem Zuſtande darin wir leben, iſt ſie gewiſſermaßen nothwendig, ob ſie gleich, wie ich ſchon geſagt, für den Rechtſchaffenen, oft eine Quelle vieler Bekümmerniſſe wird.

Zur Menſchenkentniß überhaupt iſt es allerdings ſehr beförderlich, wenn man entweder ſelbſt viele Völker und Länder geſehen hat, oder ſie auch nur aus Reiſebeſchreibungen kennet; allein, die Unterſuchung und das Nachſpühren der Natur des Menſchen in ſeiner erſten Kindheit, und unter dem ſogenanten Wilden, hilft dazu weit mehr und mit gröſſerer Zuverläßigkeit. Ueberdem ſind die meiſten Reiſenden, die uns Nachrichten geben von dem was ihnen vorgekommen, und was ihnen bewundrungswürdig geſchienen, nicht mit den nöthigen Vorkentniſſen verſehen; ſie haben ſich von den Vorurtheilen, der, in

ihrer Heimath, erhaltenen Erziehung nicht frei gemacht. Ihre Schilderung der Sitten und der Charaktere der Menſchen die ſie ſahen, gründen ſich gewöhnlich auf eine Vergleichung mit ihren eigenen und derer mit denen ſie erzogen wurden, welchen ſie den Vorzug geben. Wäre es möglich eine Geſellſchaft der unterrichtetſten und unbefangenſten Männer, zu einer Reiſe, über die bewohnte Oberfläche der Erde mit einander zu vereinigen, ſo würde bei ihrer Zurükkunft, das Reſultat ihrer angeſtelleten Beobachtungen über die Menſchen, darin übereinſtimmen, daß ſie dieſelben, der Natur nach, überall gleich und einerlei angetroffen, und daß der Unterſchied der Sitten und Lebensarten ſo vieler Völker, unter ſo vielen Himmelsſtrichen, blos in Schattirungen und Farben beſtehe, die ihnen zum Theil das Clima, aber noch weit mehr ihre Abweichung von der Natur und die Einrichtung ihres Geſellſchaftszuſtandes, gegeben haben.

Anmerkungen zu der erſten Abtheilung.

Anmerk. 1. zu S. 19.

Die ſogenanten Naturſchürzen der Hottentottenweiber, um ihre Schaam damit zu bedekken, ſind von eben der Art. Vaillant, der dieſe vermeinte Sonderheit der Natur unterſuchte, und in ſeiner Reiſe, in das innere Afrika, einen Kupferſtich davon gegeben hat, fand, daß es blos eine, durch Kunſt hervorgebrachte Verlängerung der Schaamlefzen war. Barrow in ſeinem Account of travels into the interior of Southern Africa, in the years 1797 and 98, London, 1801, 4to. p. 278. meint daß dieſe Verlängerung in der Natur der Hottentottenweiber, wenigſtens ſehr vieler derſelben, liege. Er äuſſert auch den ſonderbaren Gedanken, daß dieſe Verlängerung ihnen zum Schutze gegen die Gefahr einer Nothzüchtigung dienen könne; einer Gefahr, der die Hottentottenweiber wol am wenigſten ausgeſezt ſeyn mögten. Es hätte alſo die Natur dieſen Schuz den Weibern in andern Ländern verſagt. Niemand der auch nur ein geringes Maaß von Verſtande beſizt, wird ſich davon überreden können, daß die Na-

tur, denjenigen Theil des Leibes, der bei den Weibern zur Fortflanzung des Geſchlechts nothwendig iſt, darum, blos bei einigen Menſchen, bedekt oder verborgen habe, weil ſie ſich der wundervollen Bildung und des Anbliks deſſelben ſchämte; und wäre das, müſte denn die Bedeckung nicht allgemein ſeyn?

Anmerk. 2. zu S. 30.

Büffon (Tom. VI. Hist. generale, p. 247.) will den Thieren zwar eine Erinnerungskraft, aber kein Gedächtnis zugeſtehen; wie beides indeſſen von einander unterſchieden ſeyn könne, läßt ſich nicht wol einſehen. Will man das Gedächtnis eine durch Kunſt unterſtüzte Erinnerungskraft nennen, ſo kan man es zugeben. Im Geſellſchaftsſtande ſind die Sprache und die Abtheilung der Zeit in Zwiſchenräume, dem Menſchen ſehr behülflich, ſeine Erinnerungskraft zu ſtärken und eine Ordnung in dieſelbe zu bringen. Finden wir aber nicht auch bei Thieren, deutliche Anzeigen, daß ſie ebenfalls mit der Zeit und der Ordnung wie Dinge, in der Reihe, auf einander folgen, keinesweges unbekant ſind? Könte man dem Plutarch ſicher trauen, wenn er von den Ochſen erzehlet, die

in großen Rädern giengen, um das Waſſer, zur Bewäſſerung der Gärten zu Suſa, herauf zu ziehen, daß wenn ſie des Tages ihre beſtimte Zahl von hundert großen Eimern in die Höhe gewunden hatten, auf keine Weiſe dazu gebracht werden konten, noch einen einzigen mehr aufzuwinden, ſo hatten dieſe Ochſen gewis ein gutes Gedächtnis. Sie konten genau hundert zählen, und waren in der Rechenkunſt vielen Menſchen überlegen!!

Anmerk. 3 zu S. 33.

Die Aerzte und Zergliederer können dieſes, aus ihren Erfahrungen, hinlänglich beſtätigen. Nur ein neueres Beiſpiel, welches ich vor kurzem las, will ich hier anführen. Rumpel, ein Profeſſor der Rechte zu Erfurth ſtarb 1794, in ſeinem ſechzigſten Jahre. Er hatte lange vor ſeinem Tode ſein Gedächtnis verloren und war kindiſch geworden. Man fand bei der Eröfnung ſeines Kopfes, daß ſich Waſſer in ſeinen Hirnhölen geſamlet hatte, deſſen Druk auf das Gehirn, ſeine Krankheit verurſachte. S. Schlichtegrols Nekrolog vom Jahre 1794. 2ter Band.

Anmerk. 4.

Anmerk. 4. zu S. 33.

Der bekante Biſchof von Avranches, Daniel Hûet, ward in ſeinem zwei und achtzigſten Jahre, von einer ſchweren Krankheit befallen, die ſein Gedächtnis auſſerordentlich ſchwächte. Er ſtarb 1712 in ſeinem ein und neunzigſten Jahre. Der Abbé Olivet, von dem wir eine Lebensbeſchreibung des Biſchofs haben, die er der königlichen Academie der Wiſſenſchaften in Paris vorlas, ſagt darin unterandern: „als etwas auſſerordentlich Sonderbares muß ich bemerken, daß zwei oder drei Tage vor ſeinem Tode, ſein ganzer Geiſt wieder lebendig ward, und ſein völliges Gedächtnis ſich wieder einſtellete.“ S. Eloge historique de Mr. Huet par l'abbé d'Olivet, vor Hûets, Traité philosophique de la foiblesse de l'esprit humain. Amst. 1723. p. XXV. Iſaac Newton, verlor vier Tage vor ſeinem Tode ſein Gedächtnis völlig, erhielt es aber nicht wieder. Der bekante Herzog von Marlborough, Swift und der Biſchof Warburton, verloren ebenfals ihre Erinnerungskraft und wurden kindiſch. Terraſon, königlicher Profeſſor der Philoſophie und Mitglied der ehemaligen franzöſiſchen Academie zu Paris, der 1750 in ſeinem achtzigſten Jahre verſtarb, verlor gegen das Ende ſeines Lebens ſein Gedächtnis faſt gänzlich. Auf Fragen die man an

ihn that, erwiederte er immer: „Jungfer Luquet, meine Haushälterin, wird ſie beantworten kön-nen.“ Wie ihn ſein Beichtvater, kurz vor ſei-nem Tode fragte, Ob er Sünden zu bekennen habe? erwiederte er ebenfals, demandez Made-moiselle Luquet. S. D'Alembert Eloges, T. V. p. 377. Der Papſt Clemens der ſechste, war in ſeiner Jugend ein einfältiger Knabe, der nichts lernen konte, bis er ſich, durch einen Fall, den Hirnſchädel zerbrach. Wie er wieder gehei-let war, hatte ſich ein auſſerordentliches Ge-dächtnis bei ih'm eingefunden, und er zeichnete ſich hernach, in Kentniſſen und Wiſſenſchaften ſo aus, daß ihn Petrarch einen ſehr gelehrten Papſt nennet. Die Narbe der Wunde, die ihm ſein Gedächtnis verſchafte, hat er mit ins Grab genommen. S. Moreri, Dictionaire, Tom. III. Art. Clement. VI. Iſt es nicht äuſſerſt wahr-ſcheinlich, daß die durch den Fall verurſachte Erſchütterung und das Zerbrechen des Hirn-ſchädels, in ſeinem Gehirn und in der Lage des-ſelben, Veränderungen hervorgebracht haben, welche die Urſachen des erfolgten Gedächtniſſes waren. Die Aerzte werden mehrere Arzneimit-tel nennen können, denen man, wenn es wahr iſt, die Kraft belegt das Gedächtnis zu ſtärken.

Anmerk. 5. zu S. 38.

Die Verſuche mit Opium, und die Wirkungen deſſelben auf den menſchlichen Körper, können, wenn ein ſcharfer und unbefangener Beobachtungsgeiſt dabei thätig iſt, zu wichtigen Entdeckungen in der ſogenanten Seelenlehre leiten. Durch den Genus deſſelben, wird der Menſch zuerſt froh, und ſowohl innerlich als äußerlich freudig; hernach verlieret ſich die Kraft des Opiums allgemach, und wenn ſie zu wirken aufgehöret hat, iſt er beinahe einem Sterbenden ähnlich. Natürlicherweiſe entſtehen hier die Fragen: Auf welche Theile des menſchlichen Körpers wirket Opium beſonders? Wie iſt dieſe Wirkung beſchaffen, und wie gehet es eigentlich damit zu? Wie laſſen ſich die ſonderbaren Phänomene dabei erklären? Wie wird der ſtarke Genus deſſelben eine Urſach des Todes? Warum können die, ſo ſich einmal dazu gewöhnet, ſoviel davon genieſſen, welches einen andern ohnfehlbar tödten würde? Warum können ſie nicht ohne Mühe, ja oft nicht ohne Gefahr des Lebens davon wieder ablaſſen? Mögten doch unſere Pſychologen, ſowol als unſere Phyſiologen, dieſe Fragen beantworten — wenn ſie können.

Anmerk. 6. zu S. 41.

Rousseau, Origine de l'inegalité parmi les hommes, Oeuvres, Tom. II. p. 17. Edit. d'Amsterd. 1769 ſagt: C'est n'est pas tant l'éntendement, qui fait parmi les animaux la distinction specifique de l'homme, que sa qualité d'agent libre. La nature commande à tout animal, et la bête obeit, l'homme éprouve la même impression, mais il se reconnoit libre d'acquiescer ou de resister; et c'est surtout dans la conscienee de cette liberté, que se montre la spiritualité de son ame. Man ſetze einmal einem Hunde verſchiedene Teller mit Speiſen vor, und einen darunter der am meiſten nach ſeinem Geſchmacke iſt; er wird ſie wol alle anriechen, aber ſich zulezt an den machen, der ihm ſeinen Empfindungen nach, am zuträglichſten iſt. Ein durch Schläge abgerichteter Hund, der das ihm Vorgeſezte, oder das ihm auf die Naſe gelegte Stük, nicht eher friſſet, als nach erhaltener Erlaubnis, beweiſet dadurch, daß er ſeinen Trieben widerſtehet, und ſeinen Willen, ſo wie ſeine Neigungen, bändiget, wol keine Spiritualität einer Seele die in ihm wäre! Roußeau will den Menſchen, über andere Thiere, darum erheben, weil er den Befehlen der Natur widerſtehen, und ihnen ungehorſam ſeyn kan. Iſt es aber nicht offenbar, daß er ihn durch die-

ſen vermeinten Vorzug ſehr erniedriget? Die Inſtinkte, oder die Befehle der Natur, ſind die wahreſten, die beſten nnd dem Menſchen am angemeſſenſten. Die Thiere, und er hätte hinzuſetzen mögen, der Naturmenſch, folgen ihnen, aber der in den civiliſirten Stand getretene Menſch, wird ihnen ungetreu, er widerſtehet ihnen, weil er in der Geſellſchaft verderbet iſt, und macht ſich dadurch elend. Soll denn aber dieſes, in der Geſellſchaft erworbene traurige Vermögen, den Eindrücken der Natur zu widerſtehen, und ihnen ungehorſam zu werden, ihm Ehre machen, und die Spiritualität einer Seele beweiſen, die in ihm wohne?

Anmerk. 7. zu S. 42.

Einer meiner Freunde in England, hatte einen Wachtel- oder Hünerhund, der, wenn er mit uns aufs Feld ging, ſehr oft vor etwas ſtand, das er aufgeſpüret hatte. Befohl ihm ſein Herr es aufzujagen, und es flog eine Lerche, Statt einer Wachtel oder eines Rebhuhns, auf, ſchlich er ſich gleich, mit niederhängenden Kopfe und Schwanze, davon. War dieſes nicht eine Art von Schaam, über einen Irthum dem er begangen hätte? Die Einwendung, der Hund

habe dieſes gethan, weil er einige Male, wegen eines ſolchen begangenen Irthums ſey beſtraft worden, hat völlig Grund; allein, ſie ſchwächt die Behauptung nicht, daß er ſich ſeines begangenen Fehlers bewußt war, und eben darum ſeine Beſorgnis und ſeine Reue zu erkennen gab. Geſtehen wol viele Menſchen, ihre häuffig begangenen Irthümer, ſo beſchämt als dieſer Hund?

Anmerk. 8. zu S. 44.

Man könte die Leidenſchaften, in angeborne und natürliche, und in angenommene eintheilen. Zu den erſten gehören die Stillung des Hungers und des Durſtes, die Brunſt bei dem Fortpflanzungstriebe, und die Liebe der Mutter zu ihren Jungen. Zu den andern, die ſich bei den Thieren, wie bei dem Menſchen, auf mancherlei Art, nach Umſtänden und Veranlaſſungen, äusſern, mögte ich ſogar den Geiz rechnen. Er entſpringt, wie mehrentheils bei den Menſchen, aus Furcht Mangel zu leiden; daher der Fuchs, der Hund und manche andere Thiere, ihren Raub, oder was ſie nicht gleich verzehren können, verbergen, damit es nicht andern zu Theile werde. Indeſſen kan auch, wie bei vielen geizigen Menſchen, die Habſucht daran Schuld

ſeyn; denn Raben, Elſter und manche andere Thiere, ſtehlen und verſtecken Dinge, die ſie zu gar nichts gebrauchen können.

Anmerk. 9. zu S. 45.

Vaillant führet in ſeiner afrikaniſchen Reiſe, als Augenzeuge, Beiſpiele an, daß Vögel, die eine Schlange, mit ſtarren, auf ſie gerichteten Augen, auf einem Baume, darauf ſie ſich geſezt hatten, erblikten, vor Schrecken, tod zur Erde fielen.

Anmerk. 10. zu S. 45.

Wenn man, mit Gewisheit, annemen könte, die ſogenante Lebenswärme rühre entweder von einer Art elektriſchen Feuers her, oder ſtehe wenigſtens in genauer Verbindung mit demſelben, ſo lieſſe ſich die ſchnelle Mittheilung der Empfindungen durch den ganzen Körper, und beſonders derer die durch Leidenſchaften erregt worden, einigermaſſen erklären; denn was breitet ſich ſchneller aus als die elektriſche Wärme? Hunderte können ſich einander anfaſſen, und wenn einer von ihnen, unmittelbar, den elektriſchen Schlag erhält, fühlen ihn die übrigen in demſelben Augenblicke, faſt mit eben der Stärke als der Erſte.

Anmerk. 11. zu S. 46.

Es giebt einige wenige auffallende, und von andern Geſichtsbildungen unterſchiedene Züge, welche die Natur ſelbſt in die Phyſignomie des Menſchen, bei ſeiner Geburt gelegt hat, aus welchen man auf ſein Temperament und ſeine Gemütsbeſchaffenheit einigermaſſen ſchlieſſen kan; allein, noch weit mehrere Züge bringt die Geſellſchaftliche Verbindung, darin wir leben, durch wiederholet erregte Leidenſchaften, in der Geſichtsbildung und in dem Betragen des Menſchen, hervor. Die erſteren geben ſichere Regeln, nach welchen man auf ſeinen Charakter ſchlieſſen kan. Die andern ſind ungewis, und gründen ſich auf eine wiederholte, ſorgfältige Beobachtung verſchiedener Menſchen, die entweder Leidenſchaften oder Gemütsruhe äuſſern. Aus der Vergleichung der Geſichtszüge beider, um, bei vorkommenden Gelegenheiten, auf den innern Zuſtand, und den Gemütscharakter eines Menſchen zuſchlieſſen, entſtehen die phyſiognomiſchen Vermutungen und Urtheile, die gleichwol oft, durch die Künſte der Verſtellung, und durch ein, mit Mühe erlerntes Verbergen unſerer inneren Empfindungen, getäuſcht und falſch befunden werden.

Anmerk. 12. zu S. 54.

In Kayßlers Reiſen, Hanover 1751. 4to. S. 93. lieſet man eine ſonderbare Geſchichte, von einem zahmgemachten Storche, der zu Tübingen, auf einem Hofe, wo er, unter andern Federviehe, mit abgeſtuzten Flügeln, umherging, von einer Menge anderer Störche, wegen eines ungegründeten Verdachtes, angegriffen, und durch den Beiſtand des übrigen Federviehes, das erſte Mal gerettet, aber im folgenden Sommer, wie die Störche in vermehrter Anzahl, einen neuen Angriff thaten, getötet wurde. Holberg, in ſeinen vermiſchten Briefen, Th. 5. S. 81, erzehlet eine andere, noch ſonderbarere Geſchichte von einem Storche, der als ein Ehebrecher, von einer Menge anderer Störche, die der zum Hahnrei gemachte herbeigeholet hatte, in Stücken zerriſſen wurde. Beide Geſchichte ſcheinen mir, ohngeachtet ſie, von den angeführten Schriftſtellern, als völlig wahr erzehlet werden, dennoch etwas unglaublich. Wenn ſie ſich indeſſen wirklich ſo ereignet haben, als ſie erzehlet werden, ſo würden ſie beweiſen, daß dieſe Störche, nicht allein Ideen und Gedanken hatten, ſondern auch das Vermögen beſaßen, ſich dieſelben einander mitzutheilen, darüber Berathſchlagungen zu halten, und über die Mittel einig zu werden, die Reſultate derſelben in Ausübung zu bringen.

Größere Beweiſe von ihrer Vernunftfähigkeit, ja wenn man will, von ihren Verſtandeskräften, könte man nicht verlangen.

Anmerk. 13. zu S. 57.

Unter den alten heidniſchen Philoſophen, ja ſelbſt unter den Kirchenvätern, ſind mehrere, die den Thieren Vernunft zugeſtanden haben. So hält Arnobius adverſus gentes, Lib. II. die Thiere für vernünftig. Lactanz iſt eben der Meinung, und ſagt, die Menſchen hätten blos die Religion vor den Thieren voraus. Plinius der ältere, iſt gar ſo freigebig ihnen auch dieſe nicht abzuſprechen. Von den Elephanten behauptet er, Hiſt. nat. Lib. VII. c. 1. daß ſie probitatem, prudentiam, religionem!! venerationem ſolis et lunae hätten. Man leſe was Bayle hierüber ſagt, Dictionaire Artic. Rorarius; auch Montagne, Eſſais Liv. II. c. 12.

Anmerk. 14. zu S. 61.

James Ferguſon, der Sohn eines armen Bauers, in einem elenden Dorfe in Bamffshire in Schottland, würde ſich ſeinen Ruhm in mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſonders in der

Mechanik und Aſtronomie, nie erworben haben, wenn nicht ein Zufall, ſeine Fähigkeiten zu dieſen Wiſſenſchaften erwekt hätte, die er, in der Folge, faſt ohne alle Unterſtützung, durch eigenen Fleiß, entwickelte. Wie er etwa acht Jahre alt war, ſah er wie ſein Vater das Geſunkene und dem Einſtürzen nahe Dach, ſeiner elenden Hütte, durch einen Hebebaum, in die Höhe hob, welches ihn zum erſten Nachdenken über die Grundſätze der Mechanik brachte. Da er auch des Nachts die wenigen Schafe ſeines Vaters hüten muſte, ſo fing er an, nach ſeiner von ihm ſelbſt ausgedachten Art, die Bewegungen am geſtirnten Himmel zu beobachten, und gewann auf ſolche Weiſe, die Aſtronomie lieb. Hätten ſich dieſe Veranlaſſungen nicht ereignet; wäre er unter den Esquimeaux geboren, und hätte ſeine Thätigkeit eine andere Richtung erhalten, ſo würden Fergusons große Anlagen zu mathematiſchen Kentniſſen, welche er in ſeinen Schriften gezeiget hat, vermutlich immer in ihm ſelbſt, ohne ſie zu äußern, verborgen geblieben ſeyn, und ich würde ſeinen philoſophiſchen Apperat, den er mir ſo bereitwillig, ohne den mindeſten Anſchein von Praleret, mit der einnemenden Simplicität ſeines Characters zeigte, und zum Theil erklärte, nicht haben bewundern können. Wer in Iſaac Newtons Leben geleſen hat, wie

es um ihn, in ſeinen Jugendjahren ſtand, wird finden, daß es ihm nicht viel beſſer ging als dem Ferguſon, und das Newtons große Fähigkeiten, ebenfals in Gefahr waren, unentwickelt zu bleiben. Die Geſchichte der Gelehrſamkeit und der Kunſt, ja die Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, verſchaft noch unzählige Beiſpiele, die meine Behauptung beſtätigen.

Anmerk. 15. zu S. 71.

So hat der an ſich ſo natürliche und unſchuldige Trieb ſich zu ernähren, indem er gemisbraucht wird, Unmäßigkeit, Gefräßigkeit, Lekerei, Gierigkeit und Geiz veranlaßt. Gegen den Willen der Natur, iſt er alſo die Quelle vieler Laſter geworden. Der Trieb ſich zu erhalten und zu vertheidigen, brachte bei dem Entſtehen geſellſchaftlicher Verbindungen, Uebermuth bei dem Stärkeren und Furcht bei dem Schwächeren hervor; er ward durch Misbrauch das vornemſte Mittel zu unſerer Zähmung; bei der Einführung des Eigenthums, gab er die Veranlaſſung zu bürgerlichen Verfaſſungen und Regierungsformen. Unterdrückungen und Misgunſt, Stolz, Geiz, Egoismus und Herſchſucht, ſind ganz

unnatürliche Kinder des Misbrauchs des Erhaltungstriebes. Der Fortpflanzungstrieb, gehet, im Stande der Natur, bei allen Thieren, folglich auch bei dem Menſchen, ſeinen richtigen Gang, und wird befriediget, ſobald die Kräfte und Gelegenheit dazu da ſind. In der geſellſchaftlichen Verbindung wird er geſtöret und aufgehalten, ſo daß die Natur, durch die bürgerlichen Einrichtungen gehindert, ihre Rechte, nicht, wie ſie es verlangt, behaupten kan. Durch die im Geſellſchaftsſtande gemachten Einrichtungen und Einſchränkungen, werden Hurerei und Ehebruch erzeuget, dergleichen die Natur nicht kennet. Der Freiheitstrieb, der uns angeboren und edel iſt, wird durch Zähmung und Erziehung, bei uns, ſo wie bei den Thieren, die der Menſch in ſeiner Gewalt hat, geſchwächet und unterdrükt. Er artet, gegen die Natur, durch die Geſellſchaftsverbindungen, in Herſchbegierde und in Rachſucht aus. Der Hund, der vom Menſchen, in einem Hauſe erzogen iſt, und in demſelben unterhalten wird, ſiehet ſich ſchon, gewiſſermaſſen, als einen Eigenthümer deſſelben an, und will daher andere ſeines Gleichen ungern zulaſſen; er beiſſet ſie oft weg. Der Hahn der auf einem Hofe, bei mehreren Hünern aufgewachſen iſt, maßt ſich eine Alleinherſchaft über dieſelbe an, und ficht mit

andern, die ihm dieſelbe ſtreitig machen wollen. Hunde die nicht unter Menſchen aufgewachſen ſind, werden nicht ſo ſeyn, und wilde Hähne, werden ſich keine Alleinherſchaft anmaſſen, ſondern wenn ſie ſich gepaaret haben, mit Einer Henne zufrieden ſeyn, und andern den Genus der übrigen, weder misgönnen, noch ihnen denſelben ſtreitig machen.

Anmerk. 16. zu S. 75.

Ich mögte ſogar behaupten, daß gewiſſe Thierarten, manche Empfindungen und Kentniſſe, als neue Zweige ihrer Inſtinkte aufgenommen, die ſie ehemals nicht haben konten, weil die Veranlaſſung dazu nicht Statt hatte, und die ſie gleichwol auf ihre neuere Nachkommenſchaft fortgepflanzet haben. Das folgende welches ich ſelbſt geſehen, hat mich auf dieſen Gedanken geführet. In meinen jüngeren Jahren, verlebte ich zwei derſelben, auf einer Art von alten, auf einen Felſen gebaueten Schloſſe. Es lag am Eingange eines ziemlich großen Waldes, war mit Gräben umgeben, und hatte auf der einen Seite, einen anſehnlichen, mit Gebüſchen umringten Fiſchteich. Wilde Enten brüteten hier ihre Jungen, auf die, ſeit ihrem Entſtehen,

noch nie war geſchoſſen worden. Wie ſie zum Fliegen ſchon ganz fähig waren, that jemand, in ziemlicher Entfernung vom Teiche, im Walde, einen Schuß nach einem Vogel. Ich hörte ihn, und ſah aus einem Fenſter, aus dem ich den Teich überſehen konte, wie die jungen Enten, zum erſten Male, ſogleich, wie der Schuß fiel, in die Höhe gingen. Wenn ich auch anneme, daß die alten erfahrnen Enten, die erſten waren, welche aufflogen und die jungen ihrem Beiſpiele folgten, ſo entſtehet hier doch die Frage, Warum die Jungen nicht zuvor ſchon, wie ſie zum Fliegen ſchon längſt fähig waren, mit den alten, die täglich aufzufliegen pflegten, ſich in die Höhe gehoben hatten, ſondern es zuerſt, bei Gelegenheit des Schuſſes thaten? Das bloſſe Geräuſch, welches durch das abgefeuerte Gewehr gemacht wurde, konte an ſich nicht die Urſach davon ſeyn, ſondern es muſten andere, innere, Empfindungen dabei mitwirken: denn wenn eine Kutſche, oder ſonſt ein Wagen, über die unten gewölbte, ſteinerne Brücke des Schloßgrabens hinwegfuhr, war das raſſelnde Geräuſch und das ſtarke Echo, welches über den Teich hinwegſcholl, weit heftiger als das welches ein Flintenſchuß verurſachte; und gleichwol blieben, wie ich öfter und ſorgfältig beobachtete, die Enten, ohne aufzufliegen, auf dem Teiche.

Solte man nicht auf die Gedanken gerathen, daß die alten Enten, die Erfahrungen der Folgen eines Schuſſes gehabt hatten, bei dem Ausbrüten ihrer Eyer, den jungen dieſe Furcht ſchon beigebracht hatten? Gleichwol iſt die Erfindung des Pulvers und der Flinten, nicht über einige hundert Jahre alt. Es müſte alſo dieſe Art des Inſtinkts der Enten, der ſich auf die Sicherheit ihres Lebens beziehet, erſt ſeit der Zeit bei ihnen Statt gehabt haben. Wenn es auch wahr iſt, daß man den Krähen und Raben, mit Gewehr und Schießpulver, welches ſie in der Ferne ſollen wittern können, ſchwer nahe kommen kan, welches ſich ſonſt ohne viele Schwierigkeit thun läßt, ſo würde es das Geſagte beſtätigen.

Anmerk. 17. zu S. 77.

Es giebt mehrere Schriftſteller, die eben dergleichen thun, und unter Andern redet Montagne, in ſeinen Verſuchen, im zweiten Buche, im zwölften Capitel, mit einer Zuverſicht davon, als ob niemand daran zweiffele.

Anmerk. 18. zu S. 80.

Iſt gleich die articulirte Sprache, im Geſellſchaftsſtande, in mancher Rükſicht nüzlich und

faſt

faſt unentbehrlich, ſo gehöret ſie darum doch nicht zu den nothwendigen Bedürfniſſen des Menſchen. Es kan auch nicht geleugnet werden, daß ſie auſſer der Mühe, die ihre Erlernung macht, vieles Unheil ſtifte, und Ruhe und Zufriedenheit im menſchlichen Leben, mehr als irgend etwas ſtören. Wenn man die Nachtheile, welche die Sprache hervorbringt, mit den Vortheilen die ſie gewähret, in die Wagſchale der Wahrheit legt, ſo wird es ſich finden, daß die Erſtern die Leztern ſehr überwiegen, zumal wenn Schrift und Druk, als Folgen derſelben, mit in Anſchlag gebracht werden. Sagt man die Sprache gewähre die Vortheile, daß dadurch Kentniſſe ausgebreitet, Aufklärung und Bekantmachung der Wahrheit, ſo wie Freundſchaft, Gefälligkeit und Unterhaltung befördert, Freude und Troſt mitgetheilet, Geſetze, Lehren der Weißheit, Warnungen vor Schaden, Anweiſungen zum Nützlichen und Guten u. ſ. w. gegeben werden, ſo vereitlen doch folgende Fragen, alles Lob welches man der durch Kunſt entſtandenen Sprache, und ihrer weiteren Entwickelung ertheilet. Sind die gerühmten Kentniſſe von der Wichtigkeit und dem Werthe, den man ihnen beilegt? Iſt die Aufklärung die, dem Vorgeben nach, dadurch hervorgebracht werden ſoll, von dem Nutzen und der Allgemein-

heit, daß die Glükſeligkeit der ſprechenden Menſchen, dadurch größer gemacht werde, als die iſt, wozu ſie, die ſich ſelbſt überlaſſene Natur beſtimt, und ohne künſtliche Mittel fähig gemacht hat? Werden durch die Sprache mehr Wahrheit, oder mehr Lügen und Vorurtheile ausgebreitet? Iſt mehr Freundſchaft oder mehr Feindſchaft, mehr Einigkeit oder mehr Hader und Neid, mehr Ehrlichkeit oder mehr Betrug und Falſchheit, mehr Troſt oder mehr Kränkung, durch die Sprache unter die Menſchen gekommen? Wenn man blos die Geſchichte der Religionen hierüber zu Rathe ziehet, und ſiehet wie viele Zänkereien, Feindſchaften, Verfolgungen, Mordthaten, verheerende Kriege, durch Reden, Auslegungen der Offenbarungen, in Beziehungen auf Religionen, unter den Menſchen entſtanden ſind, ſo wird man dieſe Fragen ſchon leicht beantworten können. Und was für Mühe koſtet, außer der Erlernung unſerer Mutterſprache, die Erlernung fremder, durch Zeit und Kunſt entſtandner Sprachen? Man ſage nicht, der Bauer oder der gemeine Mann, habe nur ſeine einzige Volksſprache zu erlernen. Muß er nicht die Sprache der Geſetze, des Catechismus, der Abgaben und der Kriegsübungen verſtehen lernen? Wer dieſe Fragen, mit wahrer Menſchenkentniß, ohne Vorurtheile, aufrichtig

zu beantworten fähig iſt, der wird darüber entſcheiden können, ob die Sprache das Glük des gezähmten Menſchen befördere, oder ob der Naturmenſch glüklicher ſey, wenn er derſelben entberet, und ſich blos mit einzelnen Lauten und mit Gebärden begnüget, die ſeine Leidenſchaften und ſeiner Begierden bezeichnen. Er hat keine Meinungen, die ihm durch Erziehung wären beigebracht worden, und bedarf alſo keiner Worte ſie vorzubringen, ſo wenig als er dergleichen zur Heuchelei, zum Betrügen, zur Declamation, oder zu maleriſchen, mehrentheils übertriebenen, oder unwahren Schilderungen nöthig hat. Wie viele werden, über das was ich hier geſagt, den Kopf ſchütteln und damit ihren Mangel an Nachdenken verrathen! Ich bin keinesweges ein Verächter der Sprachen und ich würde die verſchiedenen welche ich erlernet habe, um keinen Preiß aufgeben. Wenn ich ſie aber gleich, als ein, im Geſellſchaftsſtande erzogener Menſch ſehr hoch ſchäze, ſo iſt mir doch die Wahrheit, die ich hier geredet habe, noch weit ſchäzbarer.

Anmerk. 19. zu S. 84.

Plinius Hist. nat. Lib. 8, c. 5. ſagt zwar von den Elephanten: Pudore numquam niſi in

abdito cocunt; allein dieſes Vorgeben iſt ungegründet. Die Elephanten begatten ſich, nicht aus Schaam in den Wildniſſen, ſondern nur darum, weil ſie der Natur überlaſſen, in derſelben völlige Freiheit genieſſen. Wenn ſie gefangen und gezähmet worden, ſcheint ihr Trieb zur Fortpflanzung, wie erloſchen zu ſeyn. Sie ſuchen alſo Wälder und Einöden, um ſicher und ungeſtört zu ſeyn, keineswegs aber aus Schaam, die ihnen völlig unbekant iſt, obgleich, ſeit mehr als tauſend Jahren, Viele, ja ſelbſt Büffon, Histoire naturelle, Quadrupedes, Tom. IV. p. 203, dem Plinius nachgeſchrieben haben. Kein Thier ſchämet ſich Handlungen zu verrichten, wozu es von der Natur aufgefordert wird, und es giebt Fälle, wo mehrere Menſchen, die Begattung unter Elephanten geſehen haben. Ariſtoteles war mit der Naturgeſchichte des Elephanten beſſer bekant als Plinius und ſeine Nachbeter. „Die Elephanten, ſchreibt er, in ſeiner Geſchichte der Thiere, B. 5. c. 2. begatten ſich in Wildniſſen, und am liebſten an Flüſſen, wo ſie ſich gewöhnlich aufhalten. Die Elephantin empfängt die Begattung, in dem ſie ſich niederſezt, und die Hinterbeine auseinander ſperret; der Mann ſteigt alsdenn auf ſie und begattet ſie." Die Naturkündiger, die den Bau des weiblichen Elephanten genauer unterſucht haben,

geſtehen es ein, daß ihre Begattung auf eben die Weiſe, wie bei den übrigen vierfüßigen Thieren geſchehen könne, ungeachtet das Geburtsglied des weiblichen Elephanten, von hinten, kaum ſichtbar iſt. Da die Elephanten die einzigen unter den vierfüßigen Thieren ſind, deren Kniebeuge der Hinterfüße, nicht nach vorne zu, ſondern wie bei dem Menſchen iſt, ſo kan ſich das Weib, wenn es auf dem Bauche liegt, durch das Ausſtrecken und Auseinanderſperren der Hinterbeine, gar wol in die vom Ariſtoteles angezeigte Lage bringen, um ſich von dem Manne, auf eben die Weiſe, beiwohnen zu laſſen, als es bei andern vierfüßigen Thieren geſchiehet.

Seitdem ich das Vorhergehende, ſchon vor mehrern Jahren, niedergeſchrieben hatte, leſe ich in den Philosophical Transactions, vom Jahre 1799, einen Aufſaz von John Corſon, der ſich elf Jahre in Bengalen, in Oſtindien aufgehalten hat, und nicht allein ſelbſt, ſondern auch in Geſellſchaft mehrerer hunderte Zuſchauer, die Begattung der Elephanten, zu verſchiedenen Zeiten, und von verſchiedenen Paaren angeſehen, und darüber eine leſenswürdige Nachricht, der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London, übergeben hat, die auch in der Decade philosophique, No. 17. vom Jahre 1801, ins Franzöſiſche überſezt, eingerükt iſt. Die Begattung ge-

ſchah nicht allein ohne die geringſten Zeichen einer Schaam, der ſich begattender Elephanten, ſondern die Art wie ſie von ihnen verrichtet ward, widerlegte auch unwiderſprechlich, die ſonderbare, bisher unterhaltene Meinung, daß ſich die Elephantin dabei auf den Rücken lege. Der männliche Elephant beſtieg ſie eben ſo, wie ein Bull die Kuh, oder ein Hengſt die Stute.

Anmerk. 20. zu S. 85.

Es wird in dem Geſellſchaftsſtande ſo viel gegen die Onanie beider Geſchlechter, mit Recht, geeiffert, und ich weiß nicht, ob eine zugelaſſene und ausgeübte Beiwohnung, nach bereits erfolgter Befruchtung, nicht eben dergleichen Namen vollkommen verdiene.

Anmerk. 21. zu S. 93.

Es iſt freilich ſchon ſehr viel, daß wir der Natur, ſoweit als bisher geſchehen, in dem Zeugungsgeſchäfte nachgeſpüret haben; allein, wie wenig wiſſen wir gleichwol von der fruchtbarmachenden Kraft, und wie die Befruchtung eigentlich geſchehe! Da indeſſen der zur Befruchtung erforderliche Saame, der aus der fei-

neſten Abſonderung der edelſten Theile des Blu⸗
tes entſtehet, durch ſeine uns unbekanten Ei⸗
genſchaften, die Wärme, als die Hauptquelle
des Lebens, hervorbriugt und unterhält, ſo müſ⸗
ſen die von demſelben zum Saamen abgeſon⸗
derten feineren Theile, diejenigen ſeyn, die wie
ein electriſches Feuer wirken. Ein Körper aber
wird electriſch, wenn, auf eine uns unbegreifliche
Weiſe, die in ihm ſelbſt urſprünglich vorhandene
electriſche Materie erwekt, oder wenn er blos
Empfänglichkeit dazu hat, ihm von einem ur⸗
ſprünglich electriſchen Körper mitgetheilet wird.
So wie durch den Magnet, Eiſen magnetiſch
wird, ſo mag vielleicht auf eine ähnliche Art,
das Ey in der Gebärmutter befruchtet werden.
Aber was iſt ſo ein befruchtender Hauch, was
iſt die electriſche und die magnetiſche Kraft?
Wie theilt ſich oft eine Aehnlichkeit, ſowol der
äußern und innern Bildung, wie eine Aehnlich⸗
keit des Gemüthscharacters, oder der bei dem
Vater und Mutter hervorſtechenden Leidenſchaf⸗
ten und Fähigkeiten mit? Wie erhält die bil⸗
dende Natur, bei jeder Art der Vögel, ihren
Geſang und ihr abzeichnendes Gefieder? Wie
erhält ein weiblicher Canarienvogel, durch einen
Stiegliz begattet, Junge, die in ihrem Geſange
und in ihren Federn, etwas ähnliches mit dem
Vater haben? Zeigt dieſes nicht, daß in dem

Saamen des männlichen Geſchlechts, außer dem Hauche, zur Hervorbringung der Lebenskraft, auch der Grund zur Geſchlechtsbildung liege? Wie wenig wiſſen wir davon! Wie wenig werden wir je davon erfahren! Wir wiſſen, daß die Zeugungs- und Fortpflanzungskräfte, in der ganzen Natur vorhanden ſind; wir ſind aber mit der erſteren nur wenig, und mit der eigentlichen Beſchaffenheit der andern gänzlich unbekant. Es iſt wahrſcheinlich daß ſie überall einerlei, wenigſtens ähnlich ſind. Wir haben in der Chymie viele Erfahrungen geſammlet, und in den Chriſtalliſationen finden wir Wunder der Bildungen mancherlei Art. Wenn uns aber, hin und wieder etwas von den Geſetzen, nach welchen ſie geſchehen, bekant ſeyn mögte, ſo bleiben uns doch die hervorbringenden Kräfte, ihrer Beſchaffenheit und ihrem Urſprunge nach, unbekant. Schwefel iſt brennbar; aber woher die Brennbarkeit? Der Magnet ziehet Eiſen; aber woher dieſe anziehende Kraft? Electricität bringt große Wirkungen hervor; aber woher rühret dieſe Kraft und worin beſtehet ſie? Ein Licht zündet ein anderes an; Fett oder Oehl ernähret die Flamme, aber was iſt eigentlich dieſe Flamme? Wo bleiben die durch ſie verzehrten Fett-Theile, werden ſie etwa vernichtet? — Wie viele hundert Fragen entſtehen hier bei dem Nachdenken

den, die den Wenigſten je einfallen! Gleichwol meinen unwiſſende, eingebildete Thoren, wenn ſie ihnen allenfalls vorkommen, ſie wären leicht zu beantworten.

Anmerk. 22. zu S. 100.

Man kan nicht leugnen, ſagt Lafiteau, Meurs de Sauvages Ameriquains, T. I. p. 590. daß die Leichtigkeit mit welcher die Weiber der Wilden Kinder gebären, erſtaunenswürdig ſey. Niemand als eine andere Frau, die mit ihr in der Hütte wohnet, ſtehet ihnen bei, und wenn ſie allein, indem ſie vom Felde kommen, von Geburtsſchmerzen überfallen werden, ſo helfen ſie ſich ſelbſt, waſchen ihr Kind, in dem nächſten kalten Waſſer, gehen nach ihrer Hütte zurük, als ob gar nichts beſonders vorgefallen wäre, und ſind im Stande ihre gewöhnlichen Arbeiten fortzuſetzen. Ebendergleichen ſagt Leri, Navigatio in Braſiliam, p. 325. von den Südamerikaniſchen Weibern, bei denen der Mann, wenn er gegenwärtig iſt, die Stelle eines Geburtshelfers vertrit. Sie ſchonen ſich nur ein paar Tage nach ihrer Niederkunft und gehen alsdenn wieder an ihre vorige Arbeit und Geſchäfte.

Anmerk. 23. zu S. 104.

Ein Blindgeborner der eine Kugel von einem Würfel, blos durch das Gefühl hat unterſcheiden gelernt, wird, wenn er in den Jahren der Mannbarkeit, durch eine glükliche Operation, das Geſicht erhalten hat, bei dem erſten Anblicke derſelben, nicht zu ſagen wiſſen, welches von beiden Würfel oder Kugel ſey, es wäre denn daß er beide zuvor betaſtete, oder man ihm genau, nach dem Gefühl, beſchriebe was rund und was eckigt iſt.

Anmerk. 24. zu S. 104.

Was den vermeinten Beweiß dazu betrift, der ſich darauf gründet, daß unſer Auge eine verfinſterte Kammer ſey, ſo iſt derſelbe eine falſche Hypotheſe. Denn wenn wir, in einer Camera obſcura, ein Bild verkehrt erblicken, ſo müſte, wenn unſer Auge ebendergleichen wäre, das aus derſelben, in unſer Auge zurükgeworfene Bild, ſich darin nothwendig, von neuen umgekehrt, alſo aufrecht darſtellen. Da dieſes aber nicht geſchiehet, ſo muß das Auge, nicht wie eine Camera obſcura, ſondern wie ein Spiegel ſeyn, in dem ſich die Gegenſtände nicht verkehrt, ſondern wie ſie wirklich ſind darſtellen. Dieſer Einwurf ſcheint mir unwiderleglich zu

ſeyn. Ich will nicht daran gedenken, daß, wenn wir von Natur alle Dinge verkehrt ſähen, es, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſchwer ſeyn müſte, durch Gewohnheit und Kunſt, Alles, gegen die Natur, in einer umgekehrten Richtung, ſo zu ſehen, daß wir dieſe, zulezt, für eine Einrichtung und Folge der urſprünglichen Organiſation hielten. Die jezt faſt allgemeine Anname der gewöhnlichen Meinung, beweiſet indeſſen, wie leicht es ſey, auf das Vorurtheil des Anſehens, denen, von welchen man glaubt daß ihre Ausſprüche völlige Wahrheit ſind, ohne gehörig zu unterſuchen, treuherzig nachzubeten.

Anmerk. 25. zu S. 105.

In Hawkesworth, Account of the voyages for making discoveries wird erzehlet daß die Einwohner von Upright Bay ihre Fiſche roh eſſen und daß eine Indianerin, einem von den Officiren des Commodore Biron ihr Kind anbot, welches ſie an der Bruſt hatte, wobei der Herausgeber hinzuſezt, „Es zeige eine äußerſt verderbte Natur an, die dieſe Leute ohne Zuneigung zu ihren Kindern ſeyn ließ." Mögte man aber nicht, zur Entſchuldigung der Indianerin fragen, Warum ſäugen ſo viele, verfeinert und

reich ſeyn wollende Europäerinnen ihre Kinder nicht? Warum bringen andere die ihrigen um? Warum treiben andere ihre Frucht vor der Geburt ab? Und welches iſt wol ärger: was die Indianerin ſoll gethan haben, oder was dieſe thun? Wo erſcheint die Natur, die immer gut iſt, am verderbteſten? Gewis fiel es dem guten Hawkesworth, wie er jenen Tadel über das nicht wohl zu entſchuldigende Verhalten der Indianerin ausſchüttete, nicht ein, daß die Engländer, am Ende des neunten, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts, mit ihren Kindern und Angehörigen Handel trieben, und ſie an Ausländer verkauften.

Anmerk. 26. zu S. 109.

Die einfache Sprache, welche uns die Natur lehret, und nur in einigen Lauten und Zeichen beſtehet, iſt zwar keine Tochter des Nachahmungstriebes; aber die künſtliche des Geſellſchaftsmenſchen, iſt es gewis. Woher käme ſonſt die Verſchiedenheit der Sprache, wenn es nicht von der Verſchiedenheit der nachgeahmten Töne herrührte? Daher muß das Kind dazu erzogen werden, und es wird ſchon gegen das Ende ſeines erſten Jahres, wenn es ein wenig

zur Nachahmung der Töne, die ihm die Mutter oder die Amme angiebt, iſt angeleitet worden, den Laut einiger Buchſtaben und Sylben, die nicht gar ſchwer auszuſprechen ſind, von ſich geben können. Da, mit der Zeit, die Zahl der Buchſtaben bei den Völkern angewachſen und der Laut einiger derſelben, ganz und gar künſtlich iſt, ſo wird ein frühes Erlernen und eine frühe Uebung erfordert, um ſie auszuſprechen. Es hält ſchwer, die Sprachorgane, zu gewiſſen Buchſtaben und Tönen zu gewöhnen, wenn dergleichen nicht in der Kindheit geſchiehet, zum Beiſpiel das engliſche th. Die Einwohner der freundſchaftlichen Inſeln im Südmeere haben kein k und kein c in ihrer Sprache. Sie konten daher nicht Cooke ſagen, ſondern hieſſen ihn immer Tute. Bei den kleinen Kindern gehet es eben ſo. Ich habe vielfältig bemerkt, daß es ihnen lange nicht möglich war, das k auszuſprechen, ſondern daß ſie, ungeachtet aller Mühe die man ſich gab ihnen die Ausſprache deſſelben beizubringen, ſie dennoch immer, anſtat Kam oder Katze, Tam und Tatze ſagten.

Anmerk. 27. zu S. 109.

Dieſer Nachahmungstrieb, ſo unbedeutend er auch ſcheinen mögte, wird gleichwol die

Quelle aller Verfeinerungen, und zugleich auch des Elendes derer Menſchen, die ſich, wie ſie ſagen, im Stande einer höhern Cultur befinden. Es iſt keine Poſſe, welche der eine begehet, oder ein thörigter Einfall den der andere hat, der nicht Bewunderer und Nachäffer finden ſollte. Die abgeſchmakteſten Ideen, die ein Zufall, im Augenblicke, erzeugte, ſo wie die unſinnigſten Handlungen, gehen oft in Sitten und Gebräuche über, ſie mögen auch noch ſo albern und lächerlich, ja ſelbſt beſchwerlich und läſtig ſeyn. Die Nachäfferei hat Völkerſchaften dahin gebracht, ſich einen Finger abzuſchneiden, ſich einen geſunden Zahn auszureiſſen, die Zähne ſpitzig zu feilen, den Kindern die Naſe plat, den Kopf viereckigt, flach-oder auch ſpitzig zu drücken, die Füße um ſie äußerſt klein zu erhalten, in der Kindheit zuſammen zu preſſen, oder den Leib, den Weibern, zuſammen zu ſchnüren, um ihm die dünne Geſtalt, eines umgekehrten, abgeſtuzten Kegels zu geben; ſich Fiſchgräten durch die Naſe und Lippen zu ſtechen, ſich Ringe oder Gewichte in die Ohren zu henken, um die Lappen derſelben, ſo tief als möglich, herabhängend zu machen, ſich einen Hoden abzuſchneiden, ſich die Vorhaut abzunemen, oder die Lefzen der weiblichen Schaam, ſo tief hinunter zu ziehen, daß ſie von Unwiſſenden, für eine Schürze der

Schaamhaftigkeit, welche ihnen die Natur gegeben, iſt angeſehen worden. Albernheit eines Einzigen, oder einiger Wenige, gab zuerſt das Beiſpiel zu dergleichen Thorheiten, und der ausgeartete Nachahmungstrieb der Uebrigen ließ ſie hernach in Gewohnheiten und Sitten, wenigſtens auf eine Zeitlang, übergehen.

Anmerk. 28. zu S. 114.

Europäer, die ſich lange unter den Wilden aufgehalten haben, beſtätigen das was ich hier geſagt habe. Ein Engländer der mehrere Jahre, in dem Inneren von Nordamerika verlebt hatte, ein geſchikter Mann von dem beſten Charakter, der nach ſeiner Rükkunft von daher, eine Erziehungsanſtalt, zu Hammerſmith, ohnweit London angelegt hatte, die in vorzügliche Aufname kam, erzehlte mir, daß er unter den Wilden, mit einem Freunde einſt auf die Jagd gegangen ſey, und wie ſie, im Gebüſche, an einem Strome, ein Gereuſch wahrgenommen, wären ſie in dasſelbe eingedrungen, weil ſie irgend ein wildes Thier darin anzutreffen vermuteten. Wie ſie, durch den Dickigt, an den Fluß gelangten, fanden ſie Statt des Wildes, einen kleinen, wilden, nakten Jungen, von etwa ſieben bis acht Jah-

ren, der eben einen Fiſch, von anſehnlicher Größe, gefangen hatte. Beſtürzt ſtand der arme Knabe, bei dem Anblicke der Fremden, und ſchien unentſchloſſen zu ſeyn, ob er bleiben oder ſich in dem Fluß ſtürzen ſolle, um durch Schwimmen zu entkommen. Wie ſie ihn aber, durch Zeichen und eine freundliche Mine, beruhigten, blieb er und bot ihnen den Fiſch an, den ſie ihm aber, mit Liebkoſungen zurükgaben. Kaum konte er ihn tragen, eilte aber doch mit Frohſinn davon. Sie ſuchten weit umher, um eine Hütte der Wilden zu finden, zu der das Kind gehören mögte; allein, ſie trafen keine an.

Anmerk. 29. zu S. 119.

Bei den Thieren iſt es der Sinn des Geruchs, der den männlichen unter ihnen, ſolches Bedürfniß des weiblichen verräth. Bei dem Naturmenſchen iſt dieſer Sinn ebenfals ſehr ſtark, und wird ihnen eben dazu dienen; aber bei dem gezähmten, iſt er, obgleich nicht erloren, dennoch ſehr abgeſtumpft. Wie Bongainville auf ſeiner Reiſe um die Welt; (am a. O. S. 220 ff.) auf der Inſel Taiti ankam, und die Einwohner unter dem franzöſiſchen Schiffsvolke herumgingen, rief einer, mit einem Male,

in

in ſeiner Sprache aus: ein Weib! ein Weib! und es war wirklich eine Weibsperſon, die als Bedienter des Botanikers Commerſon, die Reiſe, verkleidet, bis dahin mitgemacht hatte, ohne daß ihr Geſchlecht von jemanden auf dem Schiffe, während ſechs Monaten, wäre entdekt worden. Man bringe auch einmal einen groſſen, männlichen Affen unter mehrere Weiber, ſo wird er ſich nur an die machen und ſie necken, deren Geruch Neigung zur Beiwohnung verräth.

Anmerk. 30. zu S. 129.

Der Streit über die Frage, Ob es angeborne Jdeen gebe? iſt wol einer der leereſten die geführet werden können. Dergleichen iſt, in ſich ſelbſt, unmöglich, und kein Sterblicher iſt ſich einer angebornen Jdee bewußt, die er mit auf die Welt gebracht hätte. Die noch ungebrauchten Werkzeuge Jdeen zu erhalten, — ich meine die Sinne — werden uns angeboren, aber nicht die Jdeen ſelbſt. Jn einem Spiegel, und in einem Fernglaſe, können Bilder und Darſtellungen von äuſſern Gegenſtänden geſehen werden; aber ſie ſind weder vom Anfange darin, noch werden ſie von denſelben gemacht. Es iſt nur ein einziger moraliſcher Begrif, von dem

man, wiewol ſehr uneigentlich, ſagen mögte, er werde dem Menſchen angeboren, und dieſer wäre der: „Was du nicht wilſt das dir ein Anderer thue, das thue du ihm auch nicht.” und umgekehrt. Aber auch dieſer wird erſt nach der Geburt, durch Gefühl und Erfahrung ſehr dunkel erwekt.

Anmerk. 31. zu S. 129.

Wenn es wahr wäre, was Locke in ſeinem Essay on human understanding, Vol. II. p. 223, ſagt: „Matter cannot produce in ith elf as much as motion” ſo müſten Hitze und Wärme keine Materie ſeyn! Iſt aber nicht die Gährung, die durch ſie, in hundert Fällen hervorgebracht wird, eine Bewegung? und kan man alſo wol leugnen, daß Materie, durch Miſchung, vermittelſt der Hitze, ſich ſelbſt in Bewegung ſetze? Wer geſunde Sinne beſizt, hat der nicht, durch ſie, Empfindungen und Vorſtellungen? Und ſind nicht die Werkzeuge, durch welche ſie hervorgebracht werden materiel? Verläſſet die gehörige Lebenswärme dieſe Werkzeuge, macht eine Todeskälte ſie erſtarren, ſo höret ihre Wirkſamkeit auf, und Empfindungen, ſo wie Vorſtellungen, haben ein Ende. Ich weiß wol daß einige, ſelbſt in neuern Zeiten, Hitze und

Wärme für immateriel ausgeben wollen, und ſagen ſie könne allein durch Bewegung und Reiben hervorgebracht werden; aber, an die Frage: kan irgend eine Bewegung und Aneinanderreiben der Materie, durch etwas Immaterielles bewirket werden? denken ſie nicht. Iſt es nicht der offenbareſte Zirkel in dem angeführten Falle zu ſagen: die Wärme bringe die Bewegung hervor, welche die Gährung verurſacht, und umgekehrt, die Bewegung erzeuge die Wärme? Wäre es nicht der geſunden Vernunft unendlich Mal mehr gemäs, einzugeſtehen, daß man nicht wiſſe, wie Materie die Wärme, wie ſie wirklich thut, hervorbringe, als daß man etwas Immaterielles, davon kein Sterblicher ſich den geringſten Begrif machen kan, zur Urſache derſelben mache, und die Wärme ſelbſt für immateriel ausgebe, wobei ſich nichts denken läßt.

Anmerkungen zu der zwoten Abtheilung.

Anmerk. 32. zu S. 136.

Daß die Welt viel älter ſey, als die gewöhnliche Zeitrechnung angiebt, erhellet aus vielen Gründen, welche der Augenſchein und ein wenig Nachdenken an die Hand geben. Unter andern beweiſen die verſchiedenen Schichten der Lava von feuerſpeienden Bergen dergleichen. Man darf nur nachleſen was in Brydone's tour through Sicily and Malta, Vol. I. p. 141, London 1774, in Beziehung auf den Aetna, geſagt wird. Auf der Inſel Zeilan, befinden ſich große, ſtarke, aus Felſen gehauene Pfeiler, die ehemals zu großen Gebäuden und Tempeln mögen gedienet haben, und die mit Figuren und Schriftzügen gezieret ſind. Man trift dabei einen großen Teich oder Waſſerbehältniß an, welches mit ſteinernen Würfeln, mehrere Ellen hoch und breit, von unten auf, bis zum obern Rande ausgeſezt iſt. Sie ſind ſo meiſterhaft, genau und paſſend zuſammen gefüget, als ob ein Tiſchler ſie mit dem Hobel bearbeitet hätte. S. Wolfs Reiſen nach Zeilan, Th. 2. S. 39 ff. Faſt mögte es das

Anſehen haben, als ob ein ſolches Werk von einem Rieſengeſchlechte ſey verfertiget worden, weil dergleichen für gewöhnliche Menſchen zu ungeheuer zu ſeyn ſcheint. Die Zeilaner die dieſe Ueberbleibſel des Alterthums, mit Erſtaunen anſehen, meinen in ihrer Einfalt, die reich an Fabeln und Erdichtungen iſt, daß ihre Inſel, in alten Zeiten von Teuffeln ſey bewohnet worden. Die Abbildungen und Inſchriften, auf vielen dieſer Steinmaſſen, iſt bisher noch niemand zu deuten oder zu leſen im Stande geweſen. Und da nicht die mindeſte und entfernteſte Tradition, Licht über das ehemalige Volk und die Zeiten verbreitet, denen dieſe Trümmer des hohen Alterthums, ihr erſtes Daſeyn ſchuldig ſind — wie weit müſte man denn nicht in die graue Vorwelt zurükgehen, um das Menſchengeſchlecht auszufinden, deſſen ungeheure Stärke und deſſen Kunſt dieſe Steinmaſſen bearbeitete, und ihnen Figuren und Inſchriften gab? Die heutigen Zeilaner, ſind Menſchen, die ſich weder durch Stärke des Leibes, noch durch Geiſteskräfte auszeichnen; ihre Vorfahren des Alterthums, nach ihren übriggebliebenen Werken zu urtheilen, beſaßen beides. Vermutlich gehörten ſie zu den Maleyen, die, vor undenklichen Zeiten, das aufgeklärteſte Volk der grauen Vorwelt geweſen ſeyn ſollen. Gleichwol müſſen ſich auch

vor dieſen, wenn ſie gleich die erſten civiliſirten Bewohner der Inſel geweſen wären, dennoch erſt einige Geſchlechte Wilde vorhergegangen ſeyn, denn die Natur bringt keine cultivirte Menſchen umittelbar hervor. Wenn aber jene, vor Jahrtauſenden, eine, wie es ſcheint, ſchon ſehr weit getriebene Cultur hatten, von der die gegenwärtigen Zeilaner ſo tief herabgeſunken ſind; ſollte es denn nicht möglich ſeyn, daß auch in andern Ländern, eine jezt ſehr hoch geſtiegene Cultur, ehe ein Jahrtauſend verfließt, wieder verloren ginge, und ſie, wer weiß zum wievielten Male, von Menſchen, die wieder zu Wilden geworden, bewohnet würden? Viele europäiſche Länder, haben, ehe die Geſchichte ihrer erwähnet, ſolche Veränderungen in der Vorwelt, gewis mehrmals erfahren. Man mögte wol, unter andern, fragen: Wie mag es wol in Albion, oder Britannien ausgeſehen, und was für ein Menſchengeſchlecht, mag die Inſel damals wol bewohnet haben, wie man Stonehenge und die koloſſaliſchen Hügel auf Marlborough-downs errichtete, davon ich, in einer Reiſe durch einige weſtliche und ſüdliche Provinzen Englands, Hamburg 1793, im dritten und zehnten Briefe des erſten Bandes, umſtändliche Nachricht gegeben habe? In mechaniſchen Künſten, waren die damaligen Bewohner, ihren

Nachkommen, mit Ausname der neuern Zeiten, gewis ſehr überlegen.

Anmerk. 33. zu S. 161.

In Wahnſinn kan er nicht gerathen, weil derſelbe bei einem Menſchen daraus herrühret, daß durch einen heftigen Eindruk auf Nerven und Gehirn, ein einziger Gedanke und eine einzige Idee die Oberhand erhalten hat, und durch ihr Einmiſchen, die übrigen Ideen verwirret. Der Naturmenſch hat nur äuſſerſt wenige Vorſtellungen, die immer nur in dem gegenwärtigen Augenblicke erzeugt und ſogleich wieder vergeſſen werden. Es mag ſeyn, daß er aus eben ſolchen Urſachen, wie Hunde und andere Thiere, toll und raſend werde; allein, Schwermuth wird ihn gewis nicht wahnſinnig, und ein einziger, beſtändig gegenwärtiger Gedanke, wird ihm nicht närriſch machen. Die Gefahr der Tollheit wird auch bei ihm nicht gros ſeyn, weil dergleichen die gezähmten Thiere weit eher befället als die wilden, zu welchen der Naturmenſch gehöret. Der höher getriebene Geſellſchaftszuſtand, hat jene traurigen Vorzüge, weil die Verbindungen und Vorfälle in demſelben, die Nerven ſo reitzen und das Gehirn ſo verrücken können, daß Wahn-

ſinn und Tollheit daraus entſtehen. Die Wilden haben keine Tollhäuſer, keine zahlreich bewohnte Narrenhoſpitäler. Groſe Städte unter cultivirten Völkern, haben dergleichen, und die Nation, welche ſich den meiſten Verſtand anmaſſet, und ſich ſtolz deswegen über andere Völker hinwegſezt, hat außer Privattollhäuſern, noch einen groſſen Palaſt der Bedlam heiſſet, und von Verrükten bewohnet wird, ſo wie ein prächtiges Tollhauß, St. Lucas, für unheilbare Raſende. Die Auftritte, die Scenen, die man da ſehen kan, erwecken der Menſchheit ein Schaudern, und weiſen den ſtolzen Sterblichen, mit ſeinem gerühmten Verſtande, zur tiefſten Demuth an.

Anmerk. 34. zu S. 162.

Gobien den man für einen glaubwürdigen Reiſebeſchreiber hält, ſagt von den Bewohnern der Marianiſchen Inſeln: „ſie ſind viel ſtärker und von einem veſteren Leibesbaue, als die Europäer. Sie ſind lang, und in ihrem Gliederbaue zeigt ſich das beſte Verhältniß. Obgleich ihre Nahrung blos in Wurzeln, Früchten und Fiſchen beſtehet, ſo ſind ſie doch ſo fett, als ob ſie gemäſtet wären. Nichts deſtoweniger ſind ſie geſchmeidig und ſehr behende. Sie leben lange,

und es iſt gar nichts beſonderes, unter ihnen Leute von hundert Jahren zu ſehen, die niemals krank geweſen." Das Feuer, und alſo auch die dabei zugerichteten Speiſen, waren dieſen Leuten, vor Ankunft der Europäer völlig unbekant, und ſie ſchienen ganz erſtaunt zu ſeyn, wie ſie dergleichen, zum erſten Male, ſahen, als Magellan auf dieſen Inſeln landete. S. L'histoire des isles Marianes par le pere Gobien, Paris 1700. 8vo. S. Buffon, hist nat. Tom. V. p. 43.

Anmerk. 35. zu S. 163.

Unter allen Thieren der Erde, iſt wol keines das ſich mit ſo mancherlei Dingen, aus dem Gewächs- und Thierreiche, nähret als der Menſch; ja, ſelbſt das Mineralreich, verſchaft ihm, in ſeinem Geſellſchaftszuſtande, Arzneimittel, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, dergleichen der Naturmenſch und der Wilde freilich nicht bedarf. Das Verzeichnis der verſchiedenen Nahrungsmittel, unter mancherlei Völkerſchaften des Erdbodens, dergleichen man in Martins Ueberſetzung, Büffons, Th. 6. S. 297 ff. und in Meiners Grundriß der Geſchichte der Menſchheit, S. 91. weiter nachleſen kan, iſt ſehr lang. Nicht allein Holz, Wurzeln,

Erdſchwämme und Moos kommen darin, unter den Gewächſen, vor, ſondern es iſt faſt kein Thier, an dem ſich der Menſch nicht vergriffen haben ſollte. Mäuſe, Ratzen, Spinnen, Läuſe, Ameiſen, Schlangen, Eidexen, ja faſt alle Arten von Ungezieffer gehören auch dahin. Der Magen mancher getödteten Thiere, wird von einigen wilden Völkerſchaften durchſucht, und der Inhalt deſſelben mit Begierde verzehret. Der Grönländer vermiſcht das was er in dem Magen eines Rennthiers antrift, mit Thran und Bärenfette, und genießt es als einen Leckerbiſſen, mit eben ſolchem Vergnügen, als reichere Europäer Vogelmiſt oder Schnepfendrek, der bei dem Braten des Vogels, auf geröſtet Brod hat träuffeln müſſen. Es iſt aber nicht allein die Mannigfaltigkeit ſolcher uns eckelhaft vorkommenden Nahrungsmittel, die uns auffället, ſondern auch die Beſchaffenheit und der Zuſtand darin ſie genoſſen werden. Manche derſelben ſind ganz roh, und andere, als Fiſche, Fleiſch, Gewächſe, werden, ohne einigen Widerwillen, von manchen wilden Völkerſchaften verzehret, wenn ſie ſchon in Fäulniß ſo weit übergegangen ſind, daß unter den civiliſirten Menſchen, Viele, auch wenn ſie der Hunger aufs äuſſerſte nagte, doch lange Bedenken trägen würden, ehe ſie ſich daran vergriffen. Unreinlichkeit und Schmutz,

ſind auch bei vielen, ſich ſogar für civiliſirt haltenden Völkern, keineswegs Hinderniſſe, ihre Nahrungsmittel, mit Begierde und groſſer Zufriedenheit zu verzehren. Alles komt hier auf die Gewohnheit an. Die Reinlichkeit, die der ſogenante verfeinerte Menſch ſo hoch preiſet, und ſich deswegen über andere ſeines Gleichen hinwegſezt, iſt Folge der Erziehung, und oft nur dem Anſcheine nach da. Wenn der Wilde ein Reh erlegt hat, und Schnitte davon auf einen Stok geſtekt, über dem Feuer nothdürftig brätet, um ſie zu verzehren, ſo mögte man fragen, ob ſein Gericht nicht reinlicher zugerichtet ſey, als unſere geſpikten Braten, und aus ſo vielen heterogenen Dingen zuſammengeſezten Ragouts und koſtbare Paſteten? daß jenes geſünder ſey, daran iſt nicht zu zweiffeln. Wenn von manchen Wilden die Nachgeburten der Weiber verzehret werden, ſo mögte man fragen, Ob ein Gericht der Engländer, welches ſie Lamb's-fry nennen, und aus den Hoden jünger Lämmer beſtehet, weniger eckelhaft ſey? . Wenn der Europäer rohe Fiſche, als geſalzene Heringe, rohe Auſtern, Sardellen, geräucherten Lachs, u. ſ. w. mit Vergnügen iſſet, ſo kan er dem Wilden auch wol keine Vorwürfe machen, wenn er ſeine Fiſche, ungekocht, oder blos in der Luft getroknet zu ſich nimt. Wildpret das ſo lange

aufbehalten wird, bis es anfängt in Fäulniß überzugehen, um, wie es heißt, einen vornemen Geſchmak zu bekommen, grenzt an das halbverfaulte Fleiſch, welches der Wilde nicht verachtet. Die welche, entfernt von den Seeküſten wohnen, und ſich gleichwol, mit vielen Koſten, Auſtern und Seefiſche kommen laſſen, die, bei ihrer Ankunft, ſchon den Geruch der Fäulniß haben, aber dennoch von ihnen, als Leckereien, theuer bezahlet und begierig verzehret werden, bezeugen nichts deſtoweniger ihren Abſcheu gegen den Geſchmak der Peſcherais, und wollen es kaum glauben, was uns D. Forſter von dieſen Menſchen, in ſeinen Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, S. 267, ſagt, daß ſie ihr halbverfaultes Robbenfleiſch, gegen ein wohlſchmeckendes europäiſches Gericht, nicht vertauſchen würden. Kurz es iſt ein wahres Sprüchwort: daß über den Geſchmak nicht zu ſtreiten ſey. Alles hängt dabei von Gewohnheit und Erziehung ab. Der Begriff der Reinlichkeit ſelbſt hat ſeine Beziehung darauf. Die engliſche Nation, unter der ich ſechs und zwanzig Jahre verlebt habe, iſt, in unſern Tagen, wol die welche die Reinlichkeit in ihrer Kleidung, und in ihrem häuslichen Leben, am weiteſten, unter allen übrigen, getrieben hat. Allein dieſe Reinlichkeit iſt nicht über zweihundert Jahre alt.

Der Schmutz der ehemals in ihren Hausgeräthe und in ihrer Lebensart herſchte, war ſo arg, als er nur immer unter einer, heut zu Tage am wenigſten cultivirten Nation, ſeyn kan. Und wer noch jezt in den engliſchen Küchen, die Hände der Köche, Köchinnen und Küchenmägde ſiehet, kan ſich, wenn er Beobachtungen und Vergleichungen anzuſtellen gewohnt iſt, ſchwerlich des Lächelns enthalten, wenn er ſiehet, daß die ſauber angezogene Geſellſchaft, welche im geſchmükten Speiſezimmer, auf einer, mit koſtbaren Tafeltüchern ſchön gedekten, mit Silbergeſchirr reichlich verſehenen Tafel, ſich die, in der Küche, von ſolchen Händen zugerichteten Speiſen wohlſchmecken läßt, und bei ihrer eingebildeten Reinlichkeit, und in ihrem gepuzten Anzuge, nicht den entfernteſten Gedanken, an die Unreinlichkeit der Küche, an die Art der Zubereitung des Brods, der Butter u. ſ. w. zu unterhalten ſcheint, um ihren, durch Mode und Erziehung, erzeugten Eckel dadurch rege zu machen. In den Küchen anderer Völker, die ſich zu den wohlgeſitteten rechnen, ſiehet es oft viel ärger aus als in den engliſchen. — Wie ſehr hängt doch alles von Vorurtheilen ab! Unter den ſogenanten Wilden, auf der Inſel Wyhie, herſchet, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Engländer, eine ſo auſſerordentliche Reinlichkeit, in der Zu-

richtung ihrer Speiſen, als man wol bei andern Völkern ſchwerlich antreffen wird. King, der nach Cook's Tode, die dritte Reiſe deſſelben um die Welt vollendete und ſie im Druk herausgegeben hat, ſagt von ihnen: „Sie ſind auſſerordentlich reinlich bei ihren Mahlzeiten. Es ward von uns allgemein eingeſtanden, daß ihre Art, ſowol Fleiſch als auch Gewächſe und Gemüſe zuzurichten, der unſrigen ſehr überlegen und vorzuziehen ſey.“ S. Abridgment of Capt. Cook's voyage, performed in the years 1776 — 1780. By Capt. King, London 1784. 8vo. p. 355.

Mit den Getränken der Menſchen hat es eine ähnliche Bewandnis. Der Eckel ſcheint in voller Kraft, bei dem civiliſirten Menſchen auszubrechen, wenn man zu ihm von der Zubereitung der Lieblingsgetränke der Wilden, beſonders ihrer Chika und ihrer Maby redet. Allein, wie viele Unreinlichkeit, wie vieles Eckelerwekkende, gehet nicht bei der Zubereitung unſers Bieres und noch mehr unſeres Weines vor, und gleichwol wird beides mit Begierde getrunken. Man antwortet wol: die Gährung wirft alle Unreinigkeit aus; thut ſie es aber bei der Chika und Maby nicht ebenfalls? Man denke nicht, daß ich ſelbſt kein Freund der Reinlichkeit ſeyn müſſe, weil ich die vorhergehenden Bemerkungen gemacht habe. Nein! ich bin es viel-

leicht ſo ſehr als es irgend einer ſeyn kan. Mir erwekt der Anblik deſſen, was man, nach unſern angenommenen Meinungen, unſauber und unreinlich nennet, anfänglich mehr Eckel, als ein nachfolgendes, vernünftiges Nachdenken, rechtfertigen will. Der Widerwille aber, den ich über etwas Eckelhaftes empfinde, und den ich zu überwinden ſuche, iſt mehrentheils eine Furcht der Erziehung die ich erhalten, und des geſellſchaftlichen Umgangs darin ich gelebt habe.

Anmerk. 36. zu S. 165.

Alexander Selkirk, ein Schottländer, der dem Daniel de Foe die Veranlaſſung gab, ſeinen ſehr bekanten und ſoviel geleſenen Roman Robinſon Cruſoe zu ſchreiben, hatte, während ſeines fünftehalbjährigen Auffenthaltes, auf der Inſel Juan Fernandes, in der Südſee, wo er beinahe zu einem Naturmenſchen wieder geworden war, eine ſo auſſerordentliche Fertigkeit im Lauffen erlangt, daß er die wilden Ziegen auf der Inſel, über Berge und Felſen, verfolgen, ſie leicht einholen und haſchen konte. Wie er keine Schuhe und Strümpfe mehr hatte, lief er barbuß. Seine Füße und die Haut derſelben wurden dadurch ſo abgehärtet, daß ſie kaum be-

ſchädiget werden konten. Im Jahre 1709 entkam er von dieſer Inſel durch ein engliſches Schiff, welches bei derſelben landete. Man gab ihm, wie er an Bord kam, Schuhe, aber er konte ſich anfänglich nicht wieder dazu gewöhnen. Das Gehen ward ihm darin ſehr beſchwerlich und das Lauffen faſt unmöglich; ſeine Füße fingen an zu ſchwellen wenn er Schuhe trug. S. Woodes Roger's Voyage round the world, in Barrow's Collection of Voyages, Vol. II. p. 95. London 1765. 8vo. Siehet man hieraus nicht, wie viel der Menſch an ſeinen Naturfähigkeiten verlieret, an Geſchwindigkeit, an Behagligkeit, ja ſelbſt an ſeiner Geſundheit; unter andern auch dadurch, daß er ſich bekleidet, und oft noch dazu auf eine Art, die der geſunden Vernunft völlig zuwider iſt. Selkirk war glüklich ſo lange er auf dieſer unbewohnten Inſel lebte. Wie er aber in ſein Vaterland, wieder zurükkam, fand er ſich in Dürftigkeit und Elende. Er hofte durch eine Geſchichte ſeines Auffenthaltes auf Juan Fernandes ſich etwas zu ſeinem Unterhalte zu verſchaffen, und gab ſeine Papiere, die er aus dem Gedächtniſſe aufgeſezt hatte, dem de Foe, um ſie für ihn zum Drucke zu bearbeiten. Dieſer aber benuzte ſie ſo, daß er den vorgedachten Roman daraus verfertigte, und hernach die Papiere dem armen

Selkirk

Selkirk als unbrauchbar zurükgab. Den anſehnlichen Gewinſt den der Roman hervorbrachte, theilten de Foe und der Buchhändler untereinander. Der dürftige Selkirk erhielt wenig oder gar nichts, und ſoll ſich öfters unter die wilden Ziegen und Katzen, die auf der unbewohnten Inſel ſeine Geſellſchafter geweſen waren, wieder zurükgewünſchet haben.

Anmerk. 37. zu S. 165.

Perouſe, Vancouvre und mehrere andere Reiſebeſchreiber erzehlen uns, daß die Kinder auf den Inſeln des Südmeeres, beinahe von Geburt an ſchwimmen können; daß nicht allein Erwachſene, ſondern auch Knaben und Mädchen, ſich vor den ſtärkſten Brandungen der See, nicht fürchten, ſondern ſich in denſelben eben ſo ſicher, als in den Flüſſen halten; daß wenn ſich ihre Kähne, bei hoher See, mit Waſſer füllen, Weiber und Kinder die ſich darin befinden, ins Meer ſpringen, und ſo lange ums Boot herumſchwimmen, bis die Männer das Fahrzeug, auf ihren Schultern, in die Höhe gehoben, und durchs Umkehren deſſelben, das Waſſer ausgeſchüttet haben, da ſie dann wieder in daſſelbe hineinſteigen. Labat, am a. O.

Tom. IV. p. 250, berichtet etwas Aehnliches von den Bewohnern der Weſtindiſcheninſeln.

Anmerk. 38. zu S. 169.

Eben ſo erzehlet Leri in ſeiner Braſiliſchen Reiſe, (Historia navigationis in Braſiliam, p. 305.) daß er vor einer unbewohnten Inſel, nicht weit von der braſiliſchen Küſte vorbei gekommen ſey, auf der ſich eine erſtaunende Menge Vögel befand, deren viele ſich auf die Segelſtangen und das Tauwerk des Schiffes ſezten, ſich mit Händen betaſten und greiffen lieſſen. Etwas Aehnliches wird in der zweiten Reiſe des Columbus, zur Entdeckung von Amerika, erzehlet, daß er bei einer Inſel, die er Alto Velo benante, gelandet ſey, wo ſeine Seeleute eine große Menge Tauben, und andere Vögel tödteten, die, weil ſie die Grauſamkeit der Menſchen noch nicht kanten, ſtill ſitzen blieben und ſich mit Stöcken todſchlagen lieſſen. S. Barrow's Collection etc. Vol. I. p. 51.

Anmerk. 39. zu S. 175.

Ich will das Vornemſte ſeines feierlichen Ausrufs und ſeiner Klage hieher ſetzen. Man

wird aber ſeine Gedanken beſſer verſtehen, wenn man bei dem Worte amour, immer den Fortpflanzungstrieb im Sinne hat, weil er ſich ſonſt ſelbſt widerſprechen und den Thieren eine moraliſche Liebe zugeſtehen würde, die er, ſelbſt bei dem Menſchen, für unnatürlich erkläret. „Liebe! du angebornes Verlangen! du Seele der Natur! du unerſchöpfliche Quelle des Daſeyns! du unbeſchränkte Macht, die Alles vermag und der nichts widerſtehen kan; durch welche Alles thätig iſt, durch welche Alles athmet, und Alles ſich erneuert! du göttliche Flamme! du Keim der beſtändigen Fortdauer, welchen der Ewige, in Allem, mit dem Hauche des Lebens, verbreitet hat! du köſtliches Gefühl, welches die wildeſten und kälteſten Herzen allein erweichen kan, wenn es ſie mit einer ſanften Wärme durchdringt! du erſte Urſach alles Guten, aller Geſellſchaft; die du ohne Zwang, und durch deine anziehenden Kräfte allein, die wilden und zerſtreuten Nationen vereinigeſt! du einzige und fruchtbare Quelle alles Vergnügens und aller Wolluſt! Liebe! warum ſchuffeſt du das Glük aller Weſen und das Unglük der Menſchen? — Darum, weil nur das phyſiſche dieſer Leidenſchaft gut iſt; darum, weil das ſittliche derſelben, was auch Leute von Vorurtheilen, davon ſagen mögen, nichts werth iſt. Und was wär

denn das Sittliche der Liebe? Eitelkeit! Eitelkeit in dem Vergnügen einer gemachten Eroberung, die aus einem Irthume entſtehet, nach welchem man zuviel davon macht; Eitelkeit in dem Verlangen, den ausſchließenden Beſiz davon zu haben; ein unglüklicher Zuſtand der beſtändig von Eifferſucht begleitet wird, einer niedrigen Leidenſchaft, ſo niedrig, daß man ſie gern verbergen mögte. Eitelkeit in der Art des Genuſſes, welche verurſacht, daß man ſeine Gebärden, ſeine Bewegungen und Anſtrengungen vermehret, ohne das Vergnügen dadurch zu vergrößern. ; ; ; Die Thiere ſind allem dieſem Elende nicht unterworfen; ſie ſuchen kein Vergnügen wo dergleichen nicht zu finden iſt. Blos von ihrer Empfindung geleitet, betrügen ſie ſich nie in ihrer Wahl. Ihre Begierden ſtehen allemal im Verhältniſſe mit ihrem Vermögen zu genießen, und ſie genießen nur grade ſoviel als ſie empfinden. Der Menſch hingegen, indem er Vergnügen empfinden will, thut nichts weiter als die Natur verderben, und da er ſich zur Empfindung zwingen will, thut er nichts anders, als ſich ſelbſt misbrauchen, und in ſeinem Herzen eine Leere zu graben, die, in der Folge, nichts auszufüllen vermögend iſt. — Alles daher was die Liebe Gutes an ſich hat, gehöret den Thieren eben ſowol zu als uns." ꝛc.

Anmerk. 40. zu S. 177.

Was Leri in ſeiner vorhin ſchon angeführten, im Jahre 1584 nach Braſilien gemachten Reiſe, hierüber ſagt, beſtätiget das was ich hier behauptet habe: „Ehe ich, ſchreibt er S. 96., dieſes Capittel beſchließe, muß ich denen noch etwas ſagen, die in den Gedanken ſtehen, und ſie wol ſchriftlich bekant gemacht haben, als ob der Umgang mit nakten Wilden, (barbaris) beſonders mit den Weibern, zur Wolluſt und zur Geilheit reitze. Ich behaupte dagegen, daß, wenn gleich die halb verſtekte Naktheit, nicht mit Unrecht, für eine die Begierden rege machende Nahrung der Ueppigkeit anzuſehen iſt, es dennoch gewis ſey, daß durch eine unverſtekte, wilde Naktheit, die Männer weit weniger zur Wolluſt gereitzet werden. Ich getraue mir daher zu verſichern, daß der Putz der Weiber, die Schminke, die gekräuſelten, hinzugeſezten falſchen Haare, die weiten, mit ſo vieler verſchlagenen Kunſt, in Falten gelegten, prächtigen Kleidungsſtücke, die Bruſtlatze und halbe Blöße entdeckenden Halstücher, nebſt andern die Naktheit halb verbergenden Bedeckungen, wodurch ſich unſere Weiber eine reitzende Form anlügen wollen, mehr zur Ueppigkeit anlocken, und Schaden anrichten, als die Naktheit der Wilden Weiber, die gleichwol an ſchöner Form, von den

unſrigen nicht übertroffen werden. Ich berufe mich, in dieſem Stük, auf meine europäiſchen Begleiter, die mit mir die Reiſe nach Braſilien gemacht, und ſowol europäiſche als braſiliſche Weiber geſehen haben." — Leri's Reiſe, davon die erſte franzöſiſche Ausgabe, zuerſt 1580, und die lateiniſche, deren ich mich bediene, von Vignon gedrukt, 1587, erſchien, hat, in meinen Augen, nicht geringen Werth, und verdient deſto mehr Aufmerkſamkeit, weil der Mann ſchon im Jahre 1557 in Braſilien war, und alſo etwa ſechzig Jahre nach der Entdeckung des ſüdlichen Amerika, wie die braſiliſchen Wilden, noch mehr originel waren als ſie es jezo ſind. Leri ward, in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre, als proteſtantiſcher Miſſionar, in Begleitung von einigen andern Geiſtlichen, nach Braſilien geſchikt; was er alſo hier von den geringen Eindrücken ſagt, welche die Naktheit der braſiliſchen Weiber, auf ihn und ſeine Reiſegeſellſchaft machte, iſt nicht einem abgeſtumpften hohen Alter zuzuſchreiben.

Anmerk. 41. zu S. 178.

Fabry, der ſehr weit in die nordöſtlichen Gegenden, am Miſſiſſippi Fluße eingedrungen war, erzehlte Büffon daß er oft hundert bis zweihun-

dert franzöſiſche Meilen gereiſet ſey, ohne eines Menſchen anſichtig zu werden. Fand er ja hin und wieder eine Wohnung, darin eine Familie lebte, die aus zwei bis drei, ſelten aus zwanzig Perſonen beſtand, ſo war ſie von einer andern, wol hundert Meilen entfernt, ſo daß Büffon der Meinung iſt, daß in einer einzigen Stadt wie Paris, mehr Einwohner anzutreffen wären, als Wilde in dem nördlichen Amerika, zwiſchen dem Süd- und Nordmeere, von dem Meerbuſen von Mexico an, bis nach Norden zu, welches einen Raum von Ländern ausmacht, der gröſſer iſt als ganz Europa. S. Buffon, Hist. generale, Tom. V. p. 135. Dr. Forſter in ſeinen Beobachtungen auf einer Reiſe um die Welt, Berlin 1783. S. 249 meint, daß die zwei Königreiche, welche die Spanier in Amerika vorfanden, nicht über 400 Jahre alt geweſen. Das ganze übrige Amerika, ſezt er hinzu, wird von zerſtreuten Familien, ſo ſparſam bewohnt, daß vierzig Perſonen, oft einen hundert Meilen weiten Bezirk beſaßen, und darin einſam und entfernt von einander herumirreten. Von den Neuholländern ſagt er S. 279, daß ſie gröſtentheils von Fiſchen leben, und daß man in ihren fruchtbareſten Familien, nicht über drei bis vier Kinder antreffe. Er glaubt daher, daß es nicht blos die Nahrung ſey, die zur Volksmenge beiträgt,

ſondern daß dieſelbe noch auf andern Umſtänden beruhe; worin er gewis Recht hat. Bei den Peſcherais bemerkte er nur zwei bis drei Kinder in jeder Familie. Lafiteau, Meurs des ſauvages, Tom. I. p. 590, ſagt ebenfals von den amerikaniſchen Wilden, unter denen er ſo viele Jahre verlebte, daß ſie ſich nicht ſtark vermehren und nicht zahlreich ſind.

Anmerk. 42. zu S. 182.

Es iſt mir, mehrere Jahre nachher, wie ich das was ich im Texte über dieſen Gegenſtand längſt geſchrieben hatte, eine Stelle in Kotzebues merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens, Berlin 180[illegible]. Th. 2. S. 23, vorgekommen, die das Geſagte beſtätigen mögte. „Einer Merkwürdigkeit, muß ich erwähnen, die mir in einem Dorfe, ohnweit Jaluterſki, aufſtieß. Es war ein blödſinniger Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der auf allen Vieren ging, und zu einem Beweiſe der Hypotheſe gedient haben würde, daß der Menſch für dieſe Art zu wandeln eigentlich geſchaffen ſey. Er trabte nicht allein ſehr ſchnell, ſondern trug auch ſeinen Kopf ganz grade, prependiculair aufgerichtet. Die Halsmuskeln, müſſen ſich alſo an dieſe Richtung

wohl gewöhnen können. Uebrigens ſtand der Jüngling höchſt ſelten auf ſeinen Füßen, und nie ging er ſo; oft aber ſezte er ſich, faſt wie ein Bär, auf die Hinterbeine."

Anmerk. 43. zu S. 183.

Der Orang Oulang, dieſer Halbbruder des Menſchen, gehet nur auf ſeinen Hinterfüßen, wenn ihm die Luſt dazu ankomt. Büffon ſagt, Hist. de Quadrupedes, T. VII. p. 56. Ils marchent sur leurs pieds quand ils en ont la fantaisie. Das Aufrechtgehen, und allenfals einige häußliche Arbeiten zu verrichten, erhalten ſie durch Erziehung und Nachahmung des Menſchen. Büffon ſagt am angeführten Orte p. 62, On les apprivoise, on leur apprend à marcher, sur les pieds de derriere, et à se servir des pieds de devant, qui sont a peu-près comme les mains, pour faire certaines ouvrages, etc.

Anmerk. 44. zu S. 186.

Das vorhin Anmerk. 36 angeführte Beiſpiel Alexander Selkirks, und die kleine wilde Völkerſchaft der Cacaiguas in Südamerika die Charle-

voix beſchreibt, und von der unten noch etwas vorkommen wird, geben, unter mehrern andern, die Beweiſe hiezu.

Anmerk. 45. zu S. 186.

Selbſt in neuern Zeiten hat man wilde Völkerſchaften angetroffen, die mit dem Feuer, und alſo auch mit ſeinen Eigenſchaften, völlig unbekant waren. Wie Cook's Leute auf Neuſeeland, ein Stük Fleiſch, zum kochen, in einen Keſſel mit Waſſer gelegt hatten, kam ein Wilder herbeigeſchlichen, und wie er das Fleiſch, im Waſſer das ſchon ſehr heiß war, gewahr ward, grif er, ohne Hitze zu argwohnen, hinein, um es wegzunemen. Er erſchrak aber nicht wenig, wie er ſeine Hand verbrante, und lief ſchnell davon. Daß auf den marianiſchen Inſeln die Bewohner derſelben, vor der Ankunft Magellans, kein Feuer kanten habe ich ſchon oben erwähnet.

Anmerk. 46. zu S. 187.

Um dieſes zu beſtätigen, kan ich zwar nicht eigentliche Naturmenſchen aufſtellen, weil wir dergleichen jezt in ihrer Vollkommenheit, wenn

man eine dieſen Ausdruk erlauben will, nicht mehr finden; allein, ich kan mich auf das Zeugniß eines Mannes berufen, der viele Jahre unter Wilden verlebte, bei denen die Natur noch ſehr die Oberhand hatte. Dobrizhoffer, in ſeiner Geſchichte der Abiponer, Th. 2. S. 57. Wien 1783. ſagt: „Man ſiehet bei den Abiponern, hundertjährige Greiſe, die ſich mit der Leichtigkeit eines zwölfjährigen Knaben, ohne Steigbügel, bei dem erſten Anſatze, auf ein raſches Pferd ſchwingen; die des Honigs wegen, die höchſten Bäume erklettern, in Kälte und Regen reiſen und auf harten Boden übernachten. Ihre Augen reichen unglaublich weit, ihr Gehör iſt ſcharf, ihre Kinnladen ſind voll der ſchönſten Zähne, und ſie unterſcheiden ſich von den jungen Männern blos durch die Anzahl ihrer Jahre." (Da das Buch aus dem Lateiniſchen überſezt iſt, ſo hätte der Ueberſetzer das Wort senes, welches vermutlich da ſtehet, nicht durch Greiſe, ſondern durch „alte Leute" überſetzen ſollen, weil ſie ſich ſonſt auch, durch graue Haare würden unterſchieden haben, welches gleichwol der Fall nicht zu ſeyn ſcheinet.) „Alles dieſes mag den Europäern neu und unglaublich vorkommen; ich gewöhnte mich in den Colonien der Abiponer daran, als an etwas Alltägliches. In dieſen Pflanzörtern, ſind Greiſe (alte Leute),

mit ganz jugendlichen Kräften, nichts ſeltenes. Stirbt jemand in ſeinem achtzigſten Jahre, ſo bedauert man ihn als ob er in der Blüte ſeiner Jahre geſtorben wäre."

Anmerk. 47. zu S. 193.

Engländer die ſich unter den amerikaniſchen Wilden aufgehalten hatten, erzehlten mir, daß ſie bei ihnen zwar Gefühle der Menſchlichkeit und auch Empfindungen des Mitleids, aber keine Begriffe antraffen, Kranke und Abgelebte zu verpflegen und zu verſorgen. Wenn dieſe indeſſen etwas verlangten, daß ſie ihnen leiſten konten, ſo thaten ſie es, ſonſt aber nicht. Sie überlieſſen ſie dem Gange der Natur, oder, wie wir uns auszudrücken pflegen, ihrem Schikſale. Dergleichen ſind noch Züge aus dem Bilde des Naturmenſchen, die der ſogenante Wilde, oder vielmehr Halbwilde, beibehalten hat, und welche ſich aus der Unabhängigkeit jedes Menſchen von dem andern, nach der er keine gegenſeitige Dienſtleiſtungen kennet, leicht erklären laſſen. In dieſer Rükſicht unterſcheidet ſich der cultivirte und verfeinerte Menſch, von jenem gar ungemein. Leutſeligkeit, Dienſtfertigkeit und Unterſtützung des ſogenanten Nächſten, werden, in

unſerer geſellſchaftlichen Verbindung, gar hoch geprieſen, obgleich ſelten, und mehrentheils aus eigennützigen Abſichten, in Ausübung gebracht. Indeſſen habe ich mehrere Beiſpiele der Menſchlichkeit und falſchen Mitleids erlebt, da man Unglükliche, die, durch Elend und Dürftigkeit zur Verzweifelung geführet, ſich durch Erſäuffen oder Erhenken, aus einer gefühlloſen Geſellſchaft ihrer Mitbrüder zu entfernen verſuchten, auf der ſchon halb vollendeten Reiſe zum Tode, angehalten und ſie ins traurige Leben zurükgebracht hat, damit Leiden und Kummer ihre Tage erſt langſam endigen mögten. Ich will noch erinnern, daß das eben Angeführte, von dem Mangel der Sorge für Kranke und Abgelebte, kein allgemeiner Zug in dem Charakter der amerikaniſchen und anderer Wilden ſeyn könne, weil es gewis viele Ausnamen giebt. Vaillant fand unter den Namaquas, im Inneren Afrika große Gefälligkeit für Kranke und Abgelebte, die ſogar von Kindern, zufolge der Lehre die ſie erhalten hätten, ausgeübt wurde. Vaillant, am a. O. Th. 1. S. 222.

Anmerk. 48. zu S. 201.

Wenn der Boden der Erde, ſo wie ihn die Natur darſtellet, aufgeriſſen, beackert, und zur

Hervorbringung, ihm fremder Gewächſe und Früchte zubereitet wird, die durch die Arbeit und Kunſt des Menſchen hervorgebracht werden, ſo ſagt man, er habe Cultur erhalten, weil er nicht mehr ſo iſt wie ihn die ſich ſelbſt überlaſſene Natur darſtellete. Mit der Cultur des Menſchen hat es eine ähnliche Bewandniß. Sobald er von der Natur, durch Kunſt, ſie ſey auch noch ſo gering, entfernet wird, ſo ſagt man er werde cultiviret. Wenn ſich eine ganze Völkerſchaft, auf ſolche Weiſe, von der Natur, durch Zähmung und Erziehungsformen, entfernet, ſo ſagt man, ſie ſey mehr oder weniger cultiviret. Je künſtlicher und auffallender dieſe Veränderung iſt, für deſto gröſſer und höher wird die Cultur gehalten.

Anmerk. 49. zu S. 201.

Die Fähigkeiten die wir haben, können in phyſiſche und moraliſche eingetheilet werden. Die Erſtern ſind die, welche man, im eigentlichen Verſtande, die körperlichen nennen muß. Dahin gehören Gelengſamkeit, Geſchwindigkeit, Stärke, Lauffen, Schwimmen u. ſ. w. Die moraliſchen, welche als die Andern, mehrentheils für den Geſellſchaftsſtand gehören, darin ſie erzeugt und Folgen deſſelben ſind, kommen

mit den Erſteren in keine Vergleichung, denn ſie ſind faſt insgeſamt Künſteleien. Die ſogenanten Fähigkeiten oder Talente zur Kunſt, zu Wiſſenſchaften, zur Klugheit im Geſellſchaftsleben und in andern Dingen, die eine Beziehung auf daſſelbe haben, ſind entberlich und machen uns keineswegs ſo glüklich als die Erſtern, weil Tauſende in der geſellſchaftlichen Verbindung es beweiſen, daß man ohne dieſelben ſeyn könne. Philoſophie, dieſe Grübelei, die ſich, alle Zeitalter hindurch verändert hat; Beredſamkeit, die Folge einer articulirten Sprache, die eigentlich zur Natur des Menſchen nicht gehöret, haben unendlich viel Schaden, und, in den Vorfällen des Lebens, bei weitem nicht ſo viel Gutes geſtiftet, als man davon rühmet. Mathematik, Aſtronomie ꝛc. gehören noch zu den ſchäzbareſten Entwickelungen; allein Tauſende kommen, ohne etwas davon zu wiſſen, zu rechte und leben glüklicher als die welche ihre Fähigkeiten dazu erwekt, entwickelt und in Thätigkeit geſezt haben. Handlung, Schiffarth, Manufacturen, Jurisprudenz, Zankſucht und Unheil befördernde Theologie, Medicin, mit ihrer Verwantin der Quakſalberei, und tauſend andere, in dieſem Geſellſchaftszuſtande, für nöthig und nüzlich gehaltene Dinge, ſind zu oft die traurigen Urſachen, und die Quellen des Elendes, das ſich unter uns

findet. Wenn man dieſe Materie weiter ausführete, würde es ſich zeigen, daß ſolche Entwickelung und ſolche ſogenante Vervollkommung des Menſchen, ſehr oft nicht blos Grillen ſind, ſondern das wahre Gift des Menſchenglüks enthalten, welches die gütige Natur für uns beſtimmet hat. Unſere vermeinten Weiſen, die ſich Philoſophen, und zugleich Philanthropen, ohne es zu ſeyn, nennen, reden von einer Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechts, die, ihrer Meinung nach, dadurch erhalten werden ſoll, wenn ihre Ideale von der höchſten Vervollkommung, wozu der Geſellſchaftszuſtand gebracht werden könte, zur Wirklichkeit gelangten. Solche Ideale ſind aber gröſſeſten Theils nichts anders als Träume, und ihre vermeinten Verbeſſerungen, ſind faſt immer von der Art, daß ſie den Menſchen nur weiter von der Natur entfernen, und ihn zu ganz etwas anderem umſchaffen wollen, als wozu dieſe ihn beſtimt hat. Will man den Geſellſchaftsſtand verbeſſern, darin der Menſch lebt, der die Quelle aller Laſter und ſo vieles Elendes geworden, ſo muß man ſuchen, mit Beibehaltung des wirklich Guten welches er an ſich hat, ihn der Natur, ſo viel als immer möglich iſt, wieder näher zu bringen.

Anmerk. 50.

Anmerk. 50. zu S. 203.

Von den Braſiliern ſagt Leri, am a. O. S. 79. daß viele derſelben hundert und zwanzig Jahre alt werden, und gleichwol wenige unter ihnen graue Haare bekommen. „Da ſie von Beſchwerlichkeiten, von Kummer und Sorgen nichts wiſſen, ſo ſcheint es als ob die Jugend bei ihnen nicht verginge. Mistrauen, Geiz, Neid, Gerichtshändel, Zänkereien und Ehrgeiz ſind ihnen unbekant. Iſt es da Wunder, daß ſie über keine Leiden und Bekümmerniſſe klagen?"

Anmerkungen zu der dritten Abtheilung.

Anmerk. 51. zu S. 212.

Ellis, ſelbſt ein Brite, ſagt: „Die Indier an der Hudſon'sbay, die in der Nachbarſchaft, der dortigen engliſchen Niederlaſſungen wohnen, ſind durch Trunkenheit mager, klein und unthätig geworden, ſo daß ſie kaum den Beſchwerlichkeiten des Clima ihres Landes mehr gewachſen ſind. Dagegen ſind die, welche in der Nähe der franzöſiſchen Niederlaſſungen leben, geſund ſtark und thätig. Die Menge des Pelzwerks und der Rauhwaaren, welche von dieſen Leztern gebracht werden, komt in gar keiner Vergleichung, mit dem was die Wilden in der Nachbarſchaft der Engländer verſchaffen." Ellis Voyage etc. am a. O. Vol. III. p. 201. Rochefaucauld Liancourt (ehemaliger franzöſiſcher Herzog) in ſeinen Reiſen, in den Jahren 1795 bis 97, durch alle an der See belegenen Staaten der amerikaniſchen Republik, imgleichen Obercanada und das Land der Irokeſen ꝛc. Aus der Franzöſiſchen Handſchrift überſezt, Hamburg 1799. Erſter Band, S. 476, ſagt:

ich erfahre daß der Rum die Indianer ſchwäche, ihr Leben verkürze und die Ehen täglich unfruchtbarer mache; daß nur elende Kinder geboren werden, und daß die Nationen, durch dieſes Gift, das man ihnen jezt weder entreiſſen, noch nach ſeinen Folgen unſchädlich machen kan, merklich vermindert werden." Bei dem engliſchen Agenten Chipping, am See Ontario, traf er zwölf Indianer an, darunter mehrere Oberhäupter der Senekanation waren, welchen eine kleine Hütte, die mehr einem Stalle, als einem Hauſe ähnlich ſah, zum Aufenthalte, als Gäſten, angewieſen war. Faſt alle waren nakt, bis auf eine wollene Schürze, eines Quadratfuſſes gros, die an einem Gürtel beveſtiget iſt. Ein paar darunter lagen ausgeſtrekt und ſo betrunken, daß ſie ſich nicht rühren konten. Dieſe Wilden waren faſt alle ſchöne Leute, munter, bei guter Laune und lachten gern. „Es ſcheint mir, ſezt Liancourt hinzu, daß dieſe Leute auf der unterſten Stufe der Menſchheit ſtehen, und zwar durch die Schuld ſolcher Völker, die ſich cultivirt nennen. So lange jene wild blieben, waren ſie kriegeriſch, unabhängig, vielleicht wild, aber doch immer menſchlich. Jezt da die Weißen ein Intreſſe dabei zu haben glauben, ſie an ſich zu halten, verführt man ſie mit Gelde und Whisky, (eine Art von Brantwein der in Ir-

land ſehr im Gebrauche iſt,) und ſucht ſie den Thieren ſo ähnlich als möglich zu machen. Wenn man überdenkt zu welchen niedrigen Mitteln civiliſirte Völker ihre Zuflucht nemen, um alles in ihr Intreſſe zu ziehen, ſo hat man wenig Anreizung, ihre vorgebliche Ueberlegenheit in Anſchlag zu bringen." Er urtheilet auch S. 475 ſehr richtig, als Augenzeuge und als Menſchenfreund, daß es denen Indianern, die durch Europäer verderbet ſind, nunmehr zuträglich seyn würde, weiter civiliſiret zu werden; allein die Frage: „Ob es für die, welche von den Weißen noch nicht angeſtekt, und von ihnen noch nicht eingeſchloſſen ſind, ein Glük ſeyn werde, wenn ſie civiliſiret würden? iſt er geneigt zu verneinen, weil ihr Zuſtand, darin ſie, wie er ſagt, durchaus ihrem urſprünglichen Leben überlaſſen ſind, nicht dem Zuſtande derer gleicht, die neben den Weißen wohnen und mit ihnen Gemeinſchaft haben. Solte man, ſezt er hinzu, bei einiger Ueberlegung glauben müſſen, daß Erſchaffung gewiſſer Bedürfniſſe, Nothwendigkeit der Vorſorge, Gebrauch unſerer Denkkraft, Entwickelung unſeres Geiſtes, verfeinertes Empfindungsvermögen, häuffiger Quellen des Unglüks als des Glückes wären, ſo müſte eine Cultur, aus der dieſes Alles entſtehet, um ihres Nachtheilswillen, entfernt gehalten werden." Dieſer Mei-

nung wird gewis jeder vernünftig und billig Denkende ſeyn.

Anmerk. 52. zu S. 219.

Anfänglich lebten die Menſchen wol ohne einiges Obdach, unter freiem Himmel, unter Bäumen und in Höhlen; ja, es giebt noch jezt in Nordamerika, in Californien, an der Hudſonsbay, auf Neuholland, auf Neuſeeland und anderswo, ſolche mit denen es eine ähnliche Bewandniß hat. Die Arten, wie Menſchen ſich Wohnſitze ausſuchen, und ſie errichten, iſt zum Theil ſonderbar. Man kan darüber, unter andern, das nachleſen was Lafiteau, Tom. II, gleich im Anfange, davon anführet. Die Hütten mancher amerikaniſchen Wilden, ſind von denen, die Diodor und der ältere Plinius, als die Wohnungen der alten Egypter und der Hyperboräiſchen Völker beſchrieben, nicht ſehr unterſchieden; allein, es iſt auffallend, was er S. 6, von einigen Völkerſchaften ſagt, die an den Ufern des Oronoko leben. „Sie errichten ſich Hütten auf hohen Palmenbäumen. Sie flechten die nahe an einander ſtehenden, nach oben zu, zuſammen, und legen Querbalken und Bretter darüber, auf welchen ſie ihre Wohnungen erbauen, die zwanzig bis dreißig Fuß, über der

Erde erhoben ſind. Dieſes thun ſie darum, damit ſie in dieſen moraſtigen Gegenden, gegen Ueberſchwemmungen, gegen ſchnelle Angriffe ihrer Feinde, ſo wie der Tyger und Crocodille, und vorzüglich gegen den Stich der Moskiten oder groſſer Mücken, die ſich nicht ſo hoch über der Erde verſteigen, ſicher ſeyn mögen. Es iſt, ſezt er hinzu, ein Vergnügen zu ſehen, mit welcher Behendigkeit die Weiber, mit ihren Kindern und mit ihrem Hausgeräthe beladen, zu dieſer Art von Neſtern hinaufklettern." Er führet zugleich aus des zuwenig bekanten Loyer, Relation du voyage du Royaume d'Iſsiny, Paris 1714, p. 158 an, daß es, auf der Küſte von Guinea, ein altes afrikaniſches Volk gebe, das ſeine Dörfer, mitten im Waſſer, auf Pfählen, erbauet. Schon Columbus, auf ſeiner vierten Reiſe, fand indiſche Völkerſchaften, die in Hütten wohneten, welche in und auf Bäumen gebauet waren. S. Barrow's Collection of voyages etc. Vol. I. p. 91.

Anmerk. 53. zu S. 219.

Ohnzweiffel war dieſes anfänglich der Fall; wie man aber hernach, bei zunemenden geſellſchaftlichen Zuſtande, fand, daß es, aus meh-

rern Urſachen, beſſer und ſogar nöthig ſey, die Entfernung und Abſonderung benachbarter Familien zu vermindern, ſo entſtand daraus die Sitte, Verbindungen zur Fortpflanzung des Geſchlechts, nicht in einem zu nahen Grade der Verwantſchaft Statt haben zu laſſen. Wenn man auch die Meinung unterhält, daß das ganze menſchliche Geſchlecht, durch ein einziges Paar erſter Stammeltern, über die ganze Erde ſey verbreitet worden, ſo muß man doch nothwendig annemen, daß, im Anfange, Geſchwiſter ſich unter einander begatten muſten.

Anmerk. 54. zu S. 223.

Der Naturforſcher Commerſon, beſchreibt die Sprache des Taiters, die er auf der Inſel ſelbſt kennen lernte, als ſehr wohlklingend. Sie beſtehet aus nicht mehr als vier bis fünfhundert Wörtern, wodurch er gleichwol alle ſeine Ideen, und alle ſeine Bedürfniſſe ausdrücken kan. Er weiß von keinen Declinationen und Conjugationen, und von keiner Syntax. S. Commerſons Brief an Craſſou, von der Isle de France am 17ten April 1769. — Man könte indeſſen hier die Frage, mit gutem Rechte, aufwerfen: Wie konte Commerſon, bei dem äuſſerſt kurzen Auf-

fenthalte auf Taiti, ſolche genaue Entdeckungen und ſolche critiſche Bemerkungen, über eine Sprache machen, die ihm zuvor völlig unbekant war?

Anmerk. 55. zu S. 229.

Das Urtheil welches D. Forſter am Ende ſeiner eben angeführten Bemerkungen, von den Feuerländern oder Peſcherås fället, werde ich daher nicht unterſchreiben, wenn er ſagt: „Die Anhänglichkeit des Wilden an ſeine angeborne Lebensart, beweiſet nichts für die Vortreflichkeit derſelben.“ (Unſere Begriffe von der Vortreflichkeit weichen, leider, von dem was die Natur als gut und für uns zuträglich beſtimmet hat, ſehr ab. Daraus folgt aber nicht, daß unſere Einfälle, die oft der Natur ganz entgegen ſtreben, das wären, wofür wir ſie halten. Die Anhänglichkeit der Sybariten, der Epikurer, der üppigen Bewohner reicher Städte, an ihre Lebensart, beweiſet in den Augen des Vernünftigen und des Menſchenkenners, nichts für die Vortreflichkeit derſelben, ſondern vielmehr den Unverſtand und die Thorheit derer die ihr folgen.) „Seine Zufriedenheit iſt Wahn.“ (Das glaube ich nicht, aber die welche ſich der verfei-

nerte Geſellſchaftsmenſch erkünſteln will, iſt es mehrentheils.) „Sein Glük iſt ohne Dauer und betrüglich.“ (Das gilt von dem Naturmenſchen nie, und von dem Wilden ſelten; aber von dem Geſellſchaftsmenſchen faſt immer.) „Denn es beruhet blos auf den ſinnlichen Genuß.“ (Läuft nicht alles Tichten und Trachten, bei Reichen und Armen, bei Klugen und Einfältigen, im Stande der Geſellſchaft, auf den Genus der Sinnlichkeit hinaus? !) „Die ganze Summe ſeiner angenemen Empfindungen iſt unbeträchtlich, mangelhaft und von keinem Werthe.“ (Alle Verſtändigen, alle Erfahrnen, alle Sterbenden, Hohe und Niedrige, im Geſellſchaftsſtande, geſtehen dieſes von ihrem Leben; der Naturmenſch wird nie, und der Wilde äuſſerſt ſelten darüber klagen. Mein nunmehr verſtorbener, würdiger Freund, D. Forſter, klagte Leider, in ſeinem Leben, mit Recht, über das Harte, welches er in dieſer geſitteten Welt, hatte erfahren müſſen. Wäre er unter den Peſcheräs geboren, er würde mit ſeinem Zuſtande zufrieden geweſen ſeyn, und nicht Urſach gehabt haben, manche gegründete Klagen zu führen, die mir ſehr nahe gingen, wenn ich ſie, zu Zeiten, aus ſeinem eigenen Munde, wie ich mit ihm in London war, hören muſte.)

Anmerk. 56. zu S. 236.

Man kan ſich ein Bild, von dem Zuſtande und der Lebensart einer wilden Familie, leicht und nach der Wahrheit, aus demjenigen entwerfen, was Dobrizhoffer in ſeiner Geſchichte der Abiponer, Th. 1. S. 117 ff., als Augenzeuge erzehlet, woraus ich hier das Vornemſte anführen will. Wie er mit einigen chriſtlich gewordenen Indianern, am Ufer des Fluſſes Monday Miri, um Wilde zu finden, durchſuchte, entdekte er, am dritten Tage, eine kleine Wohnung, in welcher ein altes Mütterchen, mit ihrem zwanzigjährigen Sohne und einer funfzehnjährigen Tochter, ſchon ſeit vielen Jahren gelebt hatte. Sie ſagte, daß in den groſſen Wäldern umher keine Menſchen vorhanden wären. Dobrizhoffer beredete dieſe guten Menſchen, mit ihm nach ſeinem Flecken zu ziehen, welches ſie auch thaten. Bisher hatten ſie immer an den Ufern des Monday Miri gewohnet, wo alles von Mücken, Schlangen, giftigen und wilden Thieren voll iſt. Ihre Hütte war aus Aeſten von Palmenbäumen geflochten. Das kothige Waſſer des Miri war ihr Trank. Elenthiere, Rehe, Caninchen, Baumfrüchte, Türkiſcheskorn, Honig und die Wurzel des Mandiobaums, waren ihre Nahrung. Aus den Blättern Cavaquata, flochten ſie ſich Matten, die

ihnen des Nachts zum Lager und bei Tage zur Kleidung dienten. Honig war reichlich in den hohlen Bäumen anzutreffen. Die Alte rauchte den ganzen Tag, und wie Dobrizhoffer ſagt, auch des Nachts, eine Art von Tobak, und der Sohn käuete die Blätter. Er hatte ein Stük von einem alten zerbrochenen Meſſer, womit er ſich Pfeile mit Widerhacken ſchnitt; er machte Fallen für die Elenthiere, und öfnete die Bäume darin er Honig vermuthete. Da ſie keinen Topf hatten ſo aßen ſie ihr Fleiſch gebraten. Wie der Pater ſah, daß das Mädchen, mit ihrer ſehr durchſichtigen, löchervollen Matte oder Decke, ihre Schaamtheile, ſehr unſchuldig, ſichtbar ließ, gab er ihr ein Tuch, um ihre Blöße damit zu verhüllen; ſie wickelte es aber um den Kopf, ſich gegen die Sonne damit zu ſchützen, bis ihr die chriſtlichen Indianer ſagten, daß der Pater ihr es gegeben um ihre Schaam damit zu bedecken, worauf ſie es ſich um den Leib band. — Hier mögte man fragen: Weſſen Herz war rein und unſchuldig? Wer hatte eine keuſche Seele? Die welche in ihrer Unſchuld glaubte, ihr wäre das Tuch gegeben, um ſich gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen, oder der, der den Anblik der Schaamtheile des jungen Mädchens, nicht ohne Unruhe ertragen konte? Wie gerührt der gute Pater geweſen ſeyn müſſe, zeigt die warme

und gefühlvolle Beſchreibung, die er von dem Mädchen macht, wenn er ſchreibt: „Sie hatte, in ihrem Geſichte, ein ſo blendendes Weiß, daß ihr die Dichter unter den Grazien allerdings eine Stelle hätten einräumen, und alle Europäer ſie ſicher hätten ſchön nennen können. Ihre Fröhlichkeit äuſſerte ſich in einer anſtändigen Geſprächigkeit. Ihr Vater war von einem Tiger zerriſſen worden, wie ſie noch im Mutterleibe war. Sie hatte nie zuvor eine andere Mannsperſon, auſſer ihrem Bruder, geſehen.“ Nachdem dieſe Wilden in dem Flecken des Paters angelanget waren, wurden ſie wie die übrigen gekleidet und genähret. Wie ſie hier wenige Wochen, in Häuſer eingeſperret, gelebt hatten, und ihre Lebensart, Luft und Sitten ſo verändert waren, wurden ſie kränklich, und Schnupfen, Flußfieber, Taubheit und Auszehrung, machten ihrer bald ein Ende. Schwermuth und Eckel vor allen Speiſen, erſchöpften ihre Kräfte. Die Mutter ſtarb zuerſt. Das Mädchen, das, wie Dobrizhoffer ſagt, voll Blüthe und jugendlicher Kraft in unſer Flecken kam, verlor beides und ſah ſich ſelbſt bald nicht mehr gleich. Sie verblühete langſam, wie eine Blume; wurde zum hellen Gerippe, und folgte ihrer Mutter ins Grab. Der Sohn überlebte zwar beide, allein, es überfiel ihn doch bald dieſelbe Schwer-

muth, die von einer Art Wahnſinn begleitet war, indem er ſich einbildete, ſeine Mutter und Schweſter erſchienen ihm im Traume, deswegen er nicht ſchlafen konte. An demſelben Tage, an welchem ihn Dobrizhoffer taufte, ſtarb er. Der Pater erzehlet auch noch, daß er, wie er die glükliche Hütte ſeiner drei Proſelyten verließ, er eben damals, wie er das obengemeldete Tuch dem Mädchen gab, auch zugleich ihrem Bruder, ein paar leinene Beinkleider geſchenket habe, um damit ſeine Blöße zu bedecken. Der Jüngling wollte anfänglich nicht daran, und wie er ſie endlich anzog, glaubte er ſo in der Klemme zu ſeyn, daß er nicht gehen konte. Ohne die vom Pater geſchenkten Beinkleider, kletterte er, mit der größten Geſchwindigkeit, auf die höchſten Bäume, um für ſeine drei jungen wilden Schweine, Futter zuſammen zu holen. „Wie-wol, ſezt Dobrizhoffer hinzu, ſie, (dieſe drei glüklichen Menſchen) in dieſer Wüſte, ihr Leben, in der größten Dürftigkeit und Armut zubrach-ten, und ſelbſt die Strengheiten (die harte Le-bensart) und Leiden (dergleichen hatten ſie we-nige oder gar keine) der alten Einſiedler ertra-gen muſten, ſo fand ich ſie doch mit ihrem Looſe ganz zufrieden und im Genuſſe einer vollkom-menen Seelenruhe und einer unwandelbaren Geſundheit." Hier laſſen ſich die Fragen leicht

beantworten: Einmal, Ob es nicht unendlich beſſer geweſen wäre, dieſe Glüklichen in ihrer Einöde und in ihrem Zuſtande zu laſſen, als ſie nach der Reduction von St. Joachim abzuführen, damit ſie daſelbſt, in kurzer Zeit, als getaufte Chriſten, vor Schwermuth und an einer Auszehrung ſterben mögten? und hernach die Frage: Tragen die vermehrten Bedürfniſſe des Lebens, ſelbſt wenn man ſie leicht befriedigen kan, etwas zu unſerer Zufriedenheit und unſerm Glücke bei?

Anmerk. 57. zu S. 237.

Lafiteau ſagt, Tom. I. p. 597.: „Die Mütter laſſen ihre Kinder, wenn ſie noch jung ſind, thun was ſie wollen, unter dem Vorwande daß ſie noch keinen Verſtand haben, den ſie bei zunemenden Jahren erhalten und ſich beſſern werden. Die gröſte Strafe, die ſie ihnen, wenn ſie noch klein ſind, anthun, iſt die, daß ſie ihnen Waſſer, entweder wirklich ins Geſicht gieſſen, oder ſie damit bedrohen. Niemand wird ſich ſonſt unterſtehen, ſich einzumiſchen, ſie zu ſchlagen, oder zu züchtigen. Dem ungeachtet ſind die Kinder ſehr gel.hrig, und haben viel Achtung für die, welche mit ihnen in derſelben Hütte oder

Cabane wohnen. Sie haben groſze Ehrerbietung für die Alten, von der es ihnen niemals in den Sinn komt ſich frei zu machen. Man ſiehet bei dieſer Art der Erziehung, daſz Milde und Güte weit mehr ausrichten, als Strafen, zumal übertriebene Harte."

Anmerk. 58. zu S. 264.

Es kan wol nicht geleugnet werden, daſz ſolche Arten moraliſcher Beluſtigungen, mehr wirken und nutzen, als die gewöhnlichen, vermeinten Sittenverbeſſerungen, die man durch unſere, oft unmoraliſchen Schauſpiele, ja ſelbſt durch die ernſthafteſten und vernünftigſten Vorſtellungen, in den beſten unſerer Predigten hervorzubringen gedenkt. Man müſte den Menſchen und ſeine Gefühle wenig kennen, wenn man leugnen wollte, daſz dieſes, nach der Natur, nicht anders ſeyn könne. Die Schaam, die erſt in dem Geſellſchaftszuſtande erzeuget wird, die öffentliche und perſönliche Bloſsſtellung der Thorheiten und ſittlichen Gebrechen, dringt tieffer ein, und bewirket die Entfernung oder Verbeſſerung derſelben, weit kräftiger, als alle Arten ſanfter, väterlicher und dringender Erinnerungen, wenn ſie auch von Drohungen und

unſichtbaren Verheiſſungen begleitet werden. Wie gut würde es um geſellſchaftliche Tugend und Gerechtigkeit ſtehen, deren wir, in unſerm gegenwärtigen Zuſtande nicht entberen können, wenn es unter den ſich civiliſirt nennenden Menſchen eingeführet wäre, daß ſie, bei ihren öffentlichen Vergnügungen, wie es die guten Wilden thun, Fehler und Thorheiten, zumal die welche als Vergehungen auf das Ganze einen ſchädlichen Einfluß haben, in öffentlichen Verſammlungen, unter Aufſicht rechtſchaffener und unabhängiger Leute, ohne auf vorneme Geburt, Rang, Reichthümer, Titel und Ordensbänder Rükſicht zu nemen, ſo blos geſtellet würden, daß die, welche ſich derſelben ſchuldig machen, entweder perſönlich, auf der Sittenverbeſſerungs-Bühne, vorgeführet, oder wenn das nicht ſeyn könte, durch verlarvete Stellvertreter, unter ihrem wahren Namen, und in ihrem gewöhnlichen Anzuge, vorgeſtellet würden, um ſie zu beſchämen, ohne daß ſie, wie es bei den Wilden iſt, die Erlaubnis hätten, ſich rächen zu dürfen. Man mögte da bald gewahr werden, daß das Glük der Geſellſchaft dabei äuſſerſt gewinnen, die Geſetze kräftiger wirken, und Fürſten treuere Bediente, ſo wie tugendhaftere Unterthanen haben würden; und daß die Zahl der vornemen ſowol als niedrigen Schurken abnäme. Um

aber

aber ſolche Vorſtellungen, ohne Boshaftigkeit, ohne Haß und Bitterkeit aufführen zu können, müſte, wie bei den Wilden, die Jugend ſchon dazu erzogen und gewöhnet werden. Dergleichen moraliſche Heilungsarten, würden alsdenn nicht als neue und heftige, ſondern als gewöhnliche und entſprechende Hülfsmittel angeſehen werden, die nicht als blos elende Palliative, zur Heilung ſittlicher Kranken, dienen. Durch dergleichen Vorſtellungen, wird nicht eigentlich der Menſch, ſondern nur ſeine unſittliche und thörigte Handlungsart lächerlich gemacht und beſchämet.

Anmerk. 59. zu S. 270.

Von den Neuholländern ſagt Collins, in ſeiner oben angeführten Nachricht von der engliſchen Diebescolonie in Südwales, S. 600, daß ſie eine große Gabe für die Mimik haben, und daß ſelbſt die Kinder dieſer rohen Wilden ſie ſehr glüklich ausüben. Hier ſind ſeine eigenen Worte: Their talent for mimicry is very great. It was a favorite diverſion with the children, to imitate the peculiarities of any one's gait, and they would go through it with the happieſt ſucceſs.

Anmerk. 60. zu S. 271.

Man hat ſtarke Getränke ſeit uralten Zeiten, auf ſehr unterſchiedene Art zubereitet. Aus Honig machte man Meth; die Palmbäume gaben eine Art von Wein; der Cocusbaum verſchaft den ſtarken Arak. Unter den Amerikanern ſind ſchon, ſeit undenklichen Zeiten, allerlei Arten berauſchender Getränke im Gebrauche geweſen, davon Lafiteau, Tom. II. p. 114 ziemlich umſtändliche Nachricht giebt. Aus Maiz oder türkiſchem Korne, aus der Maniocwurzel und aus Johannisbrod, wird Chika, aus Cartoffeln, Maby, und aus Caſſava und Cartoffeln, Palinot bereitet. Die Weiber der Indier, käuen dergleichen zuerſt, ſpeien das Gekäute in ein groſſes Gefäß, gieſſen Waſſer darauf und bringen es in Gährung; wenn es einigermaſſen klar geworden, wird es getrunken. So eckelhaft dieſe Zubereitung einem Europäer vorkomt, ſo angenem und nach ihrem Geſchmacke finden es die Indier. Leri wie er in Braſilien war, überwand ſeinen Eckel, koſtete es, und fand es im Geſchmak keinesweges widrig. Seine Reiſegeſellſchaft verſuchte ſich dergleichen ohne Käuung, durch das Zerſtoſſen und Zerreiben der erforderlichen Wurzeln und Früchte, ſo wie durch das Aufgieſſen des Waſſers zur Gährung, zu verſchaffen; allein, es hatte keine Art mit dieſer

Zubereitung, ihr Getränke war geſchmaklos und ohne Kraft. Wenn man mit dem Keltern des Weins und dem Bierbrauen, genauer bekant iſt, mögte man finden, daß es dabei vielleicht eckelhafter und ſchmuziger zugehe, als bei der Zubereitung der Getränke der Indier. Man wird vielleicht antworten, daß die Gährung alle Unreinigkeiten des Weins und des Bieres auswerfe, allein das gilt ebenfals von den Getränken der Wilden. Auf den Südſee Inſeln, fand Cook ein ſtarkes Getränk, welches man Kava oder Ava nante, und dort ſehr geliebt und viel getrunken ward. Man bereitete es aus der Wurzel einer Pfefferſtaude, die auch zuerſt gekäuet und hernach, wie bei den Wilden in Amerika, zum ſtarken Getränke, zubereitet wird. Die Engländer die davon tranken, fanden die Wirkungen deſſelben wie die von andern ſtarken Getränken und von Opium. Die Vornemen, zumal auf Wiehie, ſchaden dadurch der Geſundheit und ſterben frühzeitig. Die Tataren bereiten aus Pferdemilch eine Art von Brantwein, der ſehr ſtark ſeyn ſoll. Stellen die vornemen tatariſchen Herren und Damen ein Gelage an, auf dem ſie dieſes Getränke in reichem Maaße zu ſich nemen, ſo ſtehen, nach dem Berichte einiger Reiſebeſchreiber, die Armen draußen, vor den Gezelten, und fangen in Gefäßen, di

ſie bei ſich führen, den Urin der vornemen Geſellſchaft auf, um ſich, wenn man es glauben will, darin auch zu betrinken. Steller in ſeiner Beſchreibung von Kamtſchatka, S. 92, erzehlet eben dergleichen, und noch auffallender, von den Koräken. Unſere alten Deutſchen, berauſchten ſich in einer Art von Biere, deſſen Erfindung, wenn Diodor von Sicilien Glauben verdient, von den Egyptern herrühren ſoll. Während ſolcher Gelage, wenn ſie wohl gezechet hatten, berathſchlagten ſie ſich, wie uns Tacitus erzehlet, über die wichtigſten Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, über die Erwählung ihrer Anführer, über Heirathen u. ſ. w., weil ſie alsdenn am offenherzigſten redeten; erſt am folgenden Tage, wenn Nüchternheit zurükgekehret war, entſchied und berathſchlagte man über das Geredete. Ueberdem hat man noch mancherlei Dinge durch deren Genuß, oder das Beräuchern damit, man ſich in einen Zuſtand der Berauſchung verſezte. Herodot erzehlt, daß die Scythen ſich mit dem Rauche gewiſſer Gewächſe trunken machten. Durch Tobak wird ein Aehnliches bewirket, und die Türken denen der Wein, in ihrem Geſetze, unterſagt iſt, bedienen ſich des Opiums, um ſeine Stelle, zur Berauſchung, zu erſetzen. Alle dieſe mannigfaltigen Mittel, deren ſich die, in geſellſchaftliche Verbindung getretenen Menſchen

bedienen, um zuerſt Lebhaftigkeit und Frohſinn in ſich hervorzubringen, und ſich in einen Zuſtand zu verſetzen als ob ſie auſſer ſich wären, beweiſen ihren Hang, ihre ſinnlichen Gefühle zu erhöhen, oder ſich gar derſelben, auf eine kurze Zeit, zu berauben. Der Naturmenſch der ſich mit Waſſer genügen läßt, wird ſchwerlich auf dergleichen verfallen, es wäre denn, daß er in Ländern wo Wein wächſet, wenn er ſich mit Trauben geſättiget, und die Wirkungen ihres Saftes empfunden hätte, vielleicht öfters zu ihnen zurükkehrete. Die Natur leitet den Menſchen nicht zur Trunkenheit, ſie iſt ein ſchädliches Kind des Geſellſchaftszuſtandes.

Anmerk. 61. zu S. 274.

Daß die ſtarken Getränke, welche die Wilden erfunden haben, der Geſundheit nicht ſo nachtheilig ſind, und das Leben ſo verkürzen, als die welche den Europäern ihren Urſprung verdanken, mögte man aus dem ſchlieſſen, was Frezier von den Chileſen, oder den Wilden in Chili erzehlet, „daß ihre Saufgelage, wol zu Zeiten dreimal vier und zwanzig Stunden dauern. Wenn ſie eingeſchlafen geweſen, ſetzen ſie, beim Erwachen, ihr Sauffen wieder fort, und treiben

es damit ſoweit daß ſie berſten mögten: dennoch leben ſie mehrentheils hundert Jahre, ohne Krankheiten." Solte das wol ſo ganz glaublich ſeyn?! Nach Dobrizhoffers Nachrichten, waren die Abiponer gleichfals, bei ihren Gelagen, groſſe Zecher. Nichts-deſtoweniger ſah er viele unter ihnen von hundert Jahren, in der beſten Geſundheit. Auf der Inſel Weihie im Südmeere, that gleichwol das Ava- oder Kava-Getränke der Geſundheit der Vornemen vielen Schaden und verkürzte das Leben, davon Vancouver, in ſeiner Reiſe um die Welt, an mehrern Orten redet.

Anmerk. 62. zu S. 287.

Oft hätte ich ſchon Gelegenheit gehabt, den guten Iſelin, wegen vieler zur Geſchichte der Menſchheit nicht gehörigen Dinge, und mancher der Wahrheit widerſprechenden, leeren Declamationen, womit er ſein Buch über die Geſchichte der Menſchheit angefüllet hat, bloszuſtellen; allein, ich habe mich deſſen bisher enthalten. Gleichwol ſcheint mir das was er, Th. 1. S. 263 ff. von dem Mangel der Aufrichtigkeit, Treue und Ehrlichkeit unter den Wilden vorbringt, ſo hart und ſo ungegründet, daß ich es

der Wahrheitsliebe ſchuldig zu ſeyn glaube, das was er hierüber ſagt, einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Er hebt ſo an: „Die herrlichen Sachen, welche man von der Treue und von der Wahrhaftigkeit der Wilden erzehlet, ſind meiſtens ſehr ungegründet.“ Iſelin zeigt zu viele Unbekantſchaft mit den Wilden und zu ſtarke Vorurtheile gegen ſie, ſonſt würde er nicht ſo gradezu abgeurtheilet haben. Es giebt freilich verderbte Menſchen auch unter ihnen; aber wenn man die glaubwürdigen Zeugniſſe ſolcher, die ſich lange unter ihnen aufgehalten haben, wie ich davon, im Texte ſelbſt, mehrere angeführet habe, mit einigem Nachdenken lieſet, ſo wird man leicht, in Beziehung auf Treue und Ehrlichkeit, eine Vergleichung zwiſchen dem wilden und civiliſirten Menſchen machen, und über den Werth der Behauptung Iſelins entſcheiden können. Die Lebensart der nomadiſchen Völker, ſo wenig als das Sittenverderben im mittlern Zeitalter, darauf er ſich beruft, gehören hieher: denn die Barbaren, wie er ſie nennet, damaliger Zeiten, waren keine Wilde, ſondern äuſſerſt ausgeartete und verdorbene Menſchen, die in einem höchſt elenden Geſellſchaftsſtande lebten. Wären ſie wahre Wilde, ſo würden ſie weit beſſer geweſen ſeyn. Wenn er ferner, darum jene guten Eigenſchaften der Wilden

herabwürdiget „weil ſie, wie er ſich ausdrükt, nicht Folgen einer wahren Einſicht, in die Schönheit und in die Würde dieſer Tugenden wären; ſondern nur die natürliche Wirkung, eines durch die Uebermacht der Gewohnheit herſchenden Triebes einer unüberlegten Leidenſchaft, und anderer überwiegenden Gefühle, welche, ohne Unterſchied, wie zur Gerechtigkeit, ſo zur Ungerechtigkeit führen," ſo weiß ich nicht, was ich von der Menſchenkentniß eines Mannes denken ſoll, der ſo ſchreibt. Ein ehrlicher Menſch, der fern von dem Verderben groſſer und volkreicher Städte geboren wurde, der, unbekant mit den Schurkereien, dem Betruge, der Verſtellung und den Lügen der verfeinerten Menſchen lebt, der unverderbet durch böſe Beiſpiele, eine natürliche Treue, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe äuſſert, ſoll darum kein Treuer, kein Wahrheitliebender ſeyn, weil er keine Einſicht in die Schönheit und Würde dieſer Tugenden hat, ſondern weil es bei ihm nur die Wirkung eines durch die Uebermacht der Gewohnheit herſchenden Triebes iſt! — Glüklich würde es ſeyn, wenn eine Art von herſchendem Inſtinkte, bei allen Mitgliedern derſelben, dieſe Tugend hervorbrächte! So aber iſt es traurig, daß man unter den Hofleuten und ſolchen, die in den Geſchäften, Gewerben und Aemtern des Geſell-

ſchaftslebens am meiſten geübt ſind, und dieſe Tugenden, weil ſie ſelbſt Vortheile davon ziehen, mit dem Munde rühmen und anpreiſen, dennoch wenige antrift die ſie beſitzen, ja oft das Gegentheil davon, in ihren Handlungen und ihrem Betragen, äuſſern. Iſt etwa der Hund, das treueſte Thier das der Menſch an ſich gewöhnet, der Treue unfähig, weil er keine Einſicht in die Schönheit und Würde derſelben hat? Warlich man kan ſich des Unwillens, oder wenigſtens des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſolche unphiloſophiſchen Gedanken lieſet, die ſchön und wahr ſeyn ſollen, und gleichwol keines von Beiden, ſondern blos ſchallende Worte ſind. — Eben ſo ungereimt iſt es, wenn es ferner heiſt: „Es wäre auch ſchwer zu begreiffen, wie bei einer ſolchen Dunkelheit in der Seele, die wahren Begriffe von Treue und von Ehrlichkeit entwickelt ſeyn, oder wie dieſelben einen wirkſamen Einfluß auf ſolche Gemüter haben könten, welche allein durch Triebe und durch Einfälle beherſchet werden." Sind wol unter tauſend Menſchen zehn, die nur einigermaſſen echte uns umfaſſende Begriffe von Treue und Ehrlichkeit haben? Sie ſind im geſellſchaftlichen Leben, ſo mannigfaltig und relativiſch, daß einer der zum Nachdenken und zum Beobachten aufgelegt iſt, ſie eben ſo unbeſtimt und widerſprechend finden

wird, als es die ſonderbaren, und oft mit der Natur des Menſchen ſtreitenden Verhältniſſe ſelbſt ſind, darin wir uns durch Thorheit, und mehrentheils durch angethanen Zwang geſezt haben. In Wahrheit, Iſelin, der in ſeinem Buche ſo häuffig zeigt, daß ſeine Vorſtellungen von der wahren Natur des Menſchen, durch Meinungen und Vorurtheile der Erziehung, die er erhalten hatte, keinesweges grade und richtig, ſondern oft geworfen, ſchief und falſch ſind, würde, in meinen Augen, einer der Lezten ſeyn, von dem man richtige Begriffe von Treue und Wahrhaftigkeit erwarten mögte. Ich bezweifle die Güte ſeines moraliſchen Charakters keinesweges, vielmehr halte ich ihn für einen guten und wohlmeinenden Mann; allein ich unterhalte nichts deſtoweniger Bedenklichkeiten über ſeine Einſichten und Grundſätze, nach welchen er dieſen ſeinen Charakter, in der Geſellſchaft und in dem Umgange, darin er ſeine Tage verlebte, gebildet hatte, die ihm freilich als die kläreſten und in der Wahrheit gegründetſten vorkamen. Seine ſchwülſtige und redneriſch ſeynſollende Schreibart, ſeine Declamationen, in welchen ſo viele Schweizerismen vorkommen, machen ſeine Schilderungen deſto auffallender, zumal wenn er, ſeinem Ausdrucke nach, ein erhabenes Lob, der Erweiterungen menſchlicher Fähigkeiten

und Begierden ertheilet — Erweiterungen die in den meiſten Fällen nur erhabene Beweiſe der Thorheit und Eitelkeit ſind, in welche der Menſch, durch Verfeinerungen des Geſellſchafts-zuſtandes, verfället und die ſeiner gerühmten Vernunft oft wenig Ehre machen.

Anmerk. 63. zu S. 328.

Ich weiß ſehr wohl, daß es, in alten Zeiten, Völker gegeben, die von den Griechen Barbaren genennet wurden, bei denen die Weiber in groſſen Anſehen ſtanden. Unter den Scythen, den Sarmaten, den Egyptern, Garamanten, Cantabriern, Sabäern, Medern, Spartanern und einigen andern Völkern, galten die Weiber ſehr viel, und hatten, zu Zeiten, die Zügel der Regierung ſelbſt in Händen; allein, dieſes ſind ſchon Ausartungen, die von der Regel der Natur abweichen, und ihre beſondern, aus mancherlei Umſtänden zu erklärenden, Urſachen haben, woraus ſie entſtanden ſind, für die aber hier der Ort nicht iſt, ſie weiter zu entwickeln. Daß bei unſern alten Deutſchen, die Weiber in keinem geringen Anſehen ſtanden, rührte wol gröſtentheils aus Aberglauben her. Die Weiber, zumal die alten, ſind zum Träu-

men, zur Zauberei, und abergläubigen Verrichtungen, von jeher mehr aufgelegt geweſen als die Männer, und brachten ſich dadurch eine Art von Anſehen zuwege.

Anmerk. 64. zu S. 329.

Nicht allein Labat fand dergleichen unter den Wilden in Weſtindien, ſondern auch die neuern Weltumſegler, trafen eine ähnliche Sitte, auf einigen neuentdekten Inſeln des Südmeers an. Man ſiehet hieraus, daß das weibliche Geſchlecht, da wo man ſich von der Natur noch nicht weit entfernet hat, in Unterwürfigkeit gehalten wird; denn es iſt blos eine Folge der Civiliſation, daß ſie zu dem Range der Männer, ja noch wol über dieſelben erhoben worden ſind; die Natur iſt dagegen. Sehr auffallend iſt es daher einem unbefangenen Beobachter der Menſchheit, wenn ein Capitain King, der nach dem Tode Cook's ſeine dritte Reiſe vollendete und ſie herausgab, nachdem er den Charakter der Bewohner von Wheihie vortheilhaft geſchildert, ſo ſchreibt: „Man muß indeſſen wohl bemerken, daß ſie in Anſehung des vorzüglichſten Kenzeichens der Civiliſation, noch ſehr hinter denn andern Inſulanern (vermutlich meint er

die von den Freundſchaftlichen und Geſellſchafts-inſeln) zurük ſind, nemlich in der Hochachtung und Ehrerbietung die dem weiblichen Geſchlechte gebüret. Hier (auf den Sandwichinſeln) ſind die Weiber nicht allein des Rechtes beraubet, in der Geſellſchaft der Männer zu eſſen, ſondern es ſind ihnen auch die beſten Arten von Lebens-mitteln unterſagt. Schweinefleiſch, Schildkrö-ten, verſchiedene Arten von Fiſchen, einige Gattungen von Wegewurzeln (plantains) ſind ihnen zu eſſen verboten, und wir höreten daß ein armes Mädchen, ſehr hart war gezüchtiget worden, weil es am Bord unſeres Schiffes, eines dieſer verbotenen Dinge gegeſſen hatte. Im häußlichen Stande ſcheinen die Weiber faſt ganz unter ſich zu leben, und ob wir gleich nicht ein einziges Mal ſahen, daß ſie perſönlich übel behandelt wurden, ſo war es doch ſehr ſichtbar, daß man wenig Aufmerkſamkeit und Achtung für ſie hatte." S. Abridgment of Cooks last voyage, p. 351. Einem Engländer, wie King, deſſen vaterländiſche Inſel, mit vielem Rechte, der Himmel der Weiber genannt wird, muſten dieſe Sitten der Bewohner der Sandwichinſeln freilich ſehr tadelnswürdig vorkommen; allein er ſah durch die Brille ſeiner Erziehung, und jene lebten mehr nach der Natur, ob ſie gleich ihre Herſchaft zuweit trieben, und den Weibern

Speiſen unterſagten, wozu ſie ſo gutes Recht hatten als die Männer.

Anmerk. 65. zu S. 330.

Was Labat, am angeführten Orte, über das hinzuſezt was er von den Caraiben und ihren Weibern geſagt hat, iſt ſehr wahr und ſollte mehr bedacht werden, als man gemeiniglich zu thun gewohnt iſt. Er ruft ſo aus: Grand exemple pour les femmes chretiennes, qu'on leur preche inutilement, depuis la mort de Sara, femme d'Abraham, et qu'on leur prechera, selon les apparences, jusqu' à la fin du monde, avec aussi peu de fruit, qu'on preche l'Evangile aux Caraibes!

Anmerk. 66. zu S. 336.

Commerſon ſagt: Là (à Taiti) ni la honta ni la poudeur excercent leur tyrannie. — L'acte de creer son semblable est un acte de religion; les preludes en sont encouragé par les voeux et les chants de tout le peuple assemblé et la fin celebrée par des applaudissemens universels. Tout étranger est admis a

participer à ces heureux mysteres; c'est même un des devoirs de l'hospitalité que les y inviter, de sorte que le bon Taitien jouit ſans ceſſe, ou du ſentiment de ſes propres plaiſirs, ou du spectacle de ceux des autres. V. la Decade philoſophique literaire et politique, No. 30. An VI de la republique, IVme trimeſtre 30 Meſſidor, p. 129.

Von den Itälmenen auf der Halbinſel Kamſchatka, berichtet Steller, in ſeiner Beſchreibung dieſes Landes, Leipzig 1774. S. 350. daß die dortigen Weiber, in Gegenwart aller Menſchen, ſowol der alten als jungen, gebären, und in der Note unter den Text, ſezt er hinzu: „Weil die Itälmenen, promiskue, in den Wohnungen, und vor den Augen ihrer leiblichen Kinder, den Beiſchlaf vollbringen und gebären, ſo lernen die Kinder von Jugend auf das Venuswerk, und probiren ſolches ihren Eltern nachzumachen. Wenn ſolches auf ordentliche Art geſchah, ſo prahlten ihre Eltern, daß ihre Kinder ſo bald zu Verſtande gekommen."

Anmerk. 67. zu S. 361.

Die Athener hatten einer, ihnen unbekanten, Gottheit, einen Altar errichtet, und die Taiter

hatten ebenfals der Gottheit Britanniens, ein, nach ihrer Art groſſes Hauß gebauet, in welchem der alte kränkliche König oder Häuptling Munua, wenn er ſich ſehr übel befand, die Nacht über zu ſchlafen pflegte, in der Hofnung daß die Gottheit Britanniens, ihm darin wohlthun werde. Dieſe Art des Aberglaubens war um ſo viel auffallender, da, nach den Berichten, der im Jahre 1796, dahin abgegangenen engliſchen Mißionarien, die armen Taiter klagten, daß kein engliſches Schif bei ihnen angekommen ſey, welches ihnen nicht, neben der Venusſeuche, jedesmal eine neue ihnen vorher unbekant geweſene Krankheit mitgebracht hätte. Der Capitain Vancouver, der daſelbſt 1790 ankam, brachte ihnen zuerſt die Ruhr. — Allein, da die Engländer große Schiffe, Canonen und Flinten hatten, ſo ſchloſſen die Taiter daraus daß ihre Gottheit mächtiger ſeyn müſſe als der Eatua von Taiti.

Anmerk. 68. zu S. 363.

Die Einbildung ſchuf bei den Wilden, eben ſolche Hirngeſpinſte, als die, welche die Griechen Kakodämonen nennen. Wo ſie Kräfte, Wirkungen und Bewegungen wahrnamen, davon ſie die Urſachen nicht einſehen konten, bildeten

ten ſie ſich gleich etwas Unſichtbares und Unbegreifliches dabei ein, wie das was wir Geiſt oder Seele zu nennen gewohnt ſind. Indeſſen vermenſchlichten ſie, wenn ich mich ſo ausdrüken darf, dennoch Alles; und wenn ſich etwas Groſſes, Widriges und ihnen Nachtheiliges ereignet hatte, daß ſie ſich nicht erklären konten, ſo ſagten ſie ganz gelaſſen, wie die Irokeſen, „der Mann oben in der Höhe hat es gethan.“ Die Wilden bilden ſich ein, daß in der Sonne, in dem Monde und in den Geſtirnen, lebendige Weſen ſind, die in ihnen wohnen und ſie bewegen. Eigentlich ſoll dieſes wol nichts anders ſeyn, als daß ſie dieſelben, ſo wie die Thiere, in ſich ſelbſt, für belebt hielten. Gefühle einer gewiſſen Art von Dankbarkeit gaben auch manchen Völkern, die Veranlaſſung zur Verehrung der Sonne und des Mondes. Die wohlthätigen Einflüſſe, der Erſtern, auf die Fruchtbarkeit der Erde und ihre Erleuchtung, ſo wie auf die Wärme und Geſundheit des Menſchen, erzeugten eine große Schätzung und Achtung für dieſelbe. Der Mond leuchtete dem Wanderer und dem Jäger des Nachts, ſo wie die Sonne am Tage. Ermüdet legt er ſich, auf die Erde, zum Schlafe nieder; er erwacht am Morgen, mit Gliedern, die von nächtlicher Kälte ſtarre geworden ſind; allein die aufgehende Sonne, macht

ſie, durch ihre erwärmenden Strahlen, wieder gelenkſam, er ſtehet auf zur Thätigkeit, und findet ſich zu den unterbrochenen Verrichtungen des vorigen Tages wieder geſchikt. Iſt es da Wunder, daß er ſie mit dankbarer Freudigkeit anſchauet, und ſie als ſeine Wohlthäterin verehret? Was die Wilden ſich daher groß, wohlthätig und mächtig dachten vergleichen ſie mit der Sonne und leiteten ſeine Abkunft davon her. Aus dieſer Urſach nannten die Peruaner ihre Könige Kinder der Sonne. Eben ſo wenig iſt es, bei der geringſten Kentniß menſchlicher Empfindungen auffallend, daß der Wilde, für die unter ſeines Gleichen, die durch guten Rath, heilſame Lehren, und weiſe Geſetze ſein Leben angenemer machten, oder es durch nüzliche Erfindungen erleichterten, die auf ſeinen Unterhalt und ſeine Sicherheit Beziehung hatten, eine Hochachtung empfand, die ſich nicht allein bei ihrem Leben, ſondern auch nach ihrem Tode, durch ein achtungsvolles Andenken, äuſſerte. Brachte hernach noch der Aberglaube den Gedanken hervor, und ward er zu einer von Mehrern angenommenen Meinung, daß dieſe nicht mehr unter den Lebendigen Vorhandene, auch abweſend, nach ihrem Tode, ihren Freunden Gutes erweiſen könten und dazu geneigt wären, ſo haben wir hier den erſten Urſprung einer

abergläubigen Verehrung, die, unter cultivirten Völkern, hernach den Namen der Vergötterung erhalten hat.

Anmerk. 69. zu S. 396.

Mehr als einmal habe ich, während des Schreibens dieſes Werkes, Gelegenheit gehabt, etwas von dem Einfluße des Clima auf den Menſchen zu ſagen, ich habe ſie aber darum vorbei gehen laſſen, weil ſich mit Zuverläßigkeit darüber nichts ſagen und beſtimmen läßt. Selbſt die Frage: Was iſt Clima, habe ich nirgendwo, auf eine befriedigende Weiſe, beantwortet gefunden. Das Beſte was ich hierüber geleſen iſt des Hippokrates kleines Buch: Περι ἀερων, ὑδατων, τοπων. Paris 1646, 4to. oder, von der Luft, dem Waſſer, und den Gegenden. Unter den neuern iſt William Falconer's ziemlich weitläuftiges Werk: Remarks on the Influence of Climate, Situation, Nature of country, Population, Nature of Food and way of Life, on the disposition and temper, manners and behaviour, intellects, laws and customs, form of Government, and religion of Mankind, London 1781. 4to, wol das vorzüglichſte.

Gedruckt bey Johann Bernhard Appel.

Drukfehler und Verbeſſerungen.

S. 1. Z. 12. vorſtehen, l. verſtehen.
S. 8. Z. 12. dem, l. den.
S. 71. Z. 13. den, l. dem.
S. 76. Z. 9. dem, l. den.
S. 156. Z. 2 von unten, nature l. mature.
S. 160. Z. 12. Philips, l. Philippo.
S. 165. Z. 9. erzonem, l. erzogenen.
S. 167. Z. 2. bedauert, l. bedauret.
S. 207. Z. 9. Ohrlöffel, l. Ohren.
S. 235. Z. 9. Nabarn, l. Nachbarn.
S. 272. Z. 17. denn, l. denen.
S. 273. Z. 9. ihn, l. ihm.
S. 335. Z. 6. beiden, l. beide.
S. 411. Z. 5. Thieren, l. Thiere.
S. 433. Z. 2 von unten, depeuples, l. depeupler.
S. 484. Z. 1. Coeunt, l. coeunt.
S. 557. Z. 10. Wegebreit, im engliſchen und franzöſiſchen plantain, auch pisang.
S. 538. Z. 9. am, l. die.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendeborn, Gebhard Friedrich August,

Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung

Hamburg 1807

Anthr. 150 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255639-8